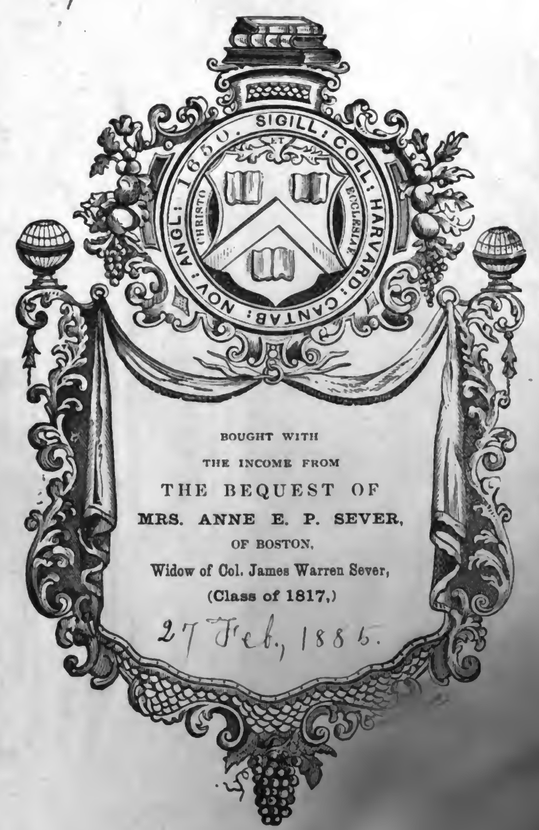
Sagen der grafschaft Mansfeld und ihrer nächsten umgebung

Hermann Grössler


SIGILL : COLL : HARVARD : CANTAB : NOV : ANGL : 1650.
CHRISTO ET ECCLESIAE

Sagen

der Grafschaft Mansfeld

und ihrer nächsten Umgebung.

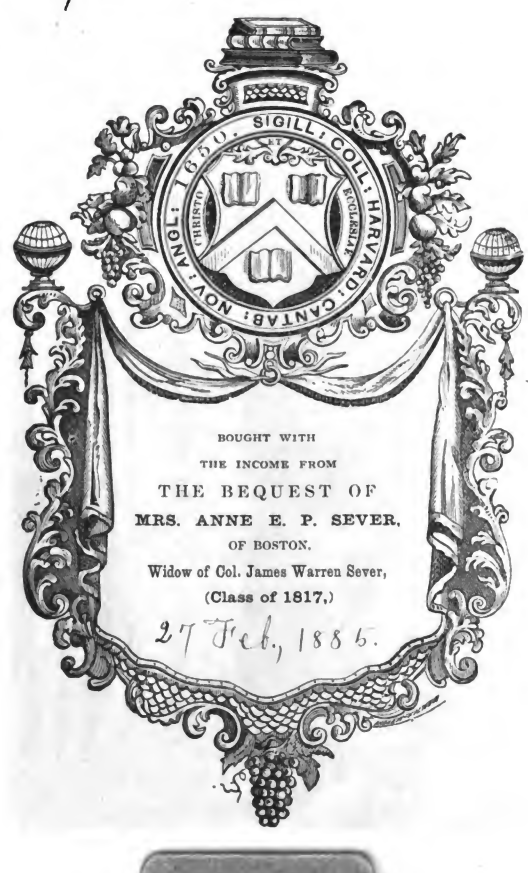
Gesammelt

von

Dr. Hermann Größler.

Selbstverlag. In Kommission bei O. Mähnert.

Eisleben, 1880.


SIGILL: COLL: HARVARD: CANTAB: NOV: ANGL: 1650.
CHRISTO
ET
ECCLESIAE

Sagen

der Grafschaft Mansfeld

und ihrer nächsten Umgebung.

Gesammelt

von

Dr. Hermann Größler.

Selbstverlag. In Kommission bei O. Mähnert.

Eisleben, 1880.



Sr. Erlaucht

dem Grafen Botho

zu Stolberg-Wernigerode

auf

Ilsenburg

in Ehrerbietung gewidmet.

Vorwort.

Seitdem in den meisten Gegenden Deutschlands die im Munde des Volkes noch vorhandenen Sagen und Sagenreste mit anerkennenswertem Eifer gesammelt worden sind und Forschungen verschiedener Art bekundet haben, wie wertvoll auch das Unscheinbare und nur als Bruchstück Erhaltene auf diesem Gebiete sein kann, ist es überflüssig geworden, über die Nützlichkeit oder Notwendigkeit derartiger Sammlungen noch ein Wort zu verlieren, ganz abgesehen davon, daß dem Einheimischen auch diejenigen Sagen lieb und wert sein müssen, von denen die Wissenschaft vorläufig noch keinen Gebrauch zu machen weiß. Die Frage ist meist bloß die, ob eine solche Sammlung überhaupt noch möglich ist. Denn frage man nur die Leute nach dem Grunde seltsamer Flurnamen, nach der Vergangenheit auffallender Oertlichkeiten, und man wird fast ohne Ausnahme die Antwort erhalten, das wisse niemand zu sagen. Es ist in der That meist so, daß niemand mehr eine Sage zu erzählen weiß. An vielen Orten fehlt die Teilnahme für die Vergangenheit des Bodens, auf dem man wohnt, und für die Menschen, die dem jetzigen Geschlechte vorangegangen sind, fast völlig. Bei dem rastlosen Ringen nach Erwerb und dem Streben, den Boden zur Gewährung der höchsten Leistungen zu zwingen, hat man keine Zeit, keine Empfänglichkeit, keine Achtung mehr für die Ueberlieferungen der Vergangenheit. In manchen Orten freilich machen deren Schicksale den Mangel sagenhafter Ueberlieferung erklärlich. Wenn man bedenkt, wie viele Dörfer wiederholt in Kriegszeiten, namentlich während und infolge des dreißigjährigen Krieges, Jahrzehnte, ja Jahrhunderte lang verödet gelegen haben und von sämtlichen Bewohnern verlassen gewesen sind, wie also das damalige junge Geschlecht, der natürliche Träger solcher Ueberlieferung, gar nicht in die Lage gekommen ist, von Eltern und Großeltern Sagen der Vorzeit erzählen zu hören, die sich auf den Boden beziehen, von welchem sie während langer Jahre als Flüchtlinge losgelöst waren, so begreift man die hier und da begegnende auf-

fallende Magerkeit, ja das gänzliche Fehlen sagenhafter Ueberlieferung. Dazu kommen nun noch die unheilvollen Wirkungen der Separation. Nichts hat mehr, als diese einem vorübergehenden Vorteil dienende Neuaufteilung der Fluren, die an bestimmte Oertlichkeiten gebundene Ueberlieferung ausgerottet; mit den Hügeln, die man abgetragen, mit den Steinblöcken, die man gesprengt, mit den Rainen, die man umgepflügt, mit den Waldungen und Büschen, die man gerodet, hat man den Sagen, welche an sie geknüpft waren, den Boden längerer Dauer entzogen, denn seitdem ist kein Anlaß mehr da, daß der Sohn den Vater, der Enkel den Großvater nach der Bedeutung jener dem Auge durch ihre Form, dem Ohre durch ihre Namen auffallenden Gegenstände und Oertlichkeiten fragen könnte, und somit auch kein Anlaß mehr, daß die Alten den Jungen die Sagen erzählen, welche ihnen selbst über jene Zeugen einer uralten Vergangenheit überliefert worden sind. Die Folge ist, daß nur wenig Leute noch zu finden sind, die aus lebendiger Ueberlieferung die Sagen ihrer Heimat kennen; die meisten, wenn sie überhaupt noch Sinn für dergleichen haben, erfahren zu ihrer Verwunderung gelegentlich aus Büchern, was ihre Vorfahren auf diesem Boden erzählt und gesagt haben. Und überaus schwer ist es, die wenigen Personen, aus deren Erinnerung sich noch schöpfen läßt, ausfindig, und wenn dies gelungen ist, zutraulich genug zu machen, daß sie sich entschließen, das „dumme Zeug, das ja doch nicht wahr ist“ zu erzählen. So würde denn ein Sammler, der heutzutage, wie es in früherer Zeit noch lohnte, das Land durchstreifen wollte, um sich in Dorfwirtshäusern von Bauern und Fuhrleuten, auf Aengern und Bergen von Schäfern, an Gewässern von Fischern die Sagen des Landes erzählen zu lassen, sich sehr in seinen Hoffnungen getäuscht finden. Als ein außerordentlich günstiger Zufall wäre es anzusehen, wenn er auf solchen Wanderungen mit Leuten zusammenträfe, die nicht nur im Stande, sondern auch bereit wären, ihm dergleichen zu erzählen. Heutzutage muß daher der Sagensammler, wenigstens in unserer Gegend, einen andern Weg einschlagen. Er muß sich an diejenigen wenden, welche ihre ganze Kindheit auf dem Lande im Elternhause zugebracht und dort Gelegenheit gehabt haben, manches trauliche Gespräch über die Vergangenheit zu hören oder doch

mit den etwa noch vorhandenen Hütern der Sage vertraut genug sind, um diesen das Wenige oder Viele, was sie etwa noch wissen, zu entlocken; die aber auch im Stande sind, das ihnen Erzählte getreu, unter Beibehaltung alles Eigentümlichen wiederzugeben. Diese Bedingungen fand ich in der Mehrzahl der Schüler der Oberklassen des hiesigen Gymnasiums und Seminars vereinigt, und so sind denn die Sagen, welche ich hier veröffentliche, zu nicht geringem Teil Ergebnisse der von mir und meinem verehrten Freunde, Herrn Seminarlehrer Dr. Schütze, den Schülern jener Oberklassen wiederholt gestellten Aufgabe, Sagen der Heimat zu sammeln, obgleich auch von verschiedenen Freunden und Genossen meiner Forschung mir wertvolle Beiträge zugegangen sind.

Die Dankbarkeit gebietet, die Namen derer zu nennen, welche mein Unternehmen freundlich unterstützt haben. An erster Stelle nenne ich folgende ehemalige Primaner des hiesigen K. Gymnasiums: J. Baarmann, W. Liebenam, G. Netto, B. Israel, E. Quenzel, E. Schneider, R. Seehaussen aus Eisleben, J. Barth aus Sausedlitz, H. Blumberg aus Ebendorf, H. Bühling aus Urbach, K. Cäsar aus Hettstedt, O. Dietzel aus Creisfeld, O. Edler aus Sotterhausen, P. Günther aus Wittenberg, O. Kretzer aus Blankenheim, F. v. Otto aus Carlsberg, K. Platz aus Hornburg, R. Schubert aus Hainichen, H. Schulze aus Görsbach, G. Schwen aus Beesenlaublingen, F. Volkland und G. Wolfram aus Allstedt. Von ehemaligen Zöglingen des hiesigen Königl. Seminars haben Beiträge geliefert: W. Hilliger aus Helbra, J. Kirschmann aus Donndorf, K. Lässing aus Pölsfeld, O. Platz aus Hornburg, M. Rensch aus Schraplau, O. Schmeil aus Gröbers, K. Töpfer aus Heiligenthal. Außerdem verdanke ich mehr oder minder zahlreiche Beiträge den Herren: Landwirt Fricke zu Helfta, Pastor Größler zu Altenrode, Pastor Heine zu Erdeborn, Pastor Krumhaar zu Giebichenstein, Lehrer Menzel zu Sangerhausen, Oberpfarrer Prof. D. Nebe zu Roßleben, Kantor Platz zu Hornburg, Rentier Poppe zu Artern, Pastor Reinecke zu Schauen, Rector Schmalfeld zu Hettstedt, Kantor Schmidt zu Siersleben. Ihnen allen spreche ich an dieser Stelle meinen aufrichtigen Dank aus.

Die Zahl der Vorgänger auf meinem Sammlerwege ist gering. Bekannt ist die Giebelhausensche Sammlung, welche jedoch, ganz abgesehen davon, daß sie mehr humoristischen als wissenschaftlichen Zwecken dient und darum eine stark subjektiv gefärbte Darstellungsweise hat, nicht entfernt für eine nur annähernd erschöpfende Sammlung Mansfeldischer Sagen gelten kann, da die Fülle des in ihr Gebotenen gering ist. Meine Sammlung zeigt, welche Ausbeute noch immer zu machen war. Ausgehend von dem Streben nach möglichster Vollständigkeit, habe ich in dieselbe nicht nur alle bereits gedruckten, auf die Grafschaft Mansfeld oder deren nächste Umgebung bezüglichen Sagen mit aufgenommen, sondern auch bloße Sagentrümmer nicht verschmäht, um nichts, was hier oder da Teilnahme erwecken könnte, verloren gehen zu lassen. Die Bücher, in denen eine der vorliegenden Sagen meines Wissens bereits gedruckt war, sind unter den Ueberschriften angegeben. Die von mir zuerst gesammelten Sagen sind durch einen der Ueberschrift beigefügten Stern bezeichnet. Ein Stern in Klammern soll andeuten, daß ein Teil oder eine abweichende Ueberlieferung der betreffenden Sage einem noch nicht veröffentlichten Berichte entstammt. Meine Aufzeichnung hat möglichst treue Wiedergabe des Berichtes erstrebt und sich Umbildungen oder Erweiterungen in falsch verstandenem ästhetischen Interesse nicht gestattet. Die Sammlung soll eben nur zusammenstellen, was man hier noch zu erzählen weiß, und es geben, wie es erzählt wird. Nicht unbemerkt mag auch bleiben, daß für die Schreibung der Wörter die neue Schulorthographie maßgebend gewesen ist, um die lesende Jugend nicht in Zwiespalt mit dem in der Schule Gelernten zu versetzen.

Möge das kleine Werk, welches mir manche Mühe verursacht, aber auch manchen Genuß geboten hat, seine Aufgabe erfüllen, den Forschern erwünschten Stoff für ihre Forschung zuzuführen und in der Landschaft, welcher die Sagen entstammen, die Liebe zur Heimat tiefer wurzeln zu lassen.

Eisleben, im Oktober 1880.

Dr. Hermann Größler.

Inhalts-Verzeichnis.

I. Eisleben und Umgebung.

II. Die Mansfelder Seeen und ihre Umgebung.

III. Gegend von Gerbstedt.

IV. Gegend von Bernburg, Aschersleben und Harzgerode.

V. Gegend von Ermsleben und Hettstedt.

VI. Gegend von Mansfeld.

VII. Gegend von Wippra.

VIII. Gegend von Sangerhausen.

IX. Gegend von Stolberg.

X. Gegend von Allstedt.

XI. Gegend von Artern und Heldrungen.

XII. Gegend von Nebra.

XIII. Gegend von Querfurt.

XIV. Gegend von Freiburg, Naumburg und Zeitz.

XV. Gegend von Merseburg und Halle.

I. Eisleben und Umgebung.

1. Der getreue Eckart.

(Grimm, Deutsche Sagen No. 314.)

Johann Kemmerer, Pfarrherr zu Mansfeld, seines Alters über achtzig Jahr, erzählte, daß zu Eisleben und im ganzen Lande Mansfeld das wütende Heer vorübergezogen sei, alle Jahr auf den Faßnacht-Dornstag, und die Leute sind zugelaufen und haben darauf gewartet; nicht anders, als sollte ein großer mächtiger Kaiser oder König vorüberziehen. Vor dem Haufen ist ein alter Mann hergegangen mit einem weißen Stab, hat sich selbst den treuen Eckart geheißen. Dieser Mann hat die Leute heißen aus dem Wege weichen, auch etliche Leute gar heimgehen, sie würden sonst schaden nehmen. Nach diesem Mann haben etliche geritten, etliche gegangen und es sind Leute gesehen worden, die neulich an den Orten gestorben waren, auch der einesteils noch lebten. Einer hat geritten auf einem Pferde mit zweien Füßen. Der ander ist auf einem Rade gebunden gelegen und das Rad ist von selbst umgelaufen. Der dritte hat einen Schenkel über die Achsel genommen und hat gleich sehr gelaufen. Ein ander hat kein Kopf gehabt und der Stück ohn Maßen. In Franken ist's noch neulich geschehen, und zu Heidelberg am Neckar hat man's oft im Jahr gesehen. Das wütende Heer erscheint in Einöden, in der Luft und im Finstern, mit Hundegebell, Blasen auf Waldhörnern und Brüllen wilder Tiere; auch siehet man dabei Hasen laufen und höret Schweine grunzen.

2. Der Knoblauchskönig.

(Grimm, Deutsche Sagen No. 490.)

Kaiser Heinrich IV. entbot den Sachsen, wo sie seinen Sohn zum König wähleten, wolle er nimmermehr ziehen in Sachsenland. Aber die Leute hatten keine Lust, und sprach Herzog Otto von der Weser: „Ich habe je in der Welt sagen hören, von einer bösen Kuh kommt kein gut Kalb“; und sie koren zum Gegenkönig Herzog Hermann von Lothringen (Luxemburg), der ward vom Mainzer Bischof geweihet, und setzten ihn auf die Burg Eisleben, da der Knoblauch wächset. Die Kaiserlichen nannten ihn zum Spott Knoblauchskönig oder König Knoblauch, und er kam nie zur Macht, sondern wurde nachher auf einer Burg erschlagen, wohin er geflohen war. Da sagte man abermals: „König Knoblauch ist tot.“

---

3. Till Eulenspiegel in Eisleben.

(Nach Simrock, Deutsche Volksbücher X, S. 466—470).

In Eisleben wohnte ein Wirt, der hielt sich für einen tapfern Mann und rühmte sich gern gegen andre seiner Mannheit. Zu dem kamen einmal zur Winterszeit, als tiefer Schnee lag, drei Kaufleute aus Sachsen, die nach Naumburg zur Messe wollten, spät bei finstrer Nacht in die Herberge. Da sagte der Wirt, der mit dem Munde sehr behend war: „Was zum Teufel kommt ihr so spät in die Herberge?“ Die Kaufleute entgegneten: „Herr Wirt, ihr dürft uns nicht so anschnauzen, denn wir haben ein Abenteuer mit einem Wolfe gehabt; mit dem haben wir uns draußen lange herumschlagen müssen.“ Da der Wirt das hörte, spottete er über sie und sagte, das wäre eine Schande, daß ihrer dreie sich von Einem Wolf hätten erschrecken lassen; wenn ihm allein draußen zwei Wölfe begegneten, wollte er sie schon verjagen oder erschlagen.

So spottete der Wirt den ganzen Abend über seine Gäste, bis dieselben zu Bette gingen. Nun hatte aber der Schalk Eulenspiegel, der schon manchen genarrt hatte, auch dabei gesessen und das Gespötte mit angehört. Der sprach zu den Kaufleuten, mit denen er in Eine Kammer gelegt wurde, als dieselben sich berieten, wie sie dem Wirte sein Großmaul stopfen könnten: „Liebe Freunde, ich will ihn schon bezahlen, daß er nie wieder vom Wolfe reden soll.“ Das gefiel den Kaufleuten wohl, und gelobten ihm freie Zehrung und bares Geld dazu. Da sprach Eulenspiegel, wenn sie auf dem Heimwege wieder in diese Herberge kämen, würde er auch da sein und den Wirt bezahlen helfen. So ritten denn die Kaufleute am andern Morgen davon, der Wirt aber rief ihnen noch spöttisch nach: „Seht zu, daß euch kein Wolf begegne!“ Die Kaufleute entgegneten: „Herr Wirt, habt Dank, daß ihr uns warnt. Wenn uns die Wölfe fressen, so kommen wir nicht wieder; und fressen euch die Wölfe, so finden wir euch nicht mehr hier.“ Während sie nun hinweg zogen, ritt Eulenspiegel auf den Harz und stellte den Wölfen nach, und Gott gab ihm das Glück, daß er einen fing; den tötete er und ließ ihn hart gefrieren. Als nun die Zeit da war, daß die Kaufleute wieder gen Eisleben in die Herberge kommen sollten, da steckte Eulenspiegel den toten Wolf in einen Sack und ritt gen Eisleben, wo er auch die drei Kaufleute der Verabredung gemäß in der Herberge fand. Und wiederum redete der Wirt große Worte und hänselte die Kaufleute, bis sie zu Bette gingen. Eulenspiegel, der zu allem still geschwiegen, kam wieder mit ihnen in die Kammer und sprach zu ihnen: „Gute Freunde, seid still und wacht und laßt mir ein Licht brennen.“ Als nun der Wirt mit seinem Gesinde zu Bette war, schlich Eulenspiegel hinaus, holte den toten Wolf, der hart gefroren war, trug ihn an den Herd und unterstellte ihn mit Stecken, daß er aufrecht stand. Dann sperrte er ihm das Maul weit auf, steckte ein Paar Kinderschuh hinein, ging wieder zu den Kaufleuten in die Kammer und rief laut: „Herr Wirt!“ — Der Wirt, welcher noch nicht

eingeschlafen war, fragte zurück, was sie denn wollten? Ob sie schon wieder ein Wolf beißen wollte? Da riefen sie: „Ach, lieber Herr Wirt, sendet uns die Magd oder den Knecht, daß er uns Trinken bringe: wir wissen uns vor Durst nicht zu lassen." Zornig sprach da der Wirt: „Das ist Sachsen Art; die saufen Tag und Nacht", und rief der Magd, daß sie den Gästen Trinken brächte. Diese stand auf und ging zum Herde, um Licht anzuzünden. Da sah sie den Wolf mit aufgesperrtem Maul, meinte, er hätte die Kinder gefressen, ließ das Licht fallen und lief in den Hof. Abermals schrieen nun die Gäste, ob ihnen denn niemand zu trinken brächte? Nun rief der Wirt den Knecht, und auch dieser meinte, als er zum Herde kam und den Wolf stehen sah, er hätte die Magd gefressen, ließ das Licht fallen und lief in den Keller. Da sprach Eulenspiegel zu den Kaufleuten: „Seid guter Dinge, das Spiel wird gut." Und alle vier riefen nun laut: wo denn der Knecht und die Magd wären, daß sie kein Trinken brächten? Der Wirt sollte doch selber kommen und ein Licht bringen. Da stand der Wirt zornig auf und sprach: „Der Teufel hat die Sachsen gemacht mit ihrem Saufen!" zündete ein Licht an und sah den Wolf am Herde stehen, der hatte die Schuhe im Maul. Da fing er an Zetermordio zu schreien, lief zu den Kaufleuten in die Kammer und schrie: „Lieben Freunde, kommt mir zu Hilfe; bei dem Feuer steht ein grauslich Tier; das hat mir die Kinder, die Magd und den Knecht gefressen." Die Kaufleute und auch Eulenspiegel waren alsbald bereit und gingen mit dem Wirte zum Feuer. Auch der Knecht kam aus dem Keller, die Magd vom Hofe, und die Frau brachte die Kinder aus der Kammer, so daß sie noch alle sich lebendig erwiesen. Da ging Eulenspiegel hinzu, stieß den Wolf mit dem Fuße um, daß er liegen blieb, ohne eine Glied zu rühren, und sprach: „Das ist ein toter Wolf. Macht ihr darum solch Geschrei? Nicht lange, so wolltet ihr zwei lebendige Wölfe im Feld erschlagen, und nun jagt ein toter Wolf euch und all euer Gesind in die Winkel! Ihr habt es in den Worten, wie mancher im

Sinn.“ Wie der Wirt sah, daß er genarrt war, ging er zu Bette und schämte sich seiner Großsprecherei, prahlte auch nach der Zeit nicht mehr so viel von seiner Mannheit; die Kaufleute aber freuten sich und lachten, bezahlten, was sie und Eulenspiegel verzehrt hatten, und ritten von dannen.

---

4. Das nächtliche Abenteuer.*

Vor langen, langen Zeiten lebte zu Eisleben ein Gerichtsamtmann, Namens Otte. Wegen seiner Geradheit und Redlichkeit, die er in seiner amtlichen Thätigkeit wie im Umgange bewies, wurde derselbe allgemein geachtet; auch stand er im Rufe großer Gelehrsamkeit. Kein Wunder also, wenn Herr Otte überall, wo ein wichtiger Prozeß zu entscheiden war, zugezogen wurde.

Das Haus, welches der Amtmann bewohnte, steht noch; wohl jedem Bürger Eislebens ist es bekannt unter dem Namen „das Storchnest.“ Dasselbe soll ursprünglich der Wohnsitz eines alten Patriziergeschlechts gewesen sein, und noch jetzt bekundet sein Aeußeres die Wohlhabenheit des ehemaligen Besitzers. Wie aber noch heutzutage das Storchnest abliegt von allem lebhafteren Verkehr, so auch schon zu den Zeiten Ottes.

Um so mehr mußte es Otte sonderbar vorkommen, als er einst — es war in einer dunklen Novembernacht — durch lebhaften Hufschlag und Wagenrollen aus seinem sonst sehr gesunden Schlafe erweckt wurde. Noch mehr aber staunte er, als das heranbrausende Gespann vor seinem eignen Hause halt machte. Etwas neugierig und doch nicht ohne eine gewisse Besorgnis vernahm er jetzt ein Pochen an der Hausthüre. Otte bekreuzte sich und öffnete. Wie groß aber war sein Schrecken, als drei starke, vermummte und bis an die Zähne bewaffnete Männer vor ihm standen, die er sofort für Räuber hielt. In seiner Angst wollte er um Hilfe rufen, doch war er vernünftig genug, einzusehen, daß er dadurch sein Verderben

nur beschleunigen würde. Deshalb raffte er sich zusammen, bot den Leuten einen guten Abend und fragte sie in so freundlichem Tone, als ihm seine Aufregung erlaubte, nach ihrem Begehr. Erst als die Räuber vorsichtig die Thür hinter sich geschlossen hatten, erklärte der eine von ihnen: „Herr Amtmann, Ihr habt durchaus nichts zu befürchten, wenn Ihr thut, was wir befehlen; jeden Widerstand jedoch müßt Ihr mit dem Leben büßen. Rüstet Euch ohne Zögern zur Abfahrt; vergeßt auch nicht, Euer Amtssiegel mitzunehmen; wir selbst werden Euch begleiten.“ Auf seine Frage, was er denn eigentlich für eine Handlung vornehmen solle, erhielt Otte zur Antwort: „Ein wichtiges Testament sollt Ihr aufnehmen!“ So unangenehm nun auch die Lage sein mochte, in der sich der Amtmann befand, — er hielt es doch für geraten, dem Willen der Räuber sich zu fügen. Eiligst machte er sich zur Abfahrt fertig und vergaß auch nicht, sich das Crucifix, ein heiliges Erbstück seiner Familie, umzuhängen zum Schutz gegen alle Angriffe des bösen Feindes. Dann stieg er mit seinen unbekannten Begleitern in den Wagen, vor welchem die Rosse schon ungeduldig stampften. In sausendem Galopp jagte das Gespann den Rammberg hinauf.

Als nun der Wagen das Thor der Stadt hinter sich hatte, wurde Herrn Otte erklärt, er müsse sich wohl oder übel die Augen verbinden lassen. Natürlich war ihm dies Verfahren lästig, die Notwendigkeit davon konnte er um so weniger begreifen, als er bei der herrschenden Finsternis auch mit offnen Augen nicht das geringste hätte sehen können; aber die Furcht vor Gewaltthätigkeiten bestimmte ihn zur Nachgiebigkeit.

Nach Ottes Berechnung hatte die Fahrt ungefähr drei Stunden gedauert, als der Wagen plötzlich anhielt. Der Amtmann wurde der Binde entledigt und gebeten, auszusteigen. Rings um sich her erblickte Otte nichts als Wald und Gestrüpp, und nur in der Ferne bemerkte er ein Feuer, dessen Schein grausig von den Stämmen zurückgeworfen wurde. Zuweilen vernahm er auch das unheilverheißende Geschrei eines Nacht-

vogels oder das Geheul eines Raubtieres, das aus der Ferne schaurig herübertönte. Dies alles trug nur dazu bei, dem armen Manne seine Lage noch schlimmer erscheinen zu lassen, als sie in der That war.

Die drei vermummten Gesellen forderten nun den Amtmann auf, ihnen getrost zu folgen. Man führte ihn in der Richtung nach jenem Feuer zu, und bald entfaltete sich vor seinen Augen ein abenteuerliches Bild. Mitten im Walde war ein Zelt aufgeschlagen, in welchem, um ein hellloderndes Feuer gelagert, gegen vierzehn bewaffnete Räuber des Amtmanns Ankunft erwarteten. Bei seinem Eintritte wurde er sehr ehrerbietig von allen gegrüßt, der Hauptmann aber bat Otte, sich an seine Seite zu setzen. Alsdann erklärte er ihm, man müsse sich erst durch Speise und Trank stärken, bevor zur Verhandlung geschritten werden könne.

Nach kurzer Zeit ward Wildbraten aufgetragen, Humpen voll edlen Weines wurden herbeigeschafft und der Imbiß eingenommen.

Alsdann ließ man Otte einen feierlichen Eid schwören, daß er über die bevorstehende Verhandlung gegen niemand in der Welt weder mündlich noch schriftlich etwas äußern wolle; der geringste Verrat — so bedeutete man ihn — würde sein Leben kosten.

Darnach schritt man zur Aufnahme des Protokolls. Obwohl der Inhalt desselben unbekannt geblieben ist, so scheint doch Otte den ihm gewordenen Auftrag zur Zufriedenheit der Räuber ausgeführt zu haben; wenigstens läßt sich aus dem Folgenden darauf schließen.

Nachdem nämlich die gerichtliche Handlung vollzogen war, hieß man Herrn Otte wieder in den bereitstehenden Wagen einsteigen. Abermals wurden ihm die Augen verbunden, und so trat er in Gesellschaft seiner früheren Begleiter die Rückfahrt an. Noch vor Tagesanbruch erreichte man das „Storchnest.“ Sobald aber dem Amtmann die Binde abgenommen und er ins Haus getreten war, warf ihm einer der Räuber einen

schweren, mit Laubthalern gefüllten Beutel vor die Füße. Darauf fuhren die Unbekannten mit den Worten: „Wohl bekomm's!“ und „Schweigen bis zum Grabe!“ wieder von dannen.

Herrn Otte hatte dies Abenteuer so heftig angegriffen, daß er Monate lang das Bett hüten mußte. So oft er aber später die Geschichte erzählte, erwiderte er auf alle Fragen über die Testamentsaufnahme: „Meinen Eid will ich halten und schweigen, aber lieber sterben, als je wieder eine solche Amtshandlung vollziehen.“

Nie ist es bekannt geworden, was er in jener grausigen Nacht niedergeschrieben hat. Allerdings wollen manche wissen, Otte habe nur geloben müssen, keinem Menschen etwas zu sagen, und dies Gelübde habe er auch gehalten. Aber etwas aufzuschreiben sei ihm nicht verboten worden, und so habe man denn nach seinem Tode in seinem handschriftlichen Nachlaß eine Aufzeichnung gefunden, aus welcher hervorgegangen, daß ihn die Räuber in jener Nacht gefragt, welche Strafe nach den Gesetzen einer verdiene, der die und die Verbrechen begangen habe. Darauf habe er nach bestem Wissen und Gewissen antworten müssen: den Tod! und nun hätten die Räuber sofort einen Verbrecher herbeigeholt, dem sie alle vorher genannten Verbrechen schuld gegeben, und denselben in Ottes Gegenwart enthauptet.

---

5. Der Augustinermönch auf dem Annenturme zu Eisleben.*

Als vor den kühnen Angriffen des Dr. Martin die Mönche des Augustinerklosters in der Neustadt Eisleben wichen und das Kloster immer mehr verödete, blieb nur einer der Brüder zurück, ein finstrer, trotziger Geselle. Er hatte seine Wohnung in einem Turmgemache genommen; ein einfacher Tisch, ein hölzerner Stuhl und ein hartes Bett waren die

einzigen Geräte der engen Zelle, welche das Volk nur unter dem Namen „Mönchskammer“ kannte. (Das Zimmer ist noch heute vorhanden und wird als Archiv benutzt.) Die Züge des Zurückgebliebenen hatten etwas Unheimliches, und ein jeder, der ihm begegnete, mied ihn mit scheuen Blicken. Er zeigte sich nur selten, und das Volk sah in seinem Erscheinen stets eine unglückliche Vorbedeutung. Wirklich ereigneten sich öfter kurz nach dem Kommen des Mönches bedeutendere Unglücksfälle, und die heimliche Furcht vor dem Manne wurde dadurch nur noch größer. Nach der Vorstellung des Volkes mußte der Augustiner über hundert Jahre alt sein, denn die ältesten Leute behaupteten, schon ihre Väter hätten ihn seit ihrer frühesten Kindheit gekannt.

Einst stiegen einige mutwillige Burschen, die sich über das Leutegespräch lustig machten, in den Turm hinauf, um dem Mönche einen Besuch abzustatten. Sie wählten dazu eine ungerade Stunde, weil sie erfahren hatten, der Mönch könne es nicht leiden, wenn jemand um Eins oder Drei oder Fünf u. s. w. die Turmtreppe hinangehe. Als sie vor der Zelle angelangt waren, that sich plötzlich die Thür auf; der Mönch trat heraus, hauchte einem jeden ins Gesicht und verschwand wieder. Ganz entsetzt und zitternd vor Furcht kehrten die vorher so Beherzten nach Hause zurück. Ihre Gesundheit wurde von diesem Tage an durch ein fortwährendes Leiden gestört.

Nicht besser erging es einem Nachtwächter, welcher den Mönch eines Nachts an einem nahen Brunnen Wasser schöpfen sah und, um das mit seiner Erscheinung notwendig verknüpfte Uebel von der Stadt abzuwenden, ihn zu verscheuchen gedachte. Als er ihm mit einer kräftigen Beschwörungsformel entgegentrat, schritt der Mönch auf ihn zu, hauchte ihm ebenfalls ins Gesicht und fuhr dann in seiner Beschäftigung fort. Der Nachtwächter wurde von einem schweren Siechtume befallen, mußte sein Amt niederlegen und starb nach wenigen Wochen.

Noch jetzt, so heißt es, erscheint der Mönch, wenn Feuersbrunst, Hagelschlag oder ein Unglück in den Schächten bevorsteht.

---

6. Der Mönch auf dem Turme der Petrikirche zu Eisleben.*

Auf dem Turme der Petri-Paulikirche zu Eisleben hielt sich früher ein Mönch auf. Wenn man denselben aus einem der in der Stadt befindlichen Brunnen Wasser schöpfen sah, konnte man versichert sein, daß eine Feuersbrunst nahe bevorstand.

---

7. Dr. Martin Luther als Zuchtmeister.*

Vor ungefähr sechzig Jahren glaubte der Lehrer der Lutherschule in Eisleben, das Unterrichten aus Luthers kleinem Katechismus sei nicht mehr zeitgemäß, und es würde lohnender sein, nach einem andern Buche zu lehren. Er reichte beim Magistrate einen Antrag ein, und man beschloß den Katechismus von Parisius einzuführen. Als die nächste Religionsstunde herbeikam und die Kinder nach genossenem Frühstück in die Schulklasse, wozu damals noch Luthers Geburtszimmer benutzt wurde, zurückstürmten, machte ein dicker Bube plötzlich kehrt und erklärte, er werde nicht in die Klasse hineingehen. Der Lehrer applizierte ihm eine derbe Ohrfeige; aber auch jetzt noch heulte der Junge: „Ich gehe nicht, ich habe da was gesehen!" Keine Gewalt im Himmel und auf Erden hätte etwas über den störrischen Buben vermocht, daher ließ ihn der Lehrer laufen, ging in die Klasse, schlug den Parisius auf und begann seinen Unterricht mit den schönsten Hoffnungen. Aber plötzlich giebt ihm eine unsichtbare Hand eine Ohrfeige, welche an Nachdrücklichkeit der von ihm selbst ausgeteilten keineswegs nachsteht; der Parisius wird ihm aus der Hand

gerissen und in eine Ecke geschleudert. Sprachlos steht der gute Lehrer da; kaum kann er eine Ohnmacht bewältigen und muß die Kinder nach Hause entlassen. Als er dann auf den Flur hinaustritt, sieht er oben auf der Treppe Dr. Martin Luther in leibhaftiger Gestalt, wie er ihn ernst anblickt und mahnend den Zeigefinger erhebt; dicht hinter dem gestrengen Gatten steht Käthchen von Bora in mittelalterlicher Tracht und lächelt gar schelmisch. Verwirrt eilt der Lehrer nach Hause.

Bald darauf ging beim Magistrate ein zweiter Antrag ein: man bat, den Lutherschen Katechismus wieder einzuführen. Die Väter der Stadt sahen sich bedeutsam an; indes der Antrag wurde genehmigt, und Dr. Martin Luther brauchte nicht wieder als Zuchtmeister aufzutreten.

---

8. Der Schachtkickel oder Bergmönch.*

Den Bergleuten in der Grafschaft Mansfeld erscheinen nicht selten Berggeister, die sie Schachtkickel oder Bergmönche nennen. Alte Bergleute pflegen den Jungen, wenn diese anfangen in den Schacht zu fahren, bange vor denselben zu machen. Aber zuweilen behüten diese Geister die Bergleute vor großer Gefahr, wie folgende Geschichte beweist.

Zwei benachbarte Bergleute hatten die Verabredung getroffen, frühmorgens einander zu wecken, um die Zeit zum Anfahren nicht zu versäumen. Eines Tages nun glaubt der eine, wie gewöhnlich, das Pochen und die Stimme seines Nachbarn zu hören. In der Meinung, derselbe habe ihn zum Aufstehen aufgefordert, kleidet er sich rasch an und wandert nach dem Schachte hinaus. Wer beschreibt sein Erstaunen, als er dort noch keinen einzigen seiner Kameraden vorfindet! Kaum aber hat er sich von seiner Verwunderung erholt, als er bemerkt, wie am Fördertau durch dreimaliges Zucken das Zeichen

zum Aufziehen gegeben wird. Pflichtgetreu ergreift er den Haspel und fördert die Schale zu Tage. Da sieht er, wie in dem Erzkübel ein Männchen in grauer Mönchstracht steht und mit warnender Geberde in den Schacht hinunter deutet. Ganz überwältigt von Erstaunen läßt der Bergmann den Haspel los, und der Kübel saust in die Tiefe zurück. Jetzt kommen auch die übrigen Gefährten und vernehmen verwundert das Geschehene. Nun bilden sich zwei Parteien: die eine rät dringend von der Befahrung des Schachtes ab; die andere erklärt die Wahrnehmung des Bergmannes für ein abergläubisches Hirngespinst. Während sie sich noch streiten, fährt plötzlich aus der Tiefe eine wirbelnde Staubsäule pfeifend empor; der Boden scheint unter den Füßen zu wanken, und wie ferner Donner grollt es im Schoße der Erde: der Schacht ist eingestürzt! Ohne die Warnung des Bergmönches lägen viele Männer tief unten begraben.

Einem anderen Bergmanne ging es fast ebenso. Auch er eilte, durch Pochen geweckt, nach dem Schachte und, in der Meinung, daß seine Kameraden bereits eingefahren seien, haspelte er allein den Kübel in die Höhe. Wie erschrak er aber, als er einen Berggeist darin sitzen sah! In seiner Angst läßt er den Haspel los, gleichwohl fährt der Kübel nicht rasch in den Schacht hinein, sondern ganz allmählich unter dem bedächtigen Zurufe des Zwerges: „Hoi, hoi, langsam!“ Der Bergmann aber wäre um keinen Preis wieder auf diesem Schachte angefahren.

---

9. Die Entstehung des Katharinenholzes bei Eisleben.*

In Eisleben lebte einst eine fromme, wohlthätige Witwe namens Katharina, die sich ihren Unterhalt durch Spinnen erwarb. Weil sie aber Tag und Nacht ihr Spinnrädchen in Bewegung erhielt und sogar darbte, um nur recht viel Gutes thun zu können, erwarb sie sich nach und nach so viel, daß sie in Eisleben ein Gut kaufen konnte, dessen Einkünfte sie für die

Armen bestimmte. Ihr zu Ehren nannte man es Katharinenstift. Aber selbst in diesem Falle schwieg der Neid nicht. Verleumder klagten sie an, sie habe ihr Vermögen nicht auf rechtmäßige Weise erlangt, und da man ihrer Beteuerung, sie habe es durch Spinnen erworben, nicht glauben wollte, so sollte sie hingerichtet werden. Das arme Volk, welches in der Katharina seine größte Wohlthäterin verehrte, jammerte und klagte und bat die Richter, der frommen Frau wenigstens zu erlauben, daß sie noch einmal ihr Feld besäe und so lange leben bleibe, bis sie die Frucht davon geerntet. Da jeder von den Richtern glaubte, Katharina werde Getreide säen, so gewährte man die erbetene Frist. Als jedoch der Tag, an welchem die Aussaat stattfinden sollte, herankam, säete Katharina Tannenkerne, bis zu deren Aufgehen und Emporwachsen natürlich viele Jahre vergehen konnten. Da merkten die Richter, daß sie getäuscht waren, konnten jedoch nichts an ihrem Ausspruch ändern, und Katharina blieb am Leben. Das Holz aber, welches später aus dem Samen emporwuchs, wurde zum Andenken an seine Urheberin Katharinenholz genannt.

---

10. Der Berggeist.*

In einem Schachte bei Helbra arbeiteten zwei Bergleute miteinander auf einer neuen Strecke während der Nacht. Als die Mitternachtsstunde heranrückte, sagte der eine zu seinem Kameraden: „Nun laß uns fleißig sein, denn der Steiger kann jeden Augenblick kommen.“ Beide arbeiteten wacker darauf los, und es dauerte auch nicht lange, da erschien am Ende des Ganges ein Grubenlicht, welches immer näher rückte. Als dasselbe aber ganz in die Nähe gekommen war, ertönte nicht das gewohnte „Glück auf!“ daher wandten sich die Bergleute befremdet um, blickten aber nicht in des Steigers bekannte Züge, sondern in ein erdfahles Gesicht. Es war ein Berggeist, der seinen Umgang hielt. Beklommen arbeiteten die Bergleute

weiter, während der unheimliche Gast ihre Arbeit beguckte und wiederholt den Kopf darüber schüttelte. Nachdem er so eine Weile zugesehen, verschwand er schweigsam, wie er gekommen, in dem „Alten Mann“, einem verlassenen Schachte.

---

11. Die Entstehung des Namens Helbra. (*)

Die Grafen von Mansfeld sind oftmals von ihrem Schlosse nach der Stadt Eisleben und zurück geritten. Wenn sie die Mitte des Weges erreicht hatten — und das war bei Helbra — ließen sie allemal ihre Pferde verschnaufen und ermutigten sich gegenseitig durch den Zuruf: „Nun sind wir halb 'ran!“ Von diesen letzteren Worten erhielt das Dorf seinen Namen.

---

12. Die Amtmannsfrau von Helbra.(*)

(Sommer, Sagen No. 10). (Auch mündlich aus Helbra.)

Einem Amtmann zu Helbra starb seine Frau, und er nahm eine zweite, die mit den Kindern der ersten lieblos umging. Da kam die erste alle Morgen und alle Abende zu den Mägden in den Stall, half ihnen melken und das Vieh striegeln und bat sie gar wehmütig, alle Liebe, welche sie ihnen hier im Stalle anthue, möchten sie doch ihren Kindern auf dem Schlosse wieder zu gute kommen lassen, denn auf das Schloß dürfe sie nicht gehen. Und weil die Mägde freundlich gegen sie waren, wurde sie immer vertraulicher, bis sie eines Morgens, als sie fortschlich, vom Amtmann bemerkt wurde. Da ließ er einen Jesuiten kommen, welcher die Frau bannen sollte. Und der Jesuit hieß sie aus dem Grabgewölbe nehmen und in ein Gehölz vor dem Dorfe legen, welches das Pfarrholz heißt. An das Pfarrholz stößt ein Teich, und der Jesuit gab der Toten ein Sieb in die Hand und bannte sie: wenn sie im Grabe nicht rasten wolle, müsse sie mit dem Siebe erst den Teich ausschöpfen, ehe sie wieder auf den Schloßhof kommen dürfe.

Und nun wurde der Teich alle Morgen kleiner, und es währte nicht lange, so war er ausgetrocknet, und die Frau erschien wieder im Stalle. Da nahm man sie zum zweiten Male aus dem Grabe und brachte sie über die Grenze in das Ahlsdorfer Gebiet. Nun konnte sie nicht mehr auf das Schloß nach Helbra kommen, denn über die Grenzen dürfen Geister nicht; doch ging sie noch lange allnächtlich an den Grenzsteinen auf und nieder und schaute sehnsüchtig nach dem Schlosse hinüber. Und das ist erst vor fünf und zwanzig Jahren geschehen.

Nach andern wurde ein Scharfrichter aus dem Bocksthale, wo früher ein Femgericht gewesen sein soll, herbeigeholt, um den unruhigen Geist zu bannen. Dieser nötigte ihn in eine mit vier schwarzbraunen, feuerschnaubenden Rossen bespannte Kutsche, setzte sich neben ihn und die Fahrt ging vor sich. Jedoch allmählich wurde das Gewicht der Kutsche immer größer, so daß die Rosse keuchend und schweißtriefend das Ziel erreichten. Das war der Möllendorfer Teich. Nicht eher sollte der Geist der Gebannten auf das Schloß zurückkehren dürfen, als bis er den Teich mit einem Durchschlag ausgeschöpft. Unverdrossen machte er sich ans Werk, und die Strahlen der Sonne, welche das Wasser aufsogen, kamen ihm zu Hilfe. Bald war der Teich leer, und der Geist trieb in Helbra wieder sein früheres Wesen; namentlich belästigte er häufig durch Werfen mit Steinen und Erbsen.

---

13. Geisterbeschwörung zu Helbra und der Neckendorfer Teich.*

„Das Helbraer Gut“, erzählte ein alter Schäfer, „war einst durch Erbschaft einem Fräulein zugefallen, welches die Ordnung seiner Angelegenheiten einem Vetter übertrug. Dieser betrog seine schöne Verwandte in schöder Weise um ihr Erbteil und brachte sie selbst als Nonne in einem benachbarten Kloster

unter. Er genoß jedoch nur kurze Zeit die Früchte seiner bösen That; leichtsinnige Freunde halfen ihm sein Besitztum vergeuden, und das Gut ging bald wieder in andere Hände über.

Inzwischen war auch das Fräulein im Kloster vor Kummer gestorben und feierlich beigesetzt worden. Doch, weil man gern zu einem Orte zurückkehrt, an welchem das Herz hängt, so litt es auch die junge Nonne nicht im Grabe; jetzt wenigstens wollte sie da wohnen, wo ihr bei Lebzeiten der Aufenthalt versagt war. So stattete sie denn ganz gegen die Gewohnheit andrer Geister täglich um die Mittagsstunde ihrem Gute einen Besuch ab und überraschte Knechte und Mägde dadurch nicht eben angenehm. Auch die Haustiere gaben ihren Schrecken über die Wiederkehr der einstigen Gebieterin auf mannigfache Weise zu erkennen; die Pferde wurden bei ihrer Nähe über und über mit Schaum bedeckt, zitterten am ganzen Körper und suchten sich loszureißen; die Kühe magerten sichtlich ab und gaben keinen Tropfen Milch mehr. Zog ein Hagelwetter über die Gegend hin, so wurden die Felder des Gutes sicher am ärgsten heimgesucht, und mehr als einmal schlug der Blitz in die Gebäude. Kurz in allen Stücken ging die Wirtschaft rückwärts.

Der Gutsherr, ein strebsamer junger Mann, geriet in Verzweiflung. Er versuchte alle möglichen Mittel den Geist zu vertreiben; er ließ Geisterbanner und Zauberer kommen. Alles ohne Erfolg. Endlich verschrieb er sich einen Jesuiten aus Rom. Der Pater traf ein und übersah mit richtigem Blicke die Sachlage. Er setzte sich in einen verschlossenen Wagen, citierte den Geist und fuhr gerades Weges mit ihm nach Neckendorf bei Eisleben. Dort befanden sich früher zwei Teiche; der größere von ihnen war zum Aufenthaltsorte der Nonne ausersehen. Kreuzschlagen, Weihwasserbesprengung und furchtbare Beschwörungsformeln bannten den unruhigen Geist in die dunkle Flut; nur im mitternächtlichen Mondesscheine wandelt dann und wann eine gespenstische Gestalt händeringend am

nahen Waldesrande. Das Gut aber blieb fernerhin von den Besuchen der Nonne verschont. „Wer nun“, so schloß der Schäfer seine Erzählung, „in der Mittagsstunde sich in der Nähe des Teiches niederläßt, wird in den Bann hineingezogen und kann sich nicht früher wieder erheben, als bis die Stunde abgelaufen ist.“

14. Mönche.

(Sommer, Sagen No. 35.)

In den meisten sächsischen Dörfern kennt man die Mönche, die sich bei den Bauern und besonders auf den Edelhöfen in Dienst geben, einen Teil der Geschäfte in den Ställen, auf dem Hofe und Boden besorgen, über dem Eigentum des Herrn wachen und Knechte und Mägde in Zucht halten. Sie sind sehr klein, tragen einen grauen Mönchsrock, ein niedliches graues Käppchen und einen Gürtel, an dem ein Schlüsselbund hängt. Meist sehen sie alt aus, haben graues Haar und ein verschrumpftes, erdfarbenes Gesicht. Doch werden sie nicht von jedermann gesehen, sondern können sich nach Gefallen sichtbar und unsichtbar machen. Gewöhnlich zeigen sie sich nur dem Hausherrn, bisweilen auch den übrigen Bewohnern des Hauses, doch nie den Nachbarsleuten oder Fremden, welche ihren Herrn besuchen. Sie striegeln bei Nacht in den Ställen das Vieh, führen es auf dem Hofe umher, bis es in gelinden Schweiß gerät, und füttern es dann, weil so das Futter besser anschlägt. Obwohl die Mönche für alles Vieh auf dem Hofe sorgen, haben sie doch gewöhnlich unter jeder Gattung ein Lieblingsstück. Wenn darum ein Pferd oder eine Kuh besonders gedeiht, so sieht man daran, daß sie der Mönch mehr als die andern pflegt; und wenn man den Lieblingstieren des Mönches auch weit schlechteres Futter giebt, als den übrigen, so werden sie doch fetter und kräftiger.

In der Regel dient auf jedem Gute nur ein Mönch, doch bisweilen auch mehrere.

15. Der Mönch zu Benndorf bei Mansfeld.

(Sommer, Sagen No. 35.)

Beim Gastwirt in Benndorf bei Mansfeld hört man, wenn teures Jahr kommen soll, den Winter zuvor oft die Mönche bei Nacht das Getreide auf dem Boden zusammenschaufeln, einsacken, die Treppe herunter tragen und aufladen; doch am Morgen liegt es unversehrt auf dem Boden. Wenn ein Knecht oder eine Magd nicht fleißig genug ist, oder wenn sie gar das Futter verkaufen, anstatt es dem Vieh zu geben, so nimmt sie der Mönch bei Nacht aus dem Bette und wirft sie aus dem Bodenfenster auf den Misthaufen, wo sie am Morgen, zwar ohne körperlichen Schaden, doch übel zugerichtet, gefunden werden.

---

16. Der Stein im Nonnenthale bei Volkstedt.*

In alter Zeit herrschte über die gesegneten Fluren des Hessenlandes ein Fürst, der eine schöne Gemahlin hatte. Nach wenigen Jahren der Ehe starb er jedoch und hinterließ die Regierung des Landes den schwachen Händen seiner Witwe. Diesen Augenblick gedachten die benachbarten Fürsten zu benutzen, um sich des schönen Hessenlandes zu bemächtigen. Zuerst suchten sie ihre Absicht auf gütlichem Wege zu erreichen. Sie warben nämlich um die Hand der jungen Witwe. Diese jedoch hatte ihrem Gemahl auf seinem Sterbebette gelobt, den Witwenschleier nicht wieder abzulegen, und wies alle Anträge mit Entschiedenheit zurück. Entrüstet hierüber, verbanden sich die verschmähten Freier und fielen mit Heeresmacht in Hessen ein. Auf allen Seiten von ihren Feinden gedrängt, entschloß sich die Fürstin lieber ihre Heimat zu verlassen, als ihrem Gelöbnis untreu zu werden. Bei nächtlicher Weile entwich sie mit einigen Getreuen aus der Burg. Da man ihr aber eifrig nachsetzte, so verließ sie in der Nähe des Dorfes Volkstedt ihren Wagen, weil sie, zu Fuße wandernd, unbeachteter zu bleiben und so ihren Verfolgern leichter zu entgehen

hoffte. Aber schon auf einem Berge jenseits Volkstedt mußte sie erschöpft halt machen, um einen Stein, der ihr in den Schuh gefallen war und sie drückte, herauszunehmen. Sie löste dazu die Bänder ihres Schuhes und schüttelte den Stein heraus. Dieser rollte den Abhang des Berges hinab und blieb in dem Nonnenthale liegen. Nach kurzer Rast floh die geängstigte Fürstin wieder weiter, gleich einem gehetzten Wilde, welches den Nachstellungen des Jägers zu entrinnen sucht. Sie entkam auch glücklich ihren Verfolgern und gelangte in eine Gegend, wo sie gastliche Aufnahme und Schutz vor ihren Feinden fand.

Der Stein aber, den sie aus ihrem Schuh in das Nonnenthal geschüttelt hatte, wuchs in kurzer Zeit zu erstaunlicher Größe an.

So lange er wohlbehalten an seiner Stelle liegen bleibt, wird es um das Dorf Volkstedt wohl stehen; wird er jedoch von seinem Platze fortgewälzt oder zerschlagen, so muß es — wie die Leute versichern — „ersaufen.“ —

---

17. Der Hutberg.*

Vor vielen hundert Jahren wurde die Stadt Eisleben einmal von einer so großen Wasserflut heimgesucht, daß alles ertrinken mußte, was nicht in eiliger Flucht seine Rettung suchte. Manche jedoch, in der Meinung, es könne so arg nicht werden, zögerten länger, als ihnen gut war. Unter diesen befand sich ein Mann, der nur dadurch dem Ungestüm der Wogen entging, daß er sich auf sein schnelles Pferd warf und davon sprengte, während das Wasser tobend hinter ihm her flutete. Als er aber am jetzigen Hutberge angekommen war, da wehte ihm der Wind den Hut vom Kopfe. Der Reiter, welcher ihn nicht verloren geben wollte, hielt sein Pferd einen Augenblick an, um ihn aufzunehmen, aber das war sein Verderben. Denn die brüllenden Wogen erfaßten ihn und bereiteten ihm

ein nasses Grab. Seitdem heißt der Berg, wo ein Hut einem Menschen den Tod gebracht hat, der Hutberg.

18. Die Kreuzsteine bei Helfta und auf dem Hutberge.*

Von dem Kreuzsteine unweit des Gasthofs zur Sonne in Helfta, der aber früher anderswo gestanden haben muß, und von dem auf dem Hutberge bei Eisleben, welchen man bei der Separation absichtlich verschont hat, geht die Sage, daß sie zum Andenken an einige Schäfer gesetzt seien, welche dort um die Weidegrenze gestritten und im Zorn sich erschlagen hätten. Von dem Kreuzsteine am Hutberge wird aber auch behauptet, daß unter ihm ein General begraben liege, welcher in einer großen Schlacht seinen Tod gefunden habe.

19. Tippelsdorf.

(Sommer, Sagen No. 59.)

Zwischen Ahlsdorf und Annarode liegt ein finsterer Wald, an dessen Stelle einst ein Dorf stand, welches Tippelsdorf hieß: auch kennt man in der Nähe noch die Tippelswiese und Tippelsbrücke. In dem Dorfe war ein Nonnenkloster, und noch jetzt sieht man bei Nacht oft Nonnen im Walde umhergehen. Am lichten Tage aber sind Leute, die im Walde Gras schneiden wollten, oft erschreckt worden, doch stets zu ihrem Glücke. Manchmal nämlich haben sie plötzlich, wenn sie einen Busch Gras zu fassen meinten, die Hand voll Schlangen gehabt; wenn sie aber die Schlangen töteten und mit nach Hause nahmen, wurden dieselben zu Gold. Andre fanden eine seltsame, in Sachsen sonst unbekannte Art Rüben unter dem Grase, die eiskalt waren, und auch diese verwandelten sich nachträglich in Gold. — Ein Schäfer von Ziegelrode that ein Gelübde, wenn er einen Schatz auf der wüsten Marke Tippelsdorf finde, wolle er in seinem Dorfe eine Kirche bauen, und ging in das Gehölz, um zu suchen. Und wirklich fand er bald einen unermeßlichen

Schatz, von dem er die noch heute stehende Ziegelroder Kirche aufführen ließ; doch behielt er noch so viel übrig, daß er der reichste Mann der Umgegend wurde. Zum Andenken ist das Bild des Schäfers über der Kirchthür in Stein gehauen und noch zu sehen.

---

20. Der Schäfer aus Ahlsdorf und die Blume im Tippelsdorfe. (*)

(Giebelhausen, Mansfeldsche Sagen und Erzählungen S. 18—41.)

Ungefähr eine halbe Stunde von Annarode nach Osten zu liegt in dem dort sich ausdehnenden Hochwalde die wüste Dorfstätte Tippelsdorf. Noch ist ein Stück altes, mit Rasen bewachsenes Mauerwerk sichtbar. Hier soll früher ein Kloster gestanden haben, aber in einem Kriege abgebrannt und nicht wieder aufgebaut sein. Wie manche sagen, liegt in dem verschütteten Dorfbrunnen, dem sogenannten Glockenloche in der Nähe des Tippelsbaches, eine goldene Glocke. Holzhauer sahen öfter auf jener Stelle einen Mönch in grauer Kutte stehen, der sich bückte und auf Anrufen nicht hörte. Dort hütete einmal zur Sommerzeit ein Hirt seine Schafe. Er hatte seinen Hut verloren, und als er ihn vom Rasen aufhob, sah er eine wunderschöne Blume stehen; er brach sie ab und steckte sie sich an den Hut. Da waren plötzlich seine beiden Hunde, die eben neben ihm gestanden hatten, verschwunden. Zugleich fühlte er eine schütternde Bewegung, wie von einem Erdbeben, und stand vor einer steinernen Thür. Unwiderstehlich trieb es ihn in dieselbe hinein. Durch einen dunklen Gang gelangte er zu einem Orte, wo es tageshell war, obwohl kein Licht brannte. Haufen Goldes, Silbers und edler Steine blitzten dem Schäfer entgegen, und eine Stimme rief: „Denk an deinen Ranzen!“ Den Wink verstand er; hastig packte er seine Tasche voll von den kostbaren Dingen und wollte umkehren. Da rief die Stimme abermals: „Vergiß das beste nicht!“ Der Schäfer sah sich um, um zu sehen, was wohl das beste wäre, konnte aber nicht entdecken,

was es sein könnte, denn alles schien ihm von ungeheurem Werte zu sein. Als er wieder zur Thür gekommen war und die Klinke in der Hand hatte, vernahm er ein gewaltiges Brausen; ein Sturmwind blies, ein Blitz umleuchtete ihn, und donnernd schleuderte die zuschlagende Thür den erschrockenen Schäfer hinaus. Ein Glück für ihn; er wäre sonst zerquetscht worden. Nur sein Fuß war eingeklemmt, so daß er ihn kaum herausziehen konnte. Da sah er sich plötzlich wieder neben seinen Hunden, aber bald sank er hin vor Schmerz, und die Sinne schwanden ihm fast; so hatte ihn die Thür, die er nun nicht mehr sah, getroffen. Er versuchte aufzustehen; es gelang ihm nicht, immer fiel er wieder zurück. Angstvoll rief er nach seinem Bruder, der in einiger Entfernung im Walde ebenfalls seine Herde hütete. Als dieser kam, blutete der verwundete Fuß noch stark; doch der zu Hilfe eilende besprach das Blut, so daß es nicht mehr floß, und holte in seinem Hute aus dem nahen Bache frisches Wasser, womit er seines Bruders Wunde wusch. Dann trug er ihn auf dem Rücken nach seiner Behausung in dem nahe gelegenen Ahlsdorf. Als am andern Morgen der kranke Schäfer erwachte, glaubte er unten im Bett Steine zu fühlen; als er aber hingriff, zog er einen Goldklumpen hervor. Weiteres fand sich jedoch nicht, denn das beste hatte er vergessen, nämlich die Blume, die in der Höhle von seinem Hute gefallen und von seinem Fuße zertreten worden war. Deshalb waren auch die in den Ranzen gefüllten Schätze nicht mehr vorhanden; doch genügte schon der Goldklumpen, um ihn zum reichen Manne zu machen. Er kaufte sich in Ahlsdorf ein Gut und erwies sich sehr wohlthätig; unter anderm ließ er auch eine neue Kirchthüre anfertigen. Darum liegt an der Kirche von Ahlsdorf noch ein Stein, worauf sein Bild eingehauen ist. Ein Sonntagskind kann am Johannistag um zwölf Uhr Mittags die Glücksblume finden. Wem das glückt, der möge das beste nicht vergessen.

---

21. Der verwünschte Schäfer.

(Sommer, Sagen No. 7.)

Auf einem Anger bei Ahlsdorf liegen eine Menge großer und kleiner Steine; das ist ein Schäfer mit zwei Hunden und fünfhundert Schafen, die einst verwünscht worden sind. Wer sie verwünscht hat, weiß man nicht; doch erzählt man, daß sie einst noch erlöst werden sollen.

---

22. Die Spinnerin in der Wetterfahne.*

In dem Dorfe Annarode bei Eisleben steht eine sehr alte Kirche, welche die Annenkirche heißt. Wann sie erbaut ist, kann man nicht sagen, aber es wird erzählt, daß eine Gräfin namens Anna viele Frauen mit Spinnen beschäftigt und aus dem Erlös der Arbeit die Kirche erbaut habe. Zum Andenken an die edle Wohlthäterin hat man ihr Bild, mit einer Spindel in der Hand, in der Wetterfahne des Kirchturms angebracht, welcher im Jahre 1714 neu erbaut worden ist.

---

23. Balthasar Hakes Grube.*

Um die Zeit des dreißigjährigen Krieges stand die Gegend zwischen Riestedt und Annarode in sehr üblem Rufe, weil die dort vorüberziehenden Kaufleute häufig von Klopffechtern überfallen, gemißhandelt und beraubt wurden, so daß der Weg mit Recht die Kloppgasse genannt wurde, wie er noch heute heißt. In der Nähe dieser Straße sieht man unter einer hohen Eiche eine ziemlich verschüttete Höhle, unter dem Namen Balthasar Hakes Grube bekannt, welcher sich der Reisende damals nur mit Grauen nahte. Es hatte mit ihr und mit der Entstehung ihres Namens folgende Bewandtnis. Der schon ohnehin unbändige Sohn eines Einwohners von Riestedt war seit dem Tode seines Vaters ganz verwahrlost und hatte durch boshafte Streiche nicht nur seiner Mutter vielen Kummer

gemacht, sondern auch dem Lehrer häufig Trotz geboten. Kaum war seine Schulzeit verflossen, so verschwand der Taugenichts und ließ nichts mehr von sich hören. Nun waren schon früher oftmals Wanderer auf der Kloppgasse beraubt worden; doch jetzt wurden die Ueberfälle immer häufiger. Auch in den umliegenden Ortschaften klagte man über zunehmende Diebstähle; ja man erhielt immer bestimmtere Anzeichen, daß in der Nähe eine förmliche Räuberbande hausen müsse, welche sich freilich mit großer Gewandtheit allen Nachstellungen der Polizei zu entziehen wußte. Erst nach Jahren führte ein Zufall zur Entdeckung der Bande. Ein Einwohner aus Riestedt nämlich wurde einmal nach Mansfeld vor Gericht geladen, und da der Termin auf einen Vormittag angesetzt war, so legte sich der Mann abends zuvor mit dem Vorsatze ins Bette, recht frühzeitig aufzustehn, um die Ladung nicht zu versäumen. Nachdem er einige Stunden geschlafen, wachte er plötzlich auf, und da er den Tag schon angebrochen glaubte, weil es in seinem Zimmer ziemlich hell war, er auch keine Uhr hatte, welche ihn über die richtige Zeit hätte belehren können, so machte er sich auf den Weg. Schon war er bei hellem Mondschein auf die Höhe hinter Riestedt gekommen, da hörte er zu seiner größten Verwunderung die Dorfuhr Zwei schlagen. Das war freilich früher, als er gedacht hatte. Allein weil er besorgte, er möchte bei nochmaliger Heimkehr die rechte Zeit versäumen, so kehrte er nicht um, sondern schritt rüstig, doch nicht ohne Grauen, der Kloppgasse zu. Plötzlich bemerkte er an der Erde einen mit Federn verzierten Männerhut, den er mitzunehmen sich anschickte, aber zu seinem Erstaunen angebunden fand. Ehe er noch die Sache hatte untersuchen können, kamen zwei wildaussehende Männer aus dem nahen Walde gesprungen, die ihn griffen, banden und in eine Höhle führten. Trotz der Ueberraschung verlor der Unglückliche den Mut nicht, sondern faltete die Hände und richtete flehend seinen Blick auf den Hauptmann der fürchterlichen Schar, der mit lang herabwallendem Barte auf einem Polster saß und bereits das ver-

hängnisvolle Schwert entblößt hatte. Schon glaubte der Aermste von der Welt scheiden zu müssen, als ein Hoffnungsstrahl seine Seele durchzuckte, denn in dem Hauptmanne erkannte er Balthasar Hake, seinen ehemaligen Schulkameraden. Sofort bat er ihn mit ergreifenden Worten um sein Leben, indem er ihm die fröhlichen Spiele ihrer Kindheit mit all den gemeinsam genossenen Freuden in das Gedächtnis zurückrief. Es entstand eine Pause; nachdenklich blickte der Hauptmann vor sich hin und schien Thränen der Rührung mit seinen Wimpern zu erdrücken. „Wohlan“! unterbrach er endlich mit mitleidigem Tone das Schweigen; „dein Leben sei dir geschenkt, doch mußt du einen furchtbaren Eid schwören, niemandem von dem, was du gesehen und gehört hast, nur ein Wort zu sagen.“ Nachdem jener den verlangten Eid geleistet und sich für die ihm erwiesene Gnade bedankt hatte, reichte er dem Hauptmann gerührt die Hand und eilte mit einem Gefühle, welches sich leicht nachfühlen läßt, seiner Wohnung zu. Schon am folgenden Tage warf ihn das überstandene Abenteuer auf das Krankenlager, und obwohl er sich nach einiger Zeit wieder etwas erholte, so war doch seitdem in seinem ganzen Wesen Niedergeschlagenheit und Schwermut sichtbar. Seine Freunde, die ihn vorher nur als einen lebenslustigen Mann gekannt hatten, wunderten sich natürlich darüber; aber je öfter sie in ihn drangen, er möge ihnen doch die Ursache seines Kummers offenbaren, desto beharrlicher schwieg er, und um so bedenklicher erschien ihnen sein Schweigen. Plötzlich erkrankte der Mann abermals und zwar so sehr, daß er den letzten Trost von dem Geistlichen begehrte. Bei dieser Gelegenheit suchte dieser das Geheimnis zu erfahren, welches den Kranken beschwerte, aber auch er erfuhr nur so viel, daß jener ein grauses Geheimnis berge, auf dessen treue Bewahrung er einen furchtbaren Eid habe leisten müssen. Der Geistliche suchte nun zwar den Kranken zu überreden, ein solcher Eid könne ihn nicht binden, denn es heiße ja: „Ein erzwungener Eid thut Gott leid.“ Als jedoch diese Vorhaltung ihren Zweck verfehlte, sprach er: „Nun gut, wenn

jener Schwur dir verbietet, Menschen das Geheimnis zu offenbaren, so schütte dein Herz wenigstens in einem lauten Bekenntnis vor Gott aus." Mit diesen Worten entfernte sich der Geistliche, verbarg sich aber in der Nähe an einer Stelle, wo er die Selbstbeichte des Sterbenden Wort für Wort mit anhören konnte. Nachdem ihm so das Rätsel gelöst war, machte er der Obrigkeit Anzeige, und sofort wurde eine Abteilung Bewaffneter aufgeboten, die Räuber gefangen zu nehmen. Der Widerstand, welchen man fand, war hartnäckiger, als man geglaubt hatte; der Eingang der damals noch geräumigen Höhle wurde von den Räubern, und namentlich von ihrem Hauptmann Balthasar Hake, mit dem Mute der Verzweiflung verteidigt. Endlich griff man zu einem unmenschlichen Mittel: brennender Schwefel wurde in die Höhle geworfen, so daß die Räuber an den Dämpfen erstickten. Darauf wurde das Raubnest zerstört, und nur der Name des Orts erinnert noch an den ehemals so gefürchteten Räuberhauptmann Balthasar Hake.

---

24. Die Balsternacksgrube.* [1])

Zwischen Annarode und Pölsfeld liegt an der sogenannten Kloppgasse im Walde eine Stelle, welche Balsternacksgrube heißt, weil dort einmal ein Räuber namens Balsternack gehaust hat. Dieser pflegte seinen Räuberhut auf den Weg zu legen, nachdem er ihn durch einen Draht mit einer Glocke in seiner Höhle in Verbindung gesetzt hatte. Wenn dann ein Wanderer kam, den Hut liegen sah und neugierig aufhob, so ertönte in der Räuberhöhle die Glocke. Alsbald eilte Balsternack hinaus, überfiel und beraubte den nichts ahnenden Wanderer. Nun kam auch einmal ein Mädchen aus Emseloh des Weges, die sah den Hut, hob ihn auf, und sofort erschien der Räuber, den die Glocke benachrichtigt hatte. Wie der aber sah, daß es ein junges hübsches Mädchen war, beschloß er, sie mit sich in seine Höhle zu nehmen. So geschah es, und weil

[1]) Abweichende Ueberlieferung der vorstehenden Sage.

sie ihm keinen Anlaß zur Unzufriedenheit gab, behandelte er sie gut. Als aber ein Jahr vergangen war, da erwachte in dem Mädchen gar mächtig die Sehnsucht nach der Heimat und den Eltern, und darum bat sie den Räuber, er möchte sie doch einmal auf einige Zeit nach Hause lassen; sie würde auch gewißlich wiederkommen. Erst wollte er ihr das durchaus nicht erlauben; weil aber das Mädchen unaufhörlich weinte, gab er endlich ihren flehenden Bitten nach, ließ sie jedoch zuvor einen furchtbaren Eid schwören, daß sie keinem Menschen sagen wollte, wo und bei wem sie gewesen wäre, sowie, daß sie wieder kommen würde. Das Mädchen schwur und durfte sich nun auf den Weg machen. Glücklich gelangte sie nach Emseloh, wo sie von den Ihrigen mit Staunen und Freude empfangen wurde. Vergebens versuchte ihr Vater das Geheimnis, wo sie die lange Zeit gewesen wäre, ihr zu entlocken: immer versicherte sie unter Thränen, ein Schwur verbiete ihr, das zu sagen. Bald war der von dem Räuber bewilligte Urlaub um, und das Mädchen erklärte, sie müsse wieder fort. Von neuem drang da ihr Vater in sie; weil sie aber auf ihren Schwur sich berief und beharrlich schwieg, so ging ihr Vater zum Pastor, um diesen um Rat zu fragen. Als dieser von der Sache in Kenntnis gesetzt war, begab er sich zu dem Mädchen und sagte zu ihr: „Ich habe erfahren, wie es mit dir steht, und wenn du gelobt hast, keinem Menschen etwas zu sagen, so mußt du das halten. Aber ein Ofen ist kein Mensch. Was hindert dich, diesem Ofen da — damit wies er auf den in der Stube befindlichen Ofen — dein Geheimnis zu beichten, um deine Seele zu erleichtern?“ — Das schien dem Mädchen nach einiger Ueberlegung zuläßig zu sein; sie erzählte dem Ofen alles, was ihr begegnet war, und so erfuhren ihr Vater und der Pastor, die in der Nähe lauschten, alles ganz genau. Sofort boten sie Leute auf, um den Räuber abzufangen; Balsternack fiel auch richtig in ihre Hände und fand bald seinen wohlverdienten Lohn.

---

25. Die verunglückte Schatzhebung in Hergisdorf.*

Im Dorfe Hergisdorf bei Eisleben steht ein altes Haus, welches niemand bewohnen will, weil es darin spukt. Vor langen Zeiten wohnte darin ein Mann mit seiner Frau und deren Schwester, dem erschien öfter eine weiße Gestalt, welche ihm durch Zeichen andeutete, sie habe ihm etwas mitzuteilen. Eines Abends, als der Mann mit seiner Frau auf der Streu lag, erschien die Gestalt abermals und deutete auf einen Stuhl, wobei sie die Geberde des Bartscherens machte. Diesmal faßte sich der Mann ein Herz und fragte den Geist im Namen des dreieinigen Gottes nach seinem Begehr. Da erhielt er den Befehl, er und seine Frau sollten mit einem Leuchter, einer Laterne und einer Picke in die Küche gehen; dort sollte der Mann mit der Picke drei Mal auf den Herd schlagen, alsdann würde es sein Glück sein. Jedoch die Frau hatte Angst, und so wagte auch der Mann nicht, den Gang zu thun. Als ihm aber der Geist zum dritten Male mit dem nämlichen Gebote erschien, war die Schwester seiner Frau bereit mitzugehen. In der Küche that der Mann die befohlenen drei Schläge. Beim dritten Schlage gab es ein furchtbares Geräusch. Picke, Laterne und Leuchter waren verschwunden, aber sein Glück hat der Mann nicht gefunden, weil seine Frau nicht selbst mitgekommen war.

---

26. Die Diebeskammer bei Creisfeld.

(Giebelhausen, Mischt wie lauter Hack un Mack, Hettstedt 1865, II, S. 20—25.)

An das Katharinenholz bei Creisfeld unweit Eisleben stößt ein Holzfleck mit einer Höhle darin, die heißt die Diebeskammer. Vor mehreren hundert Jahren waren fast alle Berge ringsumher noch dicht mit Holz bewachsen; darin fanden sich bald nach dem Bauernkriege eine Menge Strolche zusammen, die die ganze Umgegend unsicher machten und

stahlen wie die Raben. Eine Bande von solchen Kerlen hatte sich in den Kalkbrüchen hinter dem Martinsschachte eine Höhle zurecht gemacht, in die sie ihren Raub zusammenschleppten, so daß sich bald niemand mehr in den Wald hineinwagte. Nun traf es sich einmal, daß ein Mädchen aus Creisfeld früh vor Tage nach Eisleben zu Markte gehen wollte. Wie die an den roten Berg kam, sprangen auf einmal zwei Kerle aus dem Holze, stopften ihr den Mund zu, knebelten ihr die Hände, verbanden ihr die Augen und schleppten sie ein paar Stunden bergab und bergan durch den Wald in ihre Höhle. Dort nahmen sie ihr die Binde von den Augen und den Knebel aus dem Munde, machten ihr die Hände frei und sagten zu ihr, wenn ihr ihr Leben lieb wäre, sollte sie sich stille verhalten; dann wollten sie ihr nichts zu Leide thun, und sie sollte es gut bei ihnen haben, denn sie brauchten jemand, der ihnen die Wirtschaft führte und das Essen kochte. Fort dürfte sie nicht; einer von ihnen bliebe immer bei ihr, und wenn sie versuchte fortzulaufen, so wäre ihr letztes Brot gebacken. Was sollte da das arme Mädchen machen? Wohl oder übel sagte sie Ja und mußte auch schwören, wenn sie ja einmal wieder aus dem Walde herauskäme, ihren Aufenthalt nicht zu verraten. Wenn sie es aber, sagten die Räuber, doch thäte, so würde sie ihrer Strafe nicht entgehen, denn sie hätten noch mehr Kameraden; und wenn's der eine nicht wäre, der ihr das Lebenslicht ausbliese, da wär's der andere, so bald sie sie verriete. — Kein Mensch aber wußte, wo das Mädchen hingekommen war, und so verging wohl ein Jahr. Die Räuber hielten dem Mädchen in der Zeit ihr Wort und thaten ihr nichts zu Leide; im Gegenteil brachten sie immer was Gutes zu essen mit, so daß sie keine Not zu leiden brauchte; aber trotz alledem sehnte sie sich aus der Höhle heraus. Oft hatten die Räuber sie auf die Probe gestellt, ob sie wohl versuchen würde, sich aus dem Staube zu machen; aber die that gar nicht, als ob sie daran dächte, und machte so die Bande immer sicherer. Wie nun aber die Räuber wieder

einmal auf Raub ausgegangen und schon ein paar Stunden fort waren, da machte sich das Mädchen reisefertig, nahm einen Sack voll Erbsen in ihre Schürze, ging durchs Holz und streute immer einige davon auf den Weg, und so dauerte es gar nicht lange, da war sie auf dem Holzberge und geriet ganz außer sich vor Freude, wie sie ihr liebes Creisfeld unter sich liegen sah. Ueber Hals und Kopf sprang sie hinunter, streute aber immer noch Erbsen, bis sie aus dem Holze heraus war und an das Haus ihrer Eltern kam. Denen blieb anfangs vor Erstaunen der Mund offen stehn, dann aber umarmten und küßten sie sie, und die Mutter wollte es gleich allen Nachbarn verkündigen, daß sie ihre Hanne wieder hätten; aber ihr Mann gebot ihr, ruhig heim zu bleiben, ging zum Schulzen und wurde mit dem einig, das ganze Dorf aufzubieten, um die Bande in ihrem Baue abzufangen. Auf der Erbsenspur rückten nun die Bergleute ins Holz, fanden die Räuber in ihrer Höhle und machten auch nicht viel Federlesens mit ihnen. Die wollten sich zwar zur Wehre setzen, aber die Bergleute hatten einen guten Zuschlag, warfen die Kerle nieder, banden ihnen die Hände, koppelten alle an einander und brachten sie nach Eisleben vor die Gerichte. Dort wurden sie überführt, und weil mit solcher Art der Menschheit doch nichts gedient ist, so währte es denn auch nicht lange, und sie kamen an den Galgen, den sie wohl zwanzig mal verdient hatten. Seit der Zeit hat man die Stelle, wo man die Räuber gefangen hat, die Diebeskammer geheißen.

---

27. Der Zwerg in der Hüneburg bei Wimmelburg.*

Dicht bei dem Dorfe Wimmelburg unweit Eisleben erhebt sich nach Südosten zu ein mit Buschholz bewachsener Berg, der jetzt von der Eisenbahn durchschnitten wird und die Hüneburg heißt. Wann und wie die Burg, welche auf diesem Berge stand, ihren Untergang gefunden hat, weiß man nicht; doch erzählt man von ihr folgende Sage. Die Hüneburg war

einst, wie so viele andere Burgen der Vorzeit eine Raubburg. Jeder, der an ihr vorüberzog, wurde angehalten und, wenn er nicht gutwillig seine Habe lassen wollte, totgeschlagen und ausgeplündert. Damit nun niemand ungesehen vorüber kommen könnte, setzten die Ritter, die dort hausten, auf den Turm der Burg einen Wächter, der die Umgegend durchspähen und von allem, was ihm auffiel, Kunde geben mußte. So kam denn auch einmal ein pilgernder Bettelmönch an die Burg und bat um Einlaß und Nachtlager; die Burgleute aber wiesen ihn mit harten Worten ab. Da erging sich der Mönch in Schmähreden über sie und tadelte laut ihr Treiben. Natürlich that er das nicht ungestraft: er wurde erschlagen. Ehe er aber sein Leben aushauchte, verfluchte er die Burg, so daß sie alsbald in den Berg versank. Dem Wächter aber sagte er, er sei nicht wert, daß er auch mit zur Ruhe eingehe, weil er mehr Schuld an all dem Unglück habe, als die andern; darum solle er auf der Erde umherirren, bis er erlöst würde. Und erst dann sollte er von dem Fluche befreit sein und zur ewigen Ruhe eingehen, wenn ein unschuldiges, tugendhaftes Mädchen unaufgefordert ihn geküßt habe. Seit der Zeit wurde der verwünschte Burgwart in der Umgegend in der Gestalt eines Zwerges gesehen; doch soll er sich mit Hilfe einer Nebelkappe auch häufig unsichtbar gemacht haben. Seine Wohnung hatte er in der in den Berg versunkenen Burg. In der Hoffnung, den ersehnten Erlösungskuß zu erwischen, mischte er sich unter alle heiteren Gesellschaften; besonders gern erschien er auf Hochzeiten, wo er scherzte und die Gesellschaft belustigte. So war er einst auch bei der Hochzeit eines Bergmannes zugegen, wo es sehr lustig zuging. Als nun einige Zeit darauf dieser Bergmann einmal von seiner alltäglichen Arbeit im Schachte nicht zurückkehrte, geriet seine junge Frau in die äußerste Angst und hielt ihren Mann schon für verloren. In dieser Not kam die Schwester ihres Mannes auf den Gedanken, den Zwerg um Hilfe zu bitten. Sie ging deshalb zum Berge, rief den Zwerg heraus und bat ihn um Hilfe.

Derselbe hatte sich immer freundlich gegen sie gezeigt und verweigerte auch jetzt seine Hilfe nicht. Mit Speise versehen, stieg er in den Schacht hinab, um den Unglücklichen aufzusuchen. Er fand ihn auch, aber halb verschüttet und fast erdrückt von der auf ihm ruhenden Last; doch gelang es seinen Bemühungen, den Verschütteten zu befreien. Als nun beide wieder an das Tageslicht kamen, wurden sie von der Schwester des Bergmannes, die voller Spannung oben gewartet hatte, freudig begrüßt; ja aus Dankbarkeit für die geleistete Hilfe fiel diese dem Zwerge um den Hals und küßte ihn. Durch diesen freiwilligen Kuß war der Verwünschte von dem auf ihm lastenden Fluche befreit und dankte hocherfreut seiner Befreierin, daß sie ihn erlöst habe und er nun endlich zur Ruhe komme. Hierauf soll er sie in den Berg geführt und ihr die Burg samt ihren versteinerten Insassen gezeigt haben, mit dem Bemerken, so würde es allen ergehen, die das unehrliche Räuberhandwerk trieben. Nachdem er sie noch mit Kostbarkeiten beschenkt und an die Oberwelt zurückgeführt, verschwand er und wurde nie wieder gesehen.

---

28. Der Hünenkessel.*

Auf dem Gipfel des Berges bei Wimmelburg, der von den alten Hünen seinen Namen hat, befindet sich ein weiter, tiefer Erdfall von der Gestalt eines Trichters oder Kessels. In dem haben, wie man sagt, die alten Hünen Opfer gebracht.

---

29. Der Mönch in Wimmelburg.*

In den Wirtschaftsgebäuden des ehemaligen Klosters Wimmelburg erscheint häufig ein Mönch in den Pferdeställen und füttert gewisse Lieblingspferde. Ein von ihm gepflegter Schimmel, der bei der Mansfelder Post war, hatte eine solche Ausdauer, daß kein anderes Pferd gegen ihn aufkommen konnte.

---

30. Feuerbesprechung in Wolferode.*

Unweit von Eisleben liegt das Dorf Wolferode. Dort ist über einem Hause, das dem Einwohner Gottlob Fischer gehört, ein Männchen angebracht, an welches sich folgende Sage knüpft. Als in dem bezeichneten Hause einmal Feuer ausgebrochen war, wurde aus dem jetzt Vogt'schen Gute ein Mann herbeigeholt, um es zu besprechen. Auf einem Schimmel ritt derselbe unter allerlei Geberden, wunderliche Sprüche murmelnd, dreimal um das Haus und sprengte darauf in den Teich. Die Flamme schlug ihm nach und erlosch.

---

31. Die Kreuzsteine bei Bischofrode und Schmalzerode.*

Südlich vom Dorfe Bischofrode dicht am Wege nach Sittichenbach und desgleichen am Wege von Bischofrode nach Schmalzerode steht ein uralter Kreuzstein. Uebereinstimmend wird von diesen Steinen erzählt, hier seien einst zwei Schäfer wegen ihrer Weidegrenze in Streit mit einander geraten und hätten sich dann im Handgemenge gegenseitig erschlagen.

---

32. Der Kobold in Schmalzerode und Bischofrode.

(Sommer, Sagen No. 24.)

Zu Schmalzerode lebte ein Bauer, der einen Kobold hatte. Und weil er geizig war, forderte er immer mehr von ihm; doch jeder Kobold kann nur ein bestimmtes Maß von Geld, Getreide und dergleichen auf einmal bringen, der eine mehr, der andere weniger. Wenn man etwas von ihm fordert, was über seine Kraft geht, so muß er einen neuen Herrn suchen. So mußte auch der Kobold zu Schmalzerode auswandern, weil der Bauer einst zu viel von ihm verlangte; und er ging zu einem Vetter des Bauern nach Bischofrode, schlich sich in dessen Zimmer, als es eben leer war, legte sich auf das Bett, und als der Bauer hereintrat, rief er ihm zu: „Nimm mich an! Nimm mich an!“ Der Bauer aber wollte ihn nicht annehmen, son-

dern schlug mit einem Stock nach ihm; doch wenn er ihn zu treffen meinte, stand der Kobold schon in der entgegengesetzten Ecke der Stube, lachte ihn aus und rief wieder: „Nimm mich an! Nimm mich an!“ Bald war er anzusehen wie ein zweijähriges Kind, bald wie ein alter, eisgrauer Mann, doch immer klein. Zuletzt versprach der Bauer ihn zu behalten, wenn er das Blut Christi mit ihm beten könne. Der Bauer betete langsam vor, und der Kobold hielt immer inne und sprach dann einen ganzen Satz rasch hinter einander. Als sie aber an die Worte „das Blut Christi“ kamen, setzte er mehrere Male an und sprach: „das Blut —, das Blut —“, dann sprang er verdrießlich auf, stampfte mit dem Fuße und rief: „Ach was, das Blut zicke zacke, zicke zacke“, bleckte die Zähne, lief aus der Stube und ist nicht wieder gekommen.

---

33. Das Ritterbild auf dem Bornstedter Gottesacker.*

Auf dem Gottesacker in Bornstedt bei Eisleben steht unweit der Linde ein großer Stein, auf welchem ein Ritter in knieender Stellung abgebildet ist. Der Ritter hieß bei seinen Lebzeiten Weiderich und war Besitzer des jetzt R.schen Gutes. Einer seiner Dienstleute, Wilhelm Walther, hatte eine tugendhafte, anmutige Braut, mit Namen Else. Die Schönheit des Mädchens erweckte in dem Ritter das Verlangen nach ihrem Besitz; darum schickte er ihren Verlobten eines Tages auf Botschaft nach Mansfeld; ihr selbst aber gebot er, im Garten Unkraut zu jäten; denn dort gedachte er sie durch Versprechungen zu berücken. Weil jedoch alle süßen Worte nichts fruchteten, beschloß der Ritter, welcher nicht gewohnt war, sich einen Wunsch zu versagen, Gewalt gegen sie zu brauchen. Da gab die Verzweiflung der Bedrängten Mut zu einem ungewöhnlichen Entschluß: sie riß dem Ritter sein Schwert von der Seite und stieß es sich tief ins Herz. Alsbald verließ der Ritter den Garten und suchte sich beim Mahle für seine Enttäuschung zu entschädigen. Nicht lange darauf kehrte

Walther zurück. Eine bange Ahnung zog ihn nach dem Garten, wo seine Braut erstochen lag, und fast hätte er aus Verzweiflung bei diesem Anblick sich selber das Leben genommen; aber da er den Zusammenhang ahnte, besann er sich anders, zog den geröteten Stahl aus der Brust seiner Braut, verbarg ihn bei sich, schloß ihr die gebrochenen Augen und küßte sie auf ihre blassen Lippen. Dann ging er hinein in den Saal, wo der Ritter, als ob nichts geschehen wäre, schmausend beim Mahle saß. Kurz berichtete ihm Walther, wie er seinen Auftrag erfüllt, fügte dann aber hinzu, wie er sehe, habe sein Herr heute den Nachtisch vergessen. Als dieser ihn deshalb verwundert anschaute, sagte er, er bringe ihm eine süße Frucht, die ihm wohl gedeihen möge. Mit diesen Worten zog er das blutige Schwert hervor, stieß es dem Räuber seines Glückes ins Herz und entsprang. Dann zog er über Meer ins heilige Land, wo er nachmals gleich vielen andern im Kampfe mit den Ungläubigen seinen Tod gefunden hat.

Ritter Weiderich aber hat im Grabe nicht ruhen können. Denn wenn der Mond beim Eintritte des Frühjahrs in sein letztes Viertel tritt, so kann man zur Zeit der Dämmerung eine weibliche Gestalt mit einem Schwerte in der Brust, einem Nebel gleich, zu dem Steine unter der Linde schweben sehen, wo Weiderich begraben liegt. Dreimal pocht sie schweigend an den Stein und immer rauschen schauerlich die Zweige der Linde und beugen sich nieder auf das Grab. Dann wendet sich das Weib und wankt seufzend davon. Sechs Nächte nach einander treibt sie es so. Wenn aber die Sonntagsnacht gekommen ist und kein Mondenlicht schimmert, auch kein Stern mehr sich am Himmel zeigt, da kommt sie nicht, und die Linde rauscht auch nicht. Aber wenn die Glocke die Mitternachtsstunde geschlagen hat, dann öffnet sich das Grab, der Ritter steigt heraus, und ein Licht mit schwefelblauem Scheine schwebt ihm voran auf dem Wege zum Garten, wo die Unthat geschehen ist. Oft hält er zögernd an, als scheue er sich, den Weg zu gehen; dann besprüht ihn aber das Licht so mit Funken, daß er wieder

weiter geht. So gelangen beide in die Ecke des Gartens, wo Else ihren Tod gefunden; von dem sprühenden Lichte gezwungen sinkt der Ritter auf seine Kniee zur Buße seines Frevels. Nachdem er eine Stunde dort gekniet, erhebt er sich und wankt davon, blickt aber erst noch schmerzlich nach dem nahegelegenen Wohnhause des R.schen Gutes, als ob er von dorther Rettung erhoffte. Aber umsonst. Von dem Lichte geleitet, kehrt er zu seinem Grabe zurück; es schließt sich über ihm, und schauerlich rauschen die Zweige der Linde, von unsichtbarer Gewalt bewegt. Jährlich wird so der Ritter geweckt von der durch ihre eigne Hand gefallenen Braut; alljährlich muß er knieend sein Verbrechen büßen, und nicht eher kann er erlöst werden, als bis auf dem Gute, wo er einst gehaust, ein wackeres Paar die Hochzeit feiert: er ein Mann voll Mut und Kraft, wie Walther, bereit zu mannhafter Rache; sie ein Mädchen treu und keusch, wie Walthers Braut; bereit, für ihre Unschuld ihr Leben zu lassen.

---

34. Der nächtliche Zweikampf.*

Von dem Ritterbilde auf dem Bornstedter Gottesacker erzählt man noch eine zweite, von der vorigen ganz verschiedene Sage. Auch nach ihr liegt ein ehemaliger Besitzer des R.schen Gutes, Hans Kicke mit Namen, unter dem Steine begraben. Dieser Ritter, welcher evangelisch war, ist einmal mit dem katholischen Ritter Harras seines Glaubens wegen in Streit geraten und von seinem Gegner im Zweikampfe erschlagen worden. Beide haben seitdem im Grabe keine Ruhe. Schon mancher ist in finstern Herbstnächten dem auf feurigen Rosse sitzenden Mörder auf öden Pfaden begegnet, und mancher hat auch den gespenstischen Zweikampf mit angesehen, den die Gegner alljährlich wiederholen, wenn der Winter naht.

Einst ging in einer kalten, dunklen Herbstnacht ein Mann nach Bornstedt heim; furchtbar heulte der Sturm und rauschend strömte der Regen von dem lichtlosen Himmel hernieder. Lange

schon war der vom Unwetter überraschte Wanderer hin und her geirrt, ohne den verlorenen Weg wieder finden zu können. Endlich drang das matte Licht des Mondes durch die zerrissenen Wolken, und nun gelang es dem fast Erschöpften um Mitternacht, als keine Seele im Dorfe mehr munter war, die Untermühle zu erreichen. Da hörte er aus dem Garten derselben Waffengeklirr erschallen und, neugierig näher tretend, erblickte er zwei Ritter, die sich mit Schwertschlägen gegenseitig so gewaltig zusetzten, daß er bald erkannte, dies sei ein Kampf auf Tod und Leben. Nicht weit von den Fechtenden stand ein schwarzer offener Sarg, welcher offenbar die Bestimmung hatte, den Gefallenen aufzunehmen. Nach manchem Hieb und Stich sank endlich einer der Kämpfer nieder; die gespenstischen Genossen legten den Erschlagenen in den Sarg und trugen ihn auf dem Kirchwege davon; auch der Mörder folgte dem Zuge auf einem feurig glühenden und Funken sprühenden Rosse nach. Mit Entsetzen hatte der verspätete Wandersmann das alles angesehen, und schaurig hallte in seine Ohren das Totenlied, welches die Dahinziehenden anstimmten. Dreimal zogen die Geister auf dem Kirchhofe singend um ein geöffnetes Grab, dann senkten sie den Sarg hinein, und verschwanden selbst in dem Grabe, welches sich über ihnen schloß.

---

35. Das Weib im alten Teich bei Holdenstedt.*

Beim alten Teiche zwischen Holdenstedt und Liedersdorf und am Suhlebach ist es nicht geheuer. Vor mehr als hundert Jahren hat nämlich in Holdenstedt ein böses, dem Trunke und der Kuppelei ergebenes Weib gewohnt, das manches junge Paar in des Teufels Krallen gebracht hat und darum zuletzt selber von ihm geholt worden ist. Als sie nämlich einst betrunken von Liedersdorf nach Holdenstedt ging und an den alten Teich gekommen war, kam der Teufel, drehte ihr das Genick um und tauchte mit ihr hinab zur Hölle. Feurig brachte er sie in den alten Teich zurück, in welchem sie nun hausen muß und in

dessen Nähe sie, brennend wie lohes Feuer, umgeht. Wankt ein Betrunkener hier vorüber nach Hause, so führt sie ihn abseits vom Wege auf den schmalen, morschen Steg über den Suhlebach. Mit dem Rufe: „Gesegnetes Bad"! wirft sie ihn jählings hinab und taucht ihn so lange unter, bis er wieder nüchtern geworden. Schon viele Trunkenbolde sind blaß und vor Nässe und Angst zitternd am ganzen Leibe heimgekommen, die das Weib zur Strafe für ihre Völlerei in die Suhle getaucht hat. Auch wer sich einen Kuppelpelz verdienen möchte, dem hockt es auf, sobald er sich am alten Teiche sehen läßt, stößt und schlägt, zwickt und kneipt ihn braun und blau. Dabei seufzt und stöhnt sie laut und weint feurige Thränen. Dies Wesen muß sie so lange treiben, bis es in Holdenstedt und Liedersdorf keine Säufer und keine Kupplerinnen mehr giebt. Wer aber nüchtern ist und allezeit Gott vor Augen und im Herzen hat, dem thut sie nichts zu Leide, ja den leitet sie bei Nacht unsichtbar heim und hält Raub und Feuersgefahr von seinem Hause fern.

36. Die Lobesdorfer Glocke.*

Zwischen Sotterhausen, Holdenstedt und Wolferstedt lag früher ein nun längst eingegangenes Dorf, Namens Lobesdorf. Dort hütete einmal ein Sauhirt aus Holdenstedt seine Herde, und da kam durch das Wühlen einer Sau eine schöne, große Glocke zum Vorschein. Erfreut vernahmen die Holdenstedter die Nachricht von dem guten Funde und gedachten ihn baldigst heimzuholen. Die Wolferstedter aber, welche auch davon erfahren hatten, kamen ihnen zuvor, holten bei Nacht die Glocke weg und gaben sie auch trotz aller Forderungen nicht heraus, weil es eine Glocke von so schönem Klange weit und breit nicht gab, selbst nicht in Eisleben, von dem es doch in dem Sprüchlein heißt:

Seeburg hat den Fischfang,
Eisleben den Glockenklang,
Rammelburg den Vogelgesang,
Helfta den Flegelklang.

In der Lobesdorfer Glocke war nämlich viel Silber, das hörte ein jeder gleich heraus. Später freilich ist die Glocke gesprungen und umgegossen worden; dabei hat sie nicht nur an Silber sondern auch an ihrem herrlichen Klange viel verloren.

---

37. Wüst Schobesdorf.*

Westlich von Blankenheim liegt im Walde die wüste Kirche, das ist die Stätte des ehemaligen Dorfes Schobesdorf oder Schoppesfelde. Als das Dorf noch stand, erhob sich bei demselben auch ein prächtiges Schloß. Aber seine Besitzer starben aus, und zuletzt gebot eine alte Frau ohne leibliche Nachkommen oder sonstige Erben darin als Herrin. Wiewohl ihr Reichtum unermeßlich war, so gab sie doch gar keine oder nur spärliche Almosen, denn der Geiz hatte ihr Herz in Besitz genommen. Einst sprach ein kranker, hungriger Bettler sie um eine Gabe an, aber die Herrin des Schlosses wies ihn ab und forderte ihn auf, sofort den Hof zu verlassen. Der Bettler zögerte zu gehen: da gebot sie den Knechten, die Hunde auf ihn zu hetzen. Eilig ergriff nun der Bettler die Flucht, aber im Weggehen schrie er ergrimmt: „So wollte ich doch, daß du in Ewigkeit deine Geldsäcke bewachen müßtest!“ — Sein Wort ging in Erfüllung. Noch ängstlicher, als zuvor, bewachte die Schloßfrau ihre Schätze, und als sie gestorben war, vermochte ihr Geist nicht, sich von ihnen zu trennen, weil ihr Herz an ihnen gehangen hatte. Auch jetzt noch, obwohl Schloß und Dorf schon lange in Schutt und Asche gesunken sind, ist sie an die Stätte gebannt, wo ihre Schätze lagern. Jede Mitternacht geht sie mit ihrem Schlüsselbunde um und sieht nach ihren Geldsäcken. Aber nur alle fünfundzwanzig Jahre darf sie solchen erscheinen, die um Mitternacht zufällig vorübergehen, und nur derjenige kann sie aus dem Banne erlösen und Herr ihrer Schätze werden, der ohne Grauen eine Kröte, eine Schlange und einen Hund zu küssen sich getraut.

---

38. Die Eselsbuche bei Blankenheim.*

Im Walde bei Blankenheim steht die Eselsbuche, die hat ihren Namen auf folgende Weise bekommen. Früher mußten die Einwohner von Blankenheim sowie von andern Dörfern der Umgegend ihr Salz von Artern holen. Da nun aber auf dasselbe ein ungeheurer Zoll gelegt war, so versuchten sie das Salz von Allstedt herüber zu schmuggeln. Ein Mann in Blankenheim machte aus diesem Schmuggel ein Geschäft und hielt sich zu diesem Zwecke einen Esel. Einmal zur Sommerszeit war er mit demselben wieder ausgezogen und mit einer Ladung Salz schon bis in den Wald vor Blankenheim gelangt, wo er vor aller Nachstellung sicher zu sein glaubte. Ermattet von der Hitze des Tages, band er seinen Esel an eine Buche mitten im Walde und legte sich zum Schlafe nieder. Wie groß war aber sein Schreck beim Erwachen, als nicht nur das Salz, sondern auch der Esel verschwunden war!

---

39. Die Kreuzsteine bei Blankenheim.*

Dicht an der durch Blankenheim führenden Chaussee standen früher nach Süden zu drei Steine, angeblich die Grabstätten dreier Frauen, welche sich hier mit ihren Sicheln ums Leben gebracht haben sollen.

Auf der andern Seite sah man früher ebenfalls zwei Steine, woselbst sich, wie man sagt, zwei in Streit geratene Schnitter mit ihren Sensen getötet haben.

Noch jetzt aber steht östlich vom Dorfe ein stattliches steinernes Kreuz, dessen noch vorhandene Inschrift von einer Mordthat berichtet, welche an dieser Stelle geschehen. Hier griffen einmal zwei Schäfer des Gutes Klosterrode den Verwalter Erhart Fay an und verwundeten ihn so schwer, daß er tags darauf starb. Der Ueberfallene hatte sich aber so tapfer gewehrt, daß einer der Mörder tot am Platze blieb, während der andere verwundet gefangen genommen und dann am Orte der That mit dem Schwerte hingerichtet wurde.

Nach andern jedoch gelang es einem der Mörder zu entkommen, wogegen sein Genosse nordöstlich vom Dorfe am Mittelwege vor Erschöpfung niedersank und dort von der herbeieilenden Menge erschlagen wurde. Ein Stein kennzeichnet heute noch das Grab dieses Mörders.

40. Das Nadelöhr bei Blankenheim*

Im Holzbezirke Nadelöhr bei Blankenheim geht ein Mann ohne Kopf um.

41. Der Brautbusch bei Blankenheim.*

In Blankenheim bei Eisleben lebte einmal vor vielen, vielen Jahren ein hübsches frisches Mädchen, namens Käthe, das war dem Schäfer Wilhelm in Klosterrode in treuer Liebe zugethan. Allabendlich trafen sich die beiden halbwegs zwischen Klosterrode und Blankenheim an einer Waldecke, dem später sogenannten Brautbusche. Aber auch der Verwalter von Klosterrode hatte ein Auge auf das Mädchen geworfen und sparte weder verliebte Blicke, noch Worte und Geschenke, um die Liebe des Mädchens zu gewinnen. Obwohl diese ihm nun sagte, er möge sie mit seinen Anträgen verschonen, weil ihr Herz in ewiger Treue ihrem Wilhelm gehöre, so ließ der Zudringliche doch nicht ab sie zu belästigen. Da klagte sie ihrem Verlobten ihr Leid, und dieser geriet über die Frechheit seines Nebenbuhlers in solche Wut, daß er schwur, er werde sich an ihm rächen. Wie nun der Verwalter einmal in den Wald geritten war, lauerte der Schäfer ihm auf und erschlug ihn. Doch die Sache ward ruchbar, und der üblen That folgte ein übler Lohn. Der Mörder wurde auf's Rad gelegt und Käthchen, welche sich sagte, sie sei schuld an dem ganzen Unglück, weinte und härmte sich tot. Man begrub sie, aber die Sehnsucht nach ihrem Wilhelm läßt ihr keine Ruhe. In der Vollmondsnacht beim Beginn des Herbstes, wenn Wald und Flur von

des Mondes mildem Licht übergossen ist, kommt Käthchen aus dem Walde gegangen, setzt sich am Rande desselben am Brautbusche nieder, wo sie so oft mit Wilhelm als Braut gesessen und gekost, sucht ihren Verlobten und weint und seufzt, weil er nicht erscheint. „Ach Wilhelm", ruft sie, „hast du dein Käthchen vergessen? Komm, Liebster, komm; mich hat's gefroren da drunten in der kalten Gruft; ich sehne mich, in deinen Armen zu erwarmen. Komm, Liebster, komm und umfange die harrende Braut, ehe Hahnenschrei und Morgenlicht mich von hinnen treibt!" Doch umsonst klagt und ruft sie; ihr Liebster kommt nicht, und wenn der Morgenwind sich erhebt, und die Nacht dem Lichte zu weichen sich anschickt, da wankt auch die seufzende Braut von dannen und verschwindet.

Darum heißt noch heute die buschige Stelle am Waldessaume zwischen Klosterrode und Blankenheim, wo die unglückliche Braut ihren Bräutigam erwartet, der Brautbusch, und ein Stein nahe beim Blankenheimer Holze bezeichnet die Stelle, wo der Schäfer seinen Nebenbuhler erschlagen hat. Manche sagen freilich, der Brautbusch habe seinen Namen davon, daß man Bräute von Klosterrode, wenn sie von Blankenheim aus der Trauung gekommen, bis an diesen Busch, als die Grenze zwischen Klosterrode und Blankenheim, zu begleiten pflegte.

---

42. Der Stein auf der Liedersdorfer Heide.*

Als die Klöster Kaldenborn und Hildeburgerode (jetzt Klosterrode) noch mit Mönchen besetzt waren, gingen zwischen denselben nicht selten Klosterbrüder hin und her, um Botschaft zu tragen. Eines Tages war wieder einmal ein Mönch mit einer Botschaft unterwegs, da traf er auf der Liedersdorfer Heide eine einzelne Frau, welche Gras mähte. Frech griff er dieselbe an, wurde aber von ihr mit der Sichel dermaßen zugerichtet, daß er auf der Stelle seinen Geist aufgab. Ein walzenförmiger Stein bezeichnet noch heute den Ort, wo man ihm sein Grab gegraben hat.

---

43. Teufelsaltar und Krommenhain.*

Westlich von dem wüsten Reckendorf bei Eisleben, an der Grenze der ehemaligen Gaue Friesenfeld und Hassengau, erblickt man in einem engen Waldthale ein Felsgebilde, welches der Teufelsaltar oder die Teufelskanzel heißt. Dabei liegt der Krommenhain oder Grummenhain; wie man sagt, ein Götzenhain aus der Heidenzeit.

---

44. Das Femgericht in der Teufelsschlucht bei Reckendorf.*

In der Teufelsschlucht bei Reckendorf soll vor Zeiten eine geräumige Höhle gewesen sein, von der heute freilich keine Spur mehr vorhanden ist. Alle Umwohner fürchteten sich vor derselben, denn in ihr wurden Femgerichte abgehalten, vor denen jeder auf ergangene Ladung erscheinen mußte, wenn er nicht vogelfrei werden wollte. Nun sollte sich einst auch ein Graf von Bocksthal, — Bocksthal heißt noch heute eine Schlucht zwischen Eisleben und Mansfeld — dem Femgerichte stellen. Die Einladung zum Erscheinen hatten ihm zur Nachtzeit drei gewaltige Schläge an das Thor seiner Burg gebracht. Da der Graf wußte, daß jeder Ausbleibende in die Acht erklärt wurde, aber auch, daß nie ein vor jenes Gericht Geladener zurückgekehrt war, so beschloß er zwar sich zu stellen, aber auch, auf seiner Hut zu sein. Schon am nächsten Tage setzte er sich mit seinem treuen Knappen zu Pferde und ritt nach dem unheimlichen Orte. Als er an den Kreuzweg gekommen war, welcher noch heute bei Reckendorf zu sehen ist, traf er auf den ersten Posten der Feme, welcher ihn nach der Höhle geleiten sollte. Der Graf stieg vom Pferde und befahl seinem Knappen bei Todesstrafe, dieses sicher zu bewahren und in der Nähe zu verweilen. Als nun der Diener der Feme dem Burgherrn die Augen verbinden wollte, wies dieser solche Schmach zurück und schritt ungehindert an einigen andern Wächtern vorüber dem Eingange der Höhle zu. Dort sollte er seine Waffen ablegen; das ver-

weigerte er aber und trat, das Schwert an der Seite, vor das Gericht. Im Halbkreise sah er da die vermummten Richter sitzen, in der Mitte den Freigrafen, ihm zur Seite seine Schöppen; im Vordergrunde aber stand neben dem Richtblock ein Henker. Ruhig, ohne sein Haupt zu entblößen, trat der Angeklagte vor und hörte dem Ankläger zu, welcher ihn einer Menge Verbrechen beschuldigte. Obwohl nun der Graf erklärte, er habe dieselben nicht begangen, so erklärte ihn doch der Freigraf nach kurzer Beratung mit seinen Schöppen für schuldig, und ihr dreimaliges Wehe verkündete dem Angeklagten seinen nahen Tod. Dieser jedoch rührte sich auf die Aufforderung des Henkers, sein Haupt auf den Block zu legen, nicht vom Platze; vielmehr riß er, als man die Aufforderung wiederholte, mit mächtigem Schwunge sein Schwert aus der Scheide und trennte dem Scharfrichter mit einem Schlage das Haupt vom Rumpfe. Da warfen die Femrichter ihre mit drei Rosen geschmückten Dolche nach dem kühnen Grafen, aber diese prallten, ohne ihn zu verwunden, von seinem verborgenen Stahlpanzer ab. Nun hieb der Graf, ein Mann von ungeheurer Kraft, alle seine Gegner nieder, erstach sodann auch die Wächter vor der Höhle und kehrte unversehrt mit seinem treuen Knappen auf seine Burg zurück.

---

45. Frösche in Sittichenbach stumm gemacht.(*)

(Nach den Miracula Volquini und mündlicher Mitteilung.)

In den Teichen des Klosters Sittichenbach quakten vor Zeiten die Frösche ebenso lustig, wie sie noch jetzt in allen Teichen der Welt sich hören lassen. Aber schon seit vielen hundert Jahren ist dort alles stumm. Der erste Abt des Klosters nämlich, ein heiliger Mann von großer Wunderkraft, der mehrmals Wasser in Wein verwandelt und sogar ein ermordetes Kind ins Leben zurückgerufen hatte, liebte es, sich oft in tiefe Andacht zu versenken. Weil ihn nun aber die Frösche der Klosterteiche mit ihrem Gequake in seinem Gebete störten, gebot

er ihnen in heiliger Entrüstung zu schweigen, und seitdem ist dort kein Frosch mehr zu hören.

46. Der Schatz in Sittichenbach.(*)

(Thüringen und der Harz, III, S. 223 u. 224.)

Zwischen Sittichenbach und Rothenschirmbach bei Eisleben ist ein Erdloch, welches vor Zeiten der Eingang zu einem tief in den Berg führenden unterirdischen Gange gewesen ist. Dort haben die Sittichenbacher Mönche gelbe Erde hervorgeholt, um Gold daraus zu machen. Ihre schwarze Kunst verschaffte ihnen auch große Reichtümer, aber als einmal Feinde das Kloster bedrängten, sahen sie sich genötigt, ihren Goldschatz zu vergraben. Sie verbargen ihn in einem Kellergewölbe des Brauhauses und deckten ihn mit einem viereckigen Steine zu. Auf demselben war in der Mitte ein gleichseitiges Dreieck eingegraben, welches oben in ein Scepter endigte. Auf der Grundlinie des Dreiecks liegt ein Löwe ausgestreckt; hinter ihm kniet ein Mönch, der mit der einen Hand ein Buch hält, welches auf dem Löwen ruht, die Schwurfinger der rechten Hand aber hebt er wie zum Schwure empor. Wer diesen Bildstein findet, hat das Glück den Schatz zu heben, denn noch ist er nicht gefunden. Darum gehen auch die ehemaligen Besitzer des Schatzes noch um. Bald kommen sie in feierlicher Prozession mit vorangetragenem Kruzifix aus einem alten Keller hervor, und zwar „am hellen Mittage", um dann in dem Keller wieder zu verschwinden; bald lassen sich einzelne Mönche in verschiedenen Gebäuden oder auf dem Hofe sehen; bald hört man auch lautes Getümmel, wie von unsichtbarem Kriegsvolke.

Andere sagen, es säße eine goldene Ente mit einem halben Schock goldener Eier unter der Teichtenne im Klosterhofe.

47. Die Pfanne bei Rothenschirmbach.

(Sommer, Sagen No 58.)

Bei dem Dorfe Rothenschirmbach unfern Eisleben liegt ein Berg, welcher die Pfanne heißt. Zu dem Berge kamen alle

Jahre in der Mariennacht drei Venetianer und sprachen ein bestimmtes Wort. Da that sich der Berg auf und man sah unermeßliche Schätze darin brennen, und sie nahmen so viel sie wollten; dann sprachen sie das Wort noch einmal, und der Berg schloß sich wieder. Ein Bauer war einst auf eine Eiche dicht am Wege geklettert, um sich einen Stecken abzuschneiden, als die drei Kucksgänger kamen. Er sah und hörte alles und merkte sich das Wort wohl; und im folgenden Jahre ging er in der Mariennacht zur Pfanne, sprach es aus, und auch vor ihm that sie sich auf: er nahm von den Schätzen und kehrte mehre Jahre hindurch wieder, bis die Venetianer ihn einst ertappten. Da schwur er, weil sie ihn zu töten drohten, daß er noch keinem Menschen das Wort verraten habe, es keinem je verraten werde und auch selbst es nie wieder aussprechen wolle. So kennen denn die Bauern der Umgegend auch jetzt das Wort noch nicht und bleiben arm, während die Kucksgänger von den Schätzen der Pfanne alle Jahr reicher werden.

---

48. Der Schatz in der Holzzelle.*

Hinter dem Stallgebäude der Holzzelle steht tief in der Erde eine eiserne Wanne voll Gold und Silber. Die hat man mittelst Geisterbeschwörung und Höllenzwang und unter Mithilfe von Geistlichen von hundert zu hundert Jahren wiederholt aber vergeblich zu heben gesucht.

---

49. Die Irrlichter bei Holzzelle.*

In Holzzelle bei Hornburg unweit Eisleben lebte einst ein reiches Fräulein, welches von einem armen, aber wackern Jünglinge glühend geliebt wurde und seine Liebe ebenso heiß erwiderte. Aber die Väter der jungen Leute waren ausgesprochene Feinde, die nie in eine Verbindung ihrer Kinder gewilligt haben würden. Als dem Vater des Fräuleins endlich etwas von dem Verhältnis seiner Tochter hinterbracht wurde, war er grausam genug, ihr Lebensglück seinem Hasse zu opfern,

denn er ließ sie in das Kloster zu Holzzelle als Nonne aufnehmen. Der junge Mann war außer sich über das Schicksal seiner Geliebten und wurde in seiner Verzweiflung Mönch in dem nahegelegenen Kloster der Cistercienser in Sittichenbach. Bald aber bereute er seinen voreiligen Schritt und versuchte nun um jeden Preis eine Zusammenkunft mit seiner Geliebten zu bewerkstelligen. Wirklich gelang es beiden, an einem Festtage unbemerkt aus dem Kloster zu entschlüpfen und auf einer vorher bestimmten Waldwiese süße Stunden miteinander zu genießen. Seitdem wiederholten sie jene Zusammenkünfte und benutzten meist die Feste der Heiligen dazu, weil sie an diesen im Kloster nicht so leicht vermißt wurden. Zuletzt aber wurden sie doch verraten, ertappt und zur Strafe lebendig eingemauert. Liebessehnsucht und Sorge um einander zehrte schnell ihr Leben auf, und fast zu gleicher Zeit raffte der Tod sie hin. Die Seelen der Abgeschiedenen wurden in Irrlichter verwandelt, welche unablässig versuchen, sich mit einander zu vereinigen, aber vergebens, denn die erzürnten Heiligen konnten die Entweihung ihrer Festtage nicht vergessen. Oft sieht man in warmen August- und Septembernächten die beiden Irrlichter in dem schaurig-dunkeln Waldgrunde flimmern, wo die Lebenden sich zu sprechen pflegten. Klagen und Seufzer erschallen; immer streben die Lichter einander zu, und immer müssen sie sich meiden.

---

50. Das goldene Horn auf der Hornburg.*

In dem Höhenzuge, welcher das Dorf Hornburg bei Eisleben nach Westen hin begrenzt, machen sich zwei Erhebungen ganz besonders bemerkbar. Die nördliche, auf welcher eine Windmühle steht, heißt der Windberg, die südliche dagegen, welche den Höhenzug abschließt, der Galgenberg; darauf soll früher wirklich ein Galgen gestanden haben. Dieser Berg fällt steil nach Süden und Westen ab, und schon von ferne sieht man es seiner stark gerundeten Kuppe an, daß Menschenhände zu ihrer Rundung und Erhöhung beigetragen haben

müssen. Auf der Kuppe ist, wie der Augenschein bezeugt, oft nachgegraben worden, denn der ganze Boden ist umgewühlt; doch hat man immer nur Urnen daselbst gefunden, deren aber eine ziemliche Menge.

Es geht nämlich die Sage, auf dem Galgenberge liege ein goldenes, wundermächtiges Horn vergraben, welches vor Zeiten einem Ritter auf seinen Kriegszügen gute Dienste gethan habe, denn durch dasselbe sei es ihm gelungen, große Thaten zu thun, und viele Schätze zu sammeln. Endlich aber wurde er von seinen Feinden so hart bedrängt, daß er sich entschloß, das goldene Wunderhorn auf dem Galgenberge zu vergraben, um es nicht in die Hände seiner Feinde fallen zu lassen. — Zur Franzosenzeit arbeitete in der Windmühle auf dem nahe gelegenen Windberge ein Mühlknappe, der hat manchmal zur Nachtzeit französische Soldaten belauscht, welche von dem wunderbaren Horne gehört hatten und es auszugraben versuchten.

---

51. Die Hornee.*

In den Gärten südöstlich vom Hornburger Galgenberge hat man wiederholt Mauerüberreste und unterirdische Gänge aufgedeckt. Dort hat der Sage nach eine Burg gestanden, welche die Hornee oder Horneie geheißen hat. Auch auf dem Schenkplatze im Dorfe hat man vor nicht langer Zeit einen unterirdischen Gang bloßgelegt, und etliche Personen sind auch ziemlich weit in denselben vorgedrungen, aber einen Ausgang oder das Ende haben sie nicht erreichen können.

---

52. Die Wegeleuchte.*

Die Grenze der Fluren Hornburg und Unterfarnstedt bildete früher ein die Landstraße kreuzender Rain. Auf diesem Rain wuchs alle Jahr eine Wunderblume, das war eine Wegeleuchte oder Wegewarte (Cichorie), deren Blätter zwar ganz ebenso geformt waren, wie die von gewöhnlichen Wegeleuchten, welche

aber nicht, wie diese, blau, sondern schön weiß aussahen. Wer diese Blume pflückt, dem ist geholfen, doch nur ein Sonntagskind kann sich ihr nähern und sie brechen. Manche Sonntagskinder haben es schon versucht, aber in dem Augenblicke, wo sie die Hand ausgestreckt haben, um sie zu ergreifen, ist ihnen allemal drohend ein großer Hund mit gewaltigen Feueraugen entgegengetreten, vor welchem sie erschreckt kehrt gemacht haben. Wer sich dabei umgesehen, hat bei der Blume eine weinende weiße Frau erblickt. Nur wer die Furcht vor dem Hunde überwindet und denselben kühn bei Seite schiebt, kann die Blume gewinnen und mit ihr die Erfüllung aller seiner Wünsche.

53. Die drei Linden und der Kreuzstein bei Rothenschirmbach.(*)

(Schumann und Schiffner, Lexicon von Sachsen IX., 490.)

Als sich im Jahre 1525 ein Haufe der aufrührerischen Bauern bei Osterhausen und Rothenschirmbach gesammelt hatte, griff sie der Graf von Mansfeld bei letzterem Dorfe an und schlug sie. Die gefallenen Bauern wurden unfern davon bei drei Linden verscharrt und ein Kreuzstein auf die Stelle gesetzt, auf welchem die Waffen der Bauern abgebildet waren.

54. Der wilde Jäger im Zellgrunde.

(Sommer, Sagen No. 3. 4. 5.)

Im Zellgrunde zwischen dem Galgen- und Zellberge bei Erdeborn zeigt sich der wilde Jäger ohne Kopf.

55. Die versunkene Kutsche im Zellgrunde.*

Bei Hornburg ist unterhalb des Zellberges im Zellgrunde einmal eine Gräfin mit ihrer Kutsche versunken.

56. Der Kutschstein bei Alberstedt.*

Rechts vom Wege von Schraplau nach Alberstedt stößt man auf der Höhe auf einen Stein, in welchen viele Nägel

eingeschlagen sind. Den nennt man den Kutschstein, weil da vor Zeiten eine Gräfin mit ihrer Kutsche in die Erde verwünscht worden ist.

57. Die Perlenfischerei am goldenen Sonntage.*

Wenn man südlich von Helfta von der sogenannten blauen Chaussee abbiegt und dem Fahrwege nach Aebtischrode folgt, so gelangt man nach einigen hundert Schritten an eine Waldecke. In diesem Walde, etwas links vom Wege entfernt, entspringt die Quelle des Topfsteinbaches, deren reinem kalten Wasser man nervenstärkende Kraft zuschreibt, darum holt man dasselbe noch jetzt, um Kranke damit zu erquicken. Vor Zeiten führte es eine nun lange schon zerstörte Röhrenleitung auf das Amt in Helfta; darum heißt das Feld bei der Quelle noch jetzt die Röhrenbreite. Doch hat es mit diesem Wasser noch eine ganz besondere Bewandtnis; es birgt nämlich große Schätze in sich, aber nicht zu jeder Zeit sind dieselben zu heben. Wer an einem goldenen Sonntage, das ist ein Sonntag, welcher auf den Johannistag fällt, bei Sonnenaufgang (andere sagen, um Mitternacht) stillschweigend aus der Quelle schöpft, dem spendet sie Goldkörner und Perlen. Noch vor kurzem lebte in Hornburg ein Mann, welcher in seiner Jugend auch einmal, mit einem blechernen Durchschlage zum Fischen versehen, zu dieser Quelle gewandert ist. Wie er aber hinkam, fand er schon mehrere Leute vor, welche, auf dem Bauche liegend, mit Sieben in der Hand die Quelle umlagerten. Darum begab er sich unverrichteter Dinge wieder auf den Heimweg.

58. Die Zerstörung der Burg auf dem Hausberge.*

In längst vergangenen Zeiten saß auf dem Hausberge im Junkerholze unweit Eisleben ein Graf Karl, der wegen seiner vielen Verdienste um das Reich zu großem Besitz gelangt war. Aber seine Unterthanen drückte er so, daß er sich den Haß aller zuzog. Von Tage zu Tage wurde sein Regiment unerträg-

licher, bis sich schließlich seine Unterthanen gegen ihn empörten. Von überallher zogen die bewaffneten Scharen der Aufständischen heran; sogar von Quedlinburg, Harzgerode und vielen andern weit entfernten Orten sollen sie gekommen sein, die Burg mit Holz und Stroh in Brand gesteckt und gänzlich zerstört haben.

---

59. Die grüne Jungfer auf dem Hausberge.

(Sommer, Sagen &c. aus Thüringen No. 12.)
(Giebelhausen, Mansfeldsche Sagen und Erzählungen S. 42—56.)

Auf dem Hausberge bei Eisleben stand vor alter Zeit ein mächtiges Schloß, welches in den Berg versunken ist, doch sich einst wieder aus ihm erheben wird. Das Burgfräulein ist mit in den Berg verwünscht und wird nur alle sieben Jahr in der Johannisnacht — nach andern nur am grünen Donnerstage — frei. Dann wandelt sie auf dem Berge umher, trägt ein Schlüsselbund am Gürtel und ist ganz grün gekleidet, weshalb sie das Volk nur „die grüne Jungfer" nennt. Wer ihr begegnet, dem widerfährt ein großes Glück; denn er wird von ihr reich beschenkt. Das größte Glück aber ist dem bestimmt, dem es einst gelingen wird, sie zu erlösen. Jedem nämlich, den sie trifft, giebt sie einen Schlüssel und führt ihn zu einer Fallthür auf dem Gipfel des Berges, die auch nur alle sieben Jahr in der Johannisnacht zu sehen ist: die Thür heißt sie ihn aufschließen, und dann begleitet sie ihn durch die weiten Gemächer des Schlosses, zeigt ihm alle Herrlichkeiten und führt ihn zuletzt vor ein Buch, welches ihre und des Schlosses Geschichte enthält. Dieses Buch heißt sie ihn lesen; doch ist es in so alter Schrift geschrieben, daß noch niemand es zu lesen vermocht hat. Wenn aber einst jemand das Buch wird lesen können, so wird sich das Schloß aus dem Berge auf den Gipfel desselben heben, und die Jungfer wird erlöst sein und ihren Erlöser zum Herrn des Schlosses und zu ihrem Gemahl machen. Ein Amtmann las einst schon einige Seiten: da begann sich das Schloß alsbald im Berge zu rütteln, und ein Schäfer, der gerade über

den Berg ging, sah schon die Turmspitze daraus hervorragen. Doch weil der Amtmann nicht weiter lesen konnte, sank das Schloß in den Berg zurück. Noch jetzt gehen Leute aus den benachbarten Dörfern in der Johannisnacht auf den Hausberg, um der grünen Jungfer zu begegnen.

60. Kegelspiel im Hausberge.

Nicht weit vom Hausberge im Junkerholze stand noch vor kurzem eine uralte, ungewöhnlich große Eiche, die (angeblich nach einem früheren Oberförster, dessen Lieblingsbaum sie war,) Hahns Eiche hieß, aber durch einen Sturm umgeworfen und dann weggeschafft worden ist. Dort setzte sich einmal zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche ein Mann nieder, um auszuruhen, weil er vom Wege müde geworden war. Und wie er so saß, erblickte er auf einmal da, wo sonst junge Birken standen, einen wunderschönen Garten. Von Neugierde erfaßt, erhob er sich und ging hinein. Da gingen viele Wege hin und her, und aus den bunt blühenden Büschen hervor lugte ein Gartenhaus. Links oben aber auf dem Berge lag ein Schloß mit einem Schieferdache, und über dasselbe erhob sich zwischen den Bäumen ein hoher Turm mit einer Fahne drauf. Da that sich das große Thor des Schlosses auf; eine Jungfrau, mit grünem Kleide und grünem Schleier angethan, trat heraus und ging in das Gartenhaus. Kaum war sie verschwunden, so schritten sechs Herren, vier junge und zwei alte, paarweise aus dem Thore und begaben sich auf einen runden Platz, wohin ihnen zwei Diener nachfolgten. Die stellten in der Mitte neun Kegel auf und trugen auch große Kugeln herbei; die Herren aber fingen an, mit den Kugeln nach den Kegeln zu werfen, ganz so, wie man es in Eisleben und der Umgegend noch zu thun pflegt, wo man das Spiel Schmaräkeln nennt. Nachdem das Kegelspiel eine Stunde gedauert hatte, war auf einmal alles verschwunden; den Mann aber, der nicht wußte, wie ihm geschah, kam eine Furcht an, und eilig verließ er die Stätte.

61. Die Gans mit goldenen Eiern im Hausberge.*

In einem Keller des Hausberges sitzt eine Gans auf goldenen Eiern.

---

62. Tauben auf dem Hausberge.*

Auf dem Hausberge ist es zu Zeiten nicht geheuer. Einst gingen mehrere Mädchen aus Helfta dorthin um die Johanniszeit ins Gras, weil auf diesem Berge besonders schöne Futterkräuter wachsen. Wie sie nun eine Weile bei der Arbeit waren, wurde plötzlich einer von ihnen so unwohl, daß sie erklärte, sie müßte nach Hause gehen. Anfangs glaubte man, die Erkrankung des Mädchens habe nicht viel zu bedeuten; aber statt daß es besser wurde, ging es alle Tage schlimmer, und neun Tage darauf war das Mädchen tot. Vor ihrem Tode aber teilte sie einer Freundin im Vertrauen mit, an jenem Tage habe sie sich auf dem Hausberge miteinemmal inmitten eines großen Schwarmes von Tauben befunden; über deren plötzliches Erscheinen und Umherflattern sei sie so heftig erschrocken, daß ihr unwohl davon geworden. Ihre Gefährtinnen freilich hatten von den Tauben nicht das geringste bemerkt.

---

63. Der Wurzelstock.*

Ein Mann aus Helfta ging einmal, eine Axt im Arm, über den Hausberg und sah da einen sonderbar geformten Wurzelstock aus dem Boden hervorragen. Da kam ihn die Lust an, denselben abzuhauen. Er erhob seine Axt und führte Streich auf Streich nach demselben; aber so sehr er sich auch mühte, es gelang ihm nicht. Vielmehr nahm er zu seinem Erstaunen wahr, daß die Schneide seiner Axt von den wiederholten, mit aller Kraft geführten Hieben sich umlegte. Da mußte er wohl oder übel von dem Versuche abstehen, einen Stock, der härter war als Eisen, umzuhauen. Natürlich ist das nicht mit rechten Dingen zugegangen. Manche behaupten,

der sonderbare Wurzelstock sei gar kein Stock, sondern die Turmspitze des in den Hausberg versunkenen Schlosses gewesen.

64. Der Mönch in Helfta.*

Aeußerst hilfreich benahm sich früher ein Mönch auf dem Amte zu Helfta. Derselbe hatte sich stets ein paar Kühe und Pferde zu Schutzbefohlenen auserkoren und versorgte sie pünktlich mit Futter und Trank. Er war sehr friedliebender Natur und nur, wenn andre Hände in sein Amt eingriffen, konnte er zornig werden. Die Knechte und Mägde aber trugen kein Verlangen, seinen Groll auf sich zu laden, und ließen ihn ruhig gewähren. Und in der That, die Tiere gediehen unter seiner Pflege vortrefflich; keine Kuh im Stalle war so rund und spiegelglatt, keine gab so reichliche Milch, als des Mönches Kühe; kein Pferd glänzte so vor Gesundheit und war so voll Kraft und Mut, als seine Pferde. So trieb er es lange Jahre, bis er endlich von unserer aufgeklärten Zeit verscheucht wurde.

Auf dem Amte zu Ziegelrode dagegen soll noch heutigestages ein Mönch unermüdlich für das Wohl seiner Schützlinge sorgen.

II. Die Mansfelder Seeen und ihre Umgebung.

65. Die Entstehung des salzigen Sees.*

Als unser Herr Christus noch auf der Erde wanderte, besuchte er auch einmal die Grafschaft Mansfeld, um zu sehen, was die Leute dort machten. So kam er denn eines Abends in das Dorf Röblingen und entschloß sich, daselbst ein Nachtlager zu suchen. Da er annahm, daß die Wohlhabenden am ehesten bereit sein würden zu herbergen, so klopfte er an die Thür eines stattlichen Hauses und bat die Herrin desselben, welche auf sein Klopfen erschien, demütig um ein Nachtlager. Diese jedoch wies ihn mit Scheltworten ab. Da ging er vor

eine nahe dabei gelegene ärmliche Hütte, klopfte und trug auch hier seine Bitte vor. Freundlich ward ihm aufgethan und aufgetragen, was die Armut vermochte; zuletzt aber ward ihm von der Bewohnerin der Hütte ein bequemes Lager bereitet. Als er nun am andern Morgen Abschied nahm, sprach er zu der Wirtin: „Weil du mich so freundlich beherbergt hast, so mag deine nächste Arbeit viel hundertmal gesegnet sein!“ Mit diesen Worten ging er davon. Die arme Frau, welche ihres Gastes Worte nur für einen zwar wohlgemeinten, aber fruchtlosen Wunsch hielt und überdies nicht gewohnt war, zu berechnen, ob eine Gutthat sich auch lohnen werde, öffnete jetzt ihre Truhe und holte ein Stück Leinwand heraus, welche sie selbst gesponnen und gewebt hatte, um das Werk ihrer Hände bei reichen Leuten feil zu bieten. Zuvor jedoch ergriff sie die Elle, um das Stück auszumessen, damit sie wüßte, was sie dafür zu fordern hätte. Als sie eine Weile gemessen hatte und dachte, nun müsse doch wohl das Ende kommen, bemerkte sie zu ihrem Erstaunen, daß das Stück gar kein Ende nehmen wollte, und maß und maß, bis sie kaum mehr wußte, wo sie die viele Leinwand unterbringen sollte. Und als sie darüber nachdachte, wie das doch zugehen möchte, fielen ihr die Worte des Gastes ein, der vor kurzem von ihr gegangen war. Da merkte sie, daß das kein gewöhnliches Menschenkind gewesen sein könne, und führte fröhlich ihre Arbeit zu Ende, denn der Erlös aus der Leinwand sicherte sie für die Zukunft vor aller Not. Eilig lief sie zu ihrer reichen, aber geizigen Nachbarin, um ihr von der Ware zum Kauf anzubieten. Diese wollte fast vor Aerger platzen, als sie hörte, was für einen Gast sie gestern abgewiesen; doch schnell faßte sie sich und dachte: „Wenn du dich beeilst, holst du den Wundermann vielleicht noch ein und kannst ihn bewegen, auch bei dir Herberge zu nehmen, und dann willst du dir die Gelegenheit, dein Glück zu machen, nicht entgehen lassen.“ Gedacht, gethan. Sie lief vor das Dorf, erblickte auch den Fremdling noch in der Ferne, holte ihn keuchend und winkend ein, bat ihm ihr Unrecht ab und ersuchte

ihn, doch wieder mit umzukehren und ihrem Hause die Ehre seines Besuches zu erweisen, damit sie sehe, er habe ihr verziehen. Der Herr gab auch ihren Bitten nach, wiewohl er wußte, daß nur Neid und Habsucht die Frau bewogen hatten, ihm nachzueilen. Und als er nun in dem Hause ankam, von dessen Schwelle man ihn gestern mit Schimpf und Schande zurückgewiesen hatte, da wurde er in der Erwartung einer reichen Belohnung mit allen Ehren bewirtet. Als er aber am andern Morgen Abschied nahm, konnte die habsüchtige Wirtin sich nicht enthalten, die Bitte auszusprechen, der Herr möge doch auch ihr Thun segnen, wie das ihrer Nachbarin. „Nun gut“, entgegnete er, „so soll denn dein nächstes Thun viel hunderttausendmal gesegnet sein!“ und ging von dannen, während der Mund der gierigen Frau von Worten des Dankes überfloß. Bald war dieselbe darüber mit sich im Reinen, wie sie die Verheißung des geheimnisvollen Fremden am besten ausnutzen könnte. „Je größer Geld, je größer Glück“! dachte sie und beschloß, vor allem ihr Geld zu zählen, um es dadurch viel hunderttausendmal zu vermehren. Da sie jedoch eine kluge, berechnende Frau war und einsah, daß zur Unterbringung eines so ungeheuren Schatzes viele und große Gefäße erforderlich seien, so beschloß sie, zunächst all ihre Fässer und Wannen, Tiegel und Töpfe, Eimer und Körbe zu leeren, um Raum für den erwarteten Reichtum zu gewinnen. Wie sie nun über den Hof ging, um die Vorbereitungen dazu zu treffen, [fiel ihr Auge auf ein mächtiges Faß, mit Laugenwasser gefüllt, dessen Inhalt zur nächsten Wäsche dienen sollte.*) „Du bist mir gerade recht!“ dachte sie bei seinem Anblick; „dich will ich leeren, und bald sollst du einen Schatz bewahren, wie noch kein Faß in der Welt!“ Damit erfaßte sie das Faß am Rande und stürzte es um.] Spritzend und plätschernd ergoß sich die

*) Anmerk. Innerhalb der Klammern gestattet sich der Herausgeber eine Abweichung von dem ursprünglichen Berichte, da der anstößige Inhalt desselben einer getreuen Wiedergabe widerstrebt.

Flut; aber wie erschrak die Frau, als aus dem Plätschern ein Rauschen, aus dem Wässerlein ein Wasser, aus dem Wasser ein gewaltiger Strom wurde, dessen Fluten sich thalwärts wälzten und weit und breit die Niederung bedeckten. Dort blieb das Wasser stehen und bildete das große Becken des salzigen Sees.

66. Die versunkene Stadt.*

Da, wo jetzt der salzige See sich befindet, hat in alten Zeiten eine Stadt gestanden, welche aber schon lange versunken ist. Fischer, welche dort fischten, haben noch die Kirchturmspitzen im Wasser gesehen und an denselben oftmals ihre Netze zerrissen; auch hat man beim Fahren über den See Glocken aus der Tiefe heraufklingen hören.

67. Die Teufelsbrücke im salzigen See.

(Sommer, Sagen No. 45.)
(Heine, ein Wandertag an den Mansfelder Seen S. 31 und 32.)
(Giebelhausen, Mansfeldsche Sagen und Erzählungen S. 82—87.)
(Busch, Chronik der Grafschaft Mansfeld S. 13.)

Ein Graf von Seeburg machte einen Bund mit dem Teufel auf bestimmte Jahre. Der Teufel hatte ihm gelobt, in dieser Zeit alles zu thun, was er fordern werde; dagegen hatte ihm der Graf seine Seele versprochen. Der Graf that nun durch den Beistand des Teufels manches Wunder; unter anderm fuhr er immer von Rollsdorf nach Wansleben und zurück mit seiner Kutsche quer über den salzigen See, und die Pferde näßten nur ihre Hufe im Wasser, und die Räder schnitten nur so tief ein, wie der eiserne Reif, der sie umschloß, breit war. Als aber der Vorabend des Tages kam, an welchem der Graf dem Teufel gehören sollte, sann er auf ein recht schweres Stück, welches der Teufel nicht ausführen könnte. Er befahl ihm, zwischen Mitternacht und dem ersten Hahnenschrei einen Damm durch den See von Rollsdorf nach Wans-

leben zu bauen, damit die Leute künftig nicht immer den weiten Umweg rings um den See zu fahren brauchten. Der Teufel eilte auf eine Höhe bei Rollsdorf und warf zwei Schippen Erde ins Wasser, und noch jetzt ist das Loch zu sehen, wo er die Erde ausgestochen hat. Als er aber die dritte Schippe ausstach, kam gerade eine alte Frau von Rollsdorf, welche einen Korb mit Hühnern trug, die sie nach Halle auf den Markt bringen wollte. Und wie sie vorbei ging, begann ein Hahn im Korbe zu krähen. Da schwang sich der Teufel ergrimmt in die Luft und rief: „Ein altes Weib geht über den Teufel!“ So war der Graf von Seeburg gerettet; der unvollendete Damm aber ist noch heut zu sehen und wird die Teufelsspitze, bisweilen auch die Teufelsbrücke genannt.

Nach andern trug in jener Nacht eine Bauerfrau Hühner mit einem Hahne von Langenbogen nach Seeburg. Diese wollte sich oben auf dem Berge an dem ehemaligen Kelterhause ein wenig ausruhen und setzte darum ihren Korb ab. Weil sie ihn aber zu hart niedersetzte, erwachte der Hahn und krähte, so daß der Teufel getäuscht wurde und dachte, der Morgen bräche schon an. — Noch heute sieht man am Ufer auf der Höhe eine Vertiefung, das Teufelsloch genannt, woraus die Erde ausgestochen ist.

Wieder andere erzählen die Entstehung der Teufelsbrücke folgendermaßen.

Als der Teufel noch auf der Erde umherging, kam er auch in die Gegend des salzigen Sees. Da erlauschte der Böse, wie die Bewohner der umliegenden Gegend wünschten, daß eine Brücke über den See führen möchte. Augenblicklich bot er sich zur Ausführung dieses Riesenbaues an, den er in einer einzigen Nacht zu vollführen versprach. Als Lohn verlangte er, daß die zwölfte Person von denen, welche zuerst über die neue Brücke gehen würden, sein eigen sein sollte. Die armen Leute, in der Hoffnung ihren sehnlichsten Wunsch bald erfüllt zu sehen, willigten ein, und so war der höllische Vertrag geschlossen. Der Zufall aber spielte dem Bösen einen gar

argen Streich, denn sobald es tagte und die Brücke vollendet dastand, lief eine Sau, von zwölf Ferkeln gefolgt, zuerst darüber. Der Teufel glaubte sich überlistet und geriet deshalb so in Bosheit, daß er die Brücke bis auf den Teil, der noch jetzt sichtbar ist, selbst wieder zerstörte.

---

68. Der Teufel als Wasserbaumeister.*

Nachdem es dem Teufel mißlungen war, dem Grafen von Seeburg eine Brücke durch den salzigen See zu bauen, vermaß er sich in seiner Gier nach einer gräflichen Seele, eine Wasserstraße herzustellen, auf der man zu Schiffe nach allen Orten der Grafschaft gelangen könnte. Für den schon früher begehrten Lohn, die Seele des Grafen, erbot er sich, bis Mitternacht den süßen See mit dem salzigen zu verbinden. Da das Licht den Werken des Bösen feindlich ist, so machte sich Satan erst nach Einbruch der Dunkelheit an die Lösung seiner Aufgabe und arbeitete so fleißig, daß ihm infolge der ungeheuren Anstrengung der Schweiß von der Stirne troff. Diesmal hoffte er seine Mühe belohnt zu sehen, denn nur drei Spatenstiche waren noch nötig zur Vollendung des Werkes, da verkündete die Schloßuhr in Seeburg mit zwölf dumpfen Schlägen die Mitternacht, und wieder hatte sich der arme Teufel umsonst gemüht. Noch heute aber kann man sehen, was er in jener Nacht zu Stande gebracht hat. Das Wasserbecken des Bindersees verdankt der Arbeit des Teufels sein Dasein; die drei Spatenstiche aber, welche seinem Werke noch fehlten, das ist die Landstrecke, welche beide Seen trennt.

---

69. Die Nixe im süßen See.

(Sommer, Sagen S. 92. No. 3.)

Nicht weit von dem Mansfelder süßen See liegt ein Dorf, doch wie es heißt, weiß ich nicht. Da war alle Sonntage Musik und Tanz, und alle Burschen und Mädchen der Um-

gegend fanden sich dazu ein. Die Mädchen waren alle schön; aber eine war so schön, daß man sie sein Leben lang nicht mehr vergessen konnte, wenn man sie einmal gesehen hatte; doch wer sie war, und woher sie kam, wußte niemand. Einem jungen Schäfer gefiel sie so wohl, daß er mit keiner andern mehr tanzen wollte, und als sie einst wegging, schlich er ihr nach und bat sie, ihm zu erlauben, daß er sie nach Hause begleite. „Ja", sagte sie, „das kannst du thun; du mußt mir aber versprechen, nicht auf dem halben Wege umzukehren, sondern ganz mitzukommen." Das versprach er gern, und sie faßte ihn bei der Hand und führte ihn nach einer Gegend hin, wo gar kein Dorf lag, so daß er bald ängstlich fragte, ob sie auch den Weg kenne; sie müßten sich wohl verirrt haben. „Nein, nein", sagte sie; „komm nur mit und fürchte dich nicht; ich werde dir schon den rechten Weg zeigen." So gingen sie denn immer weiter und kamen endlich an den See, wo das Mädchen von den Weiden, die am Ufer stehen, eine Gerte abbrach und damit dreimal auf das Wasser schlug. Und siehe da, das Wasser that sich auf und eine hübsche, breite Treppe wurde sichtbar, die zum Grunde des Sees führte. Der Schäfer blieb wohl einen Augenblick verwundert stehen, doch da ihn das Mädchen immer noch bei der Hand hielt und freundlicher zu ihm sprach: „Nun komm nur, komm"! so stieg er, von ihr geführt, die Stufen hinunter; und sie kamen in einem allerliebsten Dorfe an, wo die Mutter des Mädchens in einem kleinen, niedlichen Häuschen wohnte. „Ei", rief die Alte, als sie eintraten, ihrer Tochter entgegen, „du bringst dir wohl gar einen Schatz mit? Nun, wir wollen sehen, wie es ihm bei uns gefällt. Die von dort oben können immer nicht viel arbeiten und wollen gleich wieder hinauf. Doch es kommt auf einen Versuch an."

Den andern Tag ging die Alte in die Kirche (denn natürlich war auch eine Kirche im Dorfe); und ehe sie ging, schüttete sie einen Scheffel Rübsen in einen großen Haufen Asche und sagte zu dem Schäfer: „Da suche die Körner heraus; wenn ich wieder-

komme, mußt du fertig sein.“ Der Schäfer blieb traurig vor dem Aschenhaufen stehen und wagte gar nicht, ihn anzurühren. Doch das schöne Mädchen sprang herbei und rief: „Wart', ich will dir helfen!“ und sie öffnete einen Taubenschlag, aus dem ein ganzer Schwarm Tauben flog, die über die Körner herfielen und sie in kurzer Zeit alle wieder in den Scheffel gelesen hatten. Die Alte kam zurück und erstaunte und freute sich über die wohlgelungene Arbeit. Als sie nun wieder ausging, gab sie dem Schäfer ein Sieb und hieß ihn einen Teich damit ausschöpfen. Mit Hilfe seiner Geliebten gelang ihm auch diese und auch die dritte Arbeit, welche ihm die Alte auferlegte, und welche darin bestand, daß er an einem Vormittage einen großen Wald fällen, das Holz klein hacken und in Wellen binden mußte. Da er diese Proben alle drei so glücklich bestanden hatte, erlaubte die Alte ihrer Tochter, ihn zu heiraten, und sie hielten eine fröhliche Hochzeit, zu der viele Nixe und Nixen eingeladen wurden.

Zwei Jahre lebten sie glücklich und zufrieden mit einander, und sie hatten auch einen wunderniedlichen kleinen Sohn bekommen. Da wurde der Schäfer plötzlich von Sehnsucht nach seiner Heimat ergriffen und bat seine Frau, sie möchte ihm doch erlauben, einmal seine Eltern und Geschwister zu besuchen. „Das darfst du wohl“ sagte sie; „wenn du mir versprichst, wieder mit herab zu kommen, will ich selbst mitgehen und dich in dein Dorf führen.“ Sie nahm ihr Kind auf den Arm und ging mit dem Schäfer die Stufen hinauf; und sie besuchten seine Eltern und alle Bekannte, und blieben drei Tage im Dorfe. Dann sprach die Frau: „Nun müssen wir umkehren; sonst kannst du dich von diesem Leben nicht mehr trennen.“ Er nahm wehmütig Abschied und folgte ihr bis zum See; doch als sich das Wasser aufthat, graute es ihm, und er konnte sich nicht entschließen, wieder hinunter zu gehen und bat seine Frau, oben bei ihm zu bleiben. „Wir helfen meinen Eltern den Acker bauen“ sagte er; „und wenn wir es auch nicht so gut haben, wie dort unten, so sehen wir

doch den blauen Himmel und die liebe Sonne über uns." Doch sie schüttelte traurig mit dem Kopfe und erinnerte ihn an die Liebe und Treue, die er ihr gelobt hatte. „Und wenn du nicht mitkommst", sprach sie, „so müssen wir das Kind teilen, denn es gehört uns beiden. Sieh, wie es lacht!" Damit hielt sie ihm das Kind hin, und es streckte die kleinen Arme freundlich nach ihm aus. Da weinte der Schäfer von Herzen und bat die Nixe, den Knaben allein zu behalten. Er versprach, sie täglich am See zu besuchen, doch mit hinabkommen könne er nicht; lieber wolle er selbst sterben. „Wenn du oben bleibst", sagte die Nixe, „so müssen wir uns auf ewig trennen, und ich darf von dem Kinde nicht mehr behalten, als mir gehört." Da küßte sie ihn noch zum Abschied, und sie teilte das Kind und hieß ihn wählen, welches Stück er wolle. Er nahm die untere Hälfte, und sie warf die obere in den See, wo alsbald ein munterer Fisch daraus wurde, der fröhlich fortruderte. Und als der Schäfer ihm noch nachsah, war die Nixe schon die Stufen hinabgestiegen, und das Wasser schlug über ihr zusammen. Da grub er die andere Hälfte des Kindes am Ufer ein, und an der Stelle wuchs eine Lilie, die neigte sich über das Wasser; und man sah oft, wie der Fisch in der Dämmerung bei der Lilie auf und nieder schwamm.

---

70. Der Ring der Frau Bucher.*

Vor langer Zeit lebte in der Stadt Eisleben eine reiche Handelsfamilie mit Namen Bucher. Eine ganze Straße, die nach ihr benannte Buchergasse in Eisleben, war ihr Eigentum, und aus vielen der ergiebigen Erz- und Silbergruben der Grafschaft Mansfeld flossen ihr immer neue Reichtümer zu. Wie es aber immer zu geschehen pflegt, allzugroßer Reichtum und allzugroßes Glück macht die Menschen übermütig, und so war es auch mit dieser Familie. Weil alle ihre Unternehmungen glückten, so glaubten die Bucher zuletzt, ihr Glück könne gar nicht vergehen; die hochmütigste von ihnen allen aber war

die Gemahlin des Handelsherrn. Da geschah es, daß Herr Bucher an den Ufern des süßen Sees ein großes Gastmahl gab, zu welchem Grafen und andere hohe Herren geladen waren. Er entwickelte dabei solchen Glanz und solche Pracht, daß selbst die hohen, an dergleichen gewöhnten Gäste erstaunt waren und laut den Reichtum des Herrn Bucher priesen. Nur einer von den Gästen, ein alter, grauer, ehrwürdiger Priester, wollte nicht mit einstimmen in diese Lobreden; er schüttelte bedenklich das Haupt und sprach: „Nicht also, meine Herren! Rühmet nicht den Reichtum unseres Gastgebers, rühmet vielmehr die Gnade Gottes, der ihm so viel irdische Güter zu Teil werden ließ, und bedenkt, daß nicht Geld und Gut glücklich macht; denn auch großer Reichtum kann in kurzer Zeit vergehen.“ Kaum hatte der Alte dies gesprochen, so brach die Gemahlin des Handelsherrn in ein höhnisches Gelächter aus und redete die Gäste also an: „Meine lieben Gäste, wie thöricht hat doch der Priester gesprochen! Wie kann wohl unser Reichtum vergehen, der so unermeßlich ist, wie der Sand am Meere! So gewiß als dieser Ring, den ich ins Wasser werfe, niemals wieder in meine Hände gelangt, so gewiß wird auch unser Glück und Gut bestehen!“ Mit diesen Worten nahm sie ihren Ring vom Finger und warf ihn lachend in die Fluten.

Lange Zeit nach diesem Vorfalle, als derselbe fast schon in Vergessenheit geraten war, brachte eines Tages ein Fischer einen großen, prächtigen Fisch in den Palast der Familie Bucher zum Verkauf. Als die Köchin den Fisch zerteilte, sah sie etwas Glänzendes hervorleuchten; sie untersuchte den Fisch weiter und fand einen Ring in demselben, welchen sie als den ihrer Herrin erkannte. Erstaunt hierüber, ging sie sofort zu ihr, zeigte ihr den Ring und erzählte, wo sie denselben gefunden hatte. Sobald Frau Bucher den Ring erblickte, den sie nie wieder zu sehen geglaubt hatte, erfaßte sie jäher Schreck, und zitternd an allen Gliedern sank sie zu Boden, ahnend, daß der Priester wohl wahr gesprochen haben möge.

Seit dieser Zeit begann der Reichtum der Familie Bucher zu sinken. Ein Unglück nach dem andern traf sie, eine Feuersbrunst vernichtete fast ihre ganze Habe, und in kurzer Zeit war von all ihrem Reichtum auch nicht ein Heller mehr übrig. Vollkommen verarmt, hatten die Bucher bald nicht einmal einen Ort mehr, wo sie schlafen konnten. Sie mußten sich ihr Brot vor den Thüren der Leute erbetteln und gingen schließlich schmählich unter.

---

71. Der Pächter von Seeburg.

In einem der belebtesten Teile der Stadt Eisleben, da, wo die beiden verkehrreichsten Straßen, die Frei- und Marktstraße zusammenstoßen, liegt ein Gebäude, welches erst vor wenigen Jahren ein modernes Aussehen erhalten hat, und in welchem jetzt der Kaufmann B. sein Geschäft hat.

Vor mehr denn vierhundert Jahren war in diesem Hause die Gastwirtschaft zum schwarzen Ochsen, deren Gasthofsgerechtigkeit später auf das „goldene Schiff" am Plane übergegangen ist.

Das Wirtshaus „zum schwarzen Ochsen" war damals das bedeutendste der Stadt; denn nicht nur hielten die wohlhabendsten Bürger Eislebens in demselben ihre Zusammenkünfte, sondern auch die begüterten Landwirte der umliegenden Dörfer nahmen hier ihre Herberge.

Ein Umstand jedoch brachte den Gasthof in Verruf; es wurden nämlich darin allerlei Glücksspiele betrieben, besonders das Würfelspiel. Daher wurde der schwarze Ochse im Munde des Volkes durchweg als Spielhölle bezeichnet. Einer der eifrigsten Spieler und fleißigsten Besucher desselben war der Pächter des Amtes Seeburg. Ungeachtet der dringenden Bitten und Ermahnungen seiner Hausfrau, doch von der gefährlichen Leidenschaft des Spieles abzustehen, verbrachte derselbe oft Tage und Nächte im schwarzen Ochsen, wo er meistenteils nicht ohne Glück die Würfel warf.

Einstmals, zur Zeit der langen Nächte, kam der Pächter am Sonntag Nachmittag in das Wirtshaus und saß darin bis Dienstag Abend beim Spiele. Viel Geld soll während der ersten beiden Tage in seine Tasche geflossen sein. Am dritten aber wurde er vom Glücke verlassen, so daß er nicht nur seinen ganzen Gewinn wieder verlor, sondern auch all sein baares Geld zusetzte. Von der Spielwut getrieben, verpfändete er nun zuerst seinen Weizen, dann seine Gerste, und zuletzt seinen Hafervorrat.

Als aber auch dieser verloren gegangen war, setzte der Verzweifelnde seine Pferde und den Wagen ein, in welchem er gekommen war, jedoch unter der Bedingung, daß er mit demselben im Falle des Verlustes nachts noch nach Hause fahren dürfe. Das ward bewilligt, aber auch sein letzter Versuch mißglückte.

Auf der Heimfahrt nach Seeburg begann sich in der Nähe des süßen Sees ein fürchterliches Ungewitter zu entladen; Blitze durchzuckten die finstre Nacht, unaufhörlich rollte der Donner, wild tobte der See, schäumende Wellen zischten am Ufer herauf und drohten jeden Augenblick den Wagen zu verschlingen, welcher auf der Straße am Rande des Sees dahinrollte. Da, als das Gespann nur noch wenige hundert Schritte vom Schlosse Seeburg entfernt war, befahl der Pächter, dessen Glieder kalte Schauer durchrieselten, dem Kutscher abzusteigen, vorauszugehen und das Schloßthor zu öffnen. Der Kutscher erfüllte den Auftrag; aber sein Herr kam nicht nach; und als der erstere umkehrte, um den Pächter zu suchen, fand er weder diesen, noch Pferde, noch Wagen wieder.

Des Himmels Strafe hatte den Gottlosen erreicht; die hoch über das Ufer schlagenden Wellen des unruhigen Sees hatten ihn verschlungen.

---

72. Der Steinberg am salzigen See.

(Sommer, Sagen No. 7.) (Heine, ein Wandertag S. 27.)
(Giebelhausen, Mansfeldsche Sagen u. Erzählungen S. 52—56.)

Zwischen dem Dorfe Aseleben und dem salzigen See liegt ein Berg, der früher mit einigen hundert größeren und kleineren Steinblöcken bedeckt war, in die sich häufig uralte eiserne Nägel eingeschlagen fanden. Von diesen Steinen ging im Volke die Sage, sie würden weich, wenn ein Gewitter über ihnen stünde. Auf diesem Berge hütete einst ein Schäfer, und als er frühstücken wollte, kam Frau Wolle (Holle) den Berg herauf, um auf der andern Seite zum See hinab zu gehen und sich darin zu baden. Wie sie den Schäfer sah, bat sie ihn um ein Stückchen von seinem Brote; doch er lachte und sprach, wenn sie essen wolle, solle sie arbeiten; sein Brot habe er ehrlich verdient und brauche es allein. Da berührte ihn Frau Wolle mit einer Rute, die sie in der Hand trug, und alsbald war er in Stein verwandelt; darauf berührte sie seine beiden Hunde, die rechts und links neben ihm lagen, und dann die ganze Herde, und auch die Hunde und alle Schafe wurden zu Stein. Dies sind die Steine, die auf dem Berge liegen, und noch heut sieht man an dem, in welchen der Schäfer verwandelt ist, den Stab aufragen, den der Schäfer beim Sitzen gerade über seine Schulter gelehnt hatte. Der Berg wird seitdem der Steinberg, bisweilen auch der Schafberg genannt.

---

73. Die wandelnde Laterne.*

Auf der Pfingstwiese zwischen Oberröblingen und Erdeborn hat man früher bei Nacht häufig eine brennende Laterne wandeln sehen, die von einer Hand gehalten wurde. Wem die Hand gehört hat, das weiß man nicht. Seit aber die Eisenbahn nicht weit davon vorüber führt, und die Laternen der Bahnzüge die Nacht erhellen, ist die gespenstische Laterne verschwunden.

---

74. Die versunkene Glocke von Erdeborn.*

Es war am Freitag vor Pfingsten; nach langen Regengüssen ging die Sonne zum ersten Male wieder an einem heitern Himmel auf. Die ganze Gemeinde von Erdeborn versammelte sich vor der Kirche, denn es sollte die neue Glocke aufgehängt werden, damit unter ihrem Klange das Pfingstfest würdigen Einzug halte. Schon stundenlang warteten die Bauern auf den Wagen, welcher die Glocke herbeischaffen sollte und längst unterwegs sein mußte. Allerdings war er auf dem Wege, schon seit dem vorigen Tage, aber die Straße war so aufgeweicht, daß er nur langsam vorwärts kommen konnte, und augenblicklich saß er ganz fest in Kot und Schlamm. Vergebens schlugen die Fuhrleute auf die vier kräftigen Pferde ein; der Wagen regte sich nicht. Flüche und Peitschenhiebe fielen eben wieder hageldicht, da stand plötzlich, wie aus dem Boden emporgewachsen, ein altes Mütterchen unter den Fuhrleuten und redete sie mit zahnlosem Munde also an: „Pfui, schämt euch doch, so zu wettern! Sollen denn gleich beim ersten Läuten eure Flüche aus den Glockentönen wiederklingen? Und meint ihr, die Peitsche feuert die Pferde an? Laßt die Tiere ein wenig ausruhen und versucht es dann ohne Schläge! Ihr werdet sehen, es geht besser.“ Tollere Flüche, ärgere Schläge waren die Antwort. „Wenn ihr mir nicht folgt, bringt ihr die Glocke nie und nimmer in das Dorf!“ rief jetzt die Alte zornig. Da wandte sich der eine der Knechte um und holte mit der Peitsche nach ihr aus. Er schlug ins Leere; die Frau war plötzlich verschwunden. Der Wagen aber sank tiefer und tiefer; bald waren die Räder nicht mehr zu sehen, und kaum hatte man den Pferden die Stränge durchschneiden können, so schlug der Schlamm über dem Gefährt zusammen. Bestürzt standen die Fuhrleute da; verblüfft hörten die Bauern den Bericht von dem Vorfalle an. Nachgrabungen ergaben nichts; Glocke und Wagen waren und blieben verschwunden.

---

75. Pickelhäring in Schraplau.*

An der Südseite der Kirche zu Schraplau steht ein steinernes Bild, welches einen Ritter darstellt, dem die rechte Hand fehlt. Das ist Pickelhäring, einstmaliger Besitzer des Schlosses Schafstedt, dessen Gebeine hier neben denen vieler Grafen von Mansfeld ruhen, welche das Schloß Schraplau besessen haben. Pickelhäring war ein guter Freund des Grafen von Pappenheim, welcher im dreißigjährigen Kriege deutscher Feldzeugmeister gewesen war und sich jetzt auf seinem Schlosse in Schraplau aufhielt. Als nun dem Pappenheim von Gott ein Söhnchen geschenkt worden war, wurde auch der Ritter Pickelhäring von Schafstedt nebst anderen Tapferen zum Taufgelage eingeladen. Herrlich ließen sich die fröhlichen Zecher den köstlichen Wein des Gastgebers munden, der auch sehr bald die Gemüter heiter stimmte, wozu besonders allerlei Pfänderspiele viel beitrugen. Nun sollte bei einem solchen Spiele Pickelhäring dem Pappenheim einen Kuß geben. Bereitwillig ließ sich Pappenheim von Pickelhärings Armen umschlingen, um dessen Bruderkuß zu empfangen; doch Pickelhäring, seiner Sinne nicht mehr mächtig, vergaß sich und biß seinen Freund in die Nase. Darüber aufgebracht, gab dieser dem Ritter eine gewaltige Ohrfeige. Zwar verhüteten nun die andern Gäste weiteren Streit, Pickelhäring aber ließ wutentbrannt sein Roß vorführen und verließ das Schloß mit dem Schwure: „Pappenheim, diese Ohrfeige sühnt nur dein Blut!“ Er hielt auch seinen Schwur, denn kurze Zeit darauf erschoß er ihn auf meuchelmörderische Weise bei dem Gute Etzdorf. Doch stellte er sich selbst dem Gerichte, welches folgendes Urteil fällte: „Pickelhäring soll entweder das Land verlassen oder sich die rechte Hand abhauen lassen.“ Er entschied sich für das letztere und ließ sich die Hand abhauen, mit welcher er seinen Freund erschossen hatte. Als er später seinen Tod nahen fühlte, befahl er, man solle seinen Leichnam neben den des Pappenheim legen und über der Gruft einen Stein errichten, auf welchem er mit

fehlender rechter Hand dargestellt wäre. Das Bild wurde angefertigt und ist noch gut erhalten zu sehen.

76. Das Langeneichstedter Zinshuhn.*

Das Dorf Langen-Eichstedt südlich von Schraplau mußte früher an den Pfarrer zu Schraplau täglich ein Huhn abliefern. Ueber die Entstehung dieses Zinses erzählt die Sage Folgendes: Ein Ritter, der die Burg bei Schraplau bewohnte, und dessen Bild noch jetzt an der Schraplauer Kirche zu sehen ist, namens Pickelhäring, kam in Fehde mit Hans von Seeburg wegen eines Forstes. Schon hatte man viel Blut wegen der Sache vergossen, aber der Streit war dadurch zu keinem Ende gekommen. Da machte sich der Burgpfaffe Pickelhärings ans Werk. Anstatt seines Herrn, dem die Kunst des Lesens und Schreibens fremd war, suchte er in alten Urkunden nach und fand auch in denselben den Beweis, daß der Forst zu dem Besitze seines Herrn gehörte. Nun wurde der Streit in Frieden auf dem Wege des Rechts beigelegt. Bald darauf führte Pickelhäring seinen um ihn wohlverdienten Burgpfaffen auf den Turm seiner Burg und ließ ihn eine Umschau halten auf die umliegenden Ortschaften. Auf die Frage, wie weit er sehen könne, antwortete jener: „Bis nach Eichstedt.“ „Das ist das letzte meiner Dörfer“, sagte der Ritter, „und zum Danke dafür, daß du mir den Besitz des Forstes verschafft hast, soll dir dieses Dorf täglich ein Huhn liefern.“ Seit der Zeit hat das Dorf Eichstedt diesen Zins an ihn und später an alle ihm folgenden Pfarrer von Schraplau entrichten müssen. Diese Lieferungen haben bestanden bis zum Jahre 1848, wo sie in Geld verwandelt worden sind.

77. Der Kobold in Stedten.

(Sommer, Sagen No. 22.)

Als man zu Stedten bei Schraplau ein Haus baute, fand man im Füllemund eine eiserne Lade, und wie man sie auf-

machte, sprang ein kleines rotes Männchen heraus, welches fröhlich im Kreise umher tanzte und immer rief: „Nun bin ich erlöst“! Und es erzählte, es sei ein Kobold und vor vielen hundert Jahren in diese Lade verwünscht worden, und wenn das neue Haus fertig sei, wolle es darin wohnen. Als nun das Haus gebaut war, kam das Männchen alle Nacht, machte das Vieh im Stalle los und trieb es auf dem Hofe umher, sprang die Treppen im Hause auf und ab und lärmte so viel, daß bald niemand mehr in dem Hause wohnen wollte.

---

78. Die wandernde Laterne in Etzdorf.*

Eine Gräfin von Etzdorf hatte ihre Kinder ermordet und fand darum im Grabe keine Ruhe. Oftmals haben die Bewohner ihre blaue ringgeschmückte Hand mit einer Laterne das Schloß durchschweben sehen.

---

79. Der Evangelienstein bei Steuden.

(Richter und Kunze, Heimatskunde des Mansfelder See- und Gebirgskreises, Eisleben 1877 S. 36.)

In einem Ackerstück bei Steuden (jetzt am Wege) lag früher ein hoher Feldstein, der Evangelienstein genannt. An demselben sollen die Schweden nach der Schlacht bei Lützen das heilige Abendmahl gefeiert haben.

---

80. Der gespenstische Hund bei Salzmünde.*

Zwischen Pfützthal und Salzmünde geht nachts ein gespenstischer Hund um, welcher die Strecke vom Weinbergsgrunde bis zum Iwerschen (Ueberrödischen) Borne, östlich von Salzmünde, zu durchlaufen pflegt. Einmal gingen mehrere Männer den bezeichneten Weg und trafen am Ueberrödischen Borne einen herrenlosen Hund. Arglos riefen sie demselben zu:

„Komm, Mordax!“ Der Hund folgte ihrem Rufe und lief mit ihnen bis zum Weinbergsgrunde, in welchem er plötzlich verschwand. Da merkten die Leute, daß sie mit dem Gespenst gegangen waren, und eilten, von Schrecken gejagt, nach Hause.

---

81. Die vier Steine bei Krimpe.

(Nach Giebelhausen, Mansfeldsche Sagen u. Erzähl., Eisleben 1875. No. 8.)
(Neue Mitteilungen V, 2. 129.)

Wenn man von Krimpe nach Höhnstedt geht, sieht man an der Stelle, wo der Weg nach dem Dorfe Räther sich wendet, vier Kieselinge aus der Erde hervorragen, in deren einen eine Menge Nägel eingeschlagen sind. (Nach einem anderen Bericht sind es jedoch sechs Steine, und in alle sind Nägel eingeschlagen; dennoch heißen sie nur „die vier Steine.“) Dort ist einmal, wie es Tauwetter war, einer mit vier Pferden gefahren; als er aber an die Stelle kam, wo jetzt die Steine liegen, blieb der Wagen in dem aufgeweichten Boden stecken. Wie sehr nun auch die Pferde sich anstrengten, sie brachten ihn nicht vom Flecke, sondern sanken immer tiefer ein. Da verlor der Kutscher die Geduld, fing an, schrecklich auf die Pferde zu fluchen, und wünschte, sie und er mit ihnen möchten lieber gleich zu Stein werden. Kaum hatte er das gesagt, da blitzte und krachte es, und alsbald wurden Pferde, Kutscher und Wagen so hart, wie Stein. Da aber, wo sie in Steine verwandelt worden sind, haben Vorüberwandelnde bei Nacht oft ein Brausen, Schreien und Schnauben gehört.

---

82. Der feurige Hund auf dem Luppberge und das Götzenbild in Müllerdorf.

(Frantz in den Neuen Mitt. VI, 2, S. 168.)

Auf dem Luppberge, bei den sogenannten vier Steinen unweit Schochwitz, und an dem Weidenstock eine Viertelstunde westlich vom Luppberge bei Räther, erscheint alljährlich vor

der Fastenzeit ein großer schwarzer Hund mit großen feurigen Augen, der den Wanderer, welcher ihn sieht, so weit verfolgt oder auch, nachdem er ihm auf den Nacken gesprungen, sich so weit tragen läßt, bis im nächsten Dorfe, zu welchem den Wanderer sein Weg führt, ein Hund bellt. Dann verschwindet der feurige Hund, bei Schochwitz gewöhnlich im Luppholze. Es lebt noch mancher in Schochwitz, der von diesem feurigen Hunde zu erzählen weiß. Auch beim Weidenstock will ihn ein Mann aus Höhnstedt vor einigen Jahren noch gesehen haben.

Unter einigen alten Leuten in Schochwitz ist auch die Sage verbreitet, vom Luppberge sei ein Götzenbild nach Müllerdorf gebracht und an der dortigen Kirche in die Wand eingemauert worden. Weshalb und wann dies geschehen, das weiß man nicht. Eine alte Frau in Müllerdorf, welche in ihrer Jugend auf der dasigen Pfarre gedient hat und teils vom damaligen Geistlichen zu Müllerdorf, teils von ihren Großeltern gehört haben will, was dieses Götzenbild zu bedeuten habe, sagte, es sei ein feuriger Hund, den eine Göttin reite. Daß auf dem Luppberge noch lange nach Einführung des Christentums Abgötterei getrieben worden ist, zeigt der Befehl, den Bischof Gebhard von Halberstadt im Jahre 1462 an den Grafen von Mansfeld ergehen ließ, er solle dahin wirken, daß der Gebrauch zu Schochwitz, dem guten Lubben, einem Toten, Knochen toter Tiere zu opfern, abgestellt werde. Mich. Cölius in seiner zu Eisleben am 20. Febr. 1546 gehaltenen Leichenpredigt Luthers berichtet gleichfalls, daß man im Mansfeldischen Lande den guten Lutzen, welcher ein toter Hund sei, angerufen und Trost und Hilfe bei demselben gesucht habe.

---

83. Der Gutsherr von Schochwitz.

(Sommer, Sagen No. 60.)
(Giebelhausen, Mansfeldsche Sagen S. 105—109.)

In dem Dorfe Schochwitz hatte ein Schäfer seinem Gutsherrn den jährlichen Pachtzins gegeben, doch noch keine Quittung

darüber erhalten, als der Gutsherr einige Tage darauf plötzlich starb. Die Frau forderte nun den Zins noch einmal, und da ihn der Schäfer nicht zahlen konnte, wollte sie ihn ins Gefängnis werfen. Da ging er traurig umher und dachte über sein Unglück nach; und als er in das Lupphölzchen bei Schochwitz kam, begegnete ihm ein graues Männchen mit langem, weißem Bart; das gab ihm einen Stab und führte ihn zu einer Thür, die der Schäfer nie zuvor bemerkt hatte. Hier hieß ihn das Männchen anklopfen und sagte ihm, er werde den Gutsherrn finden, doch solle er ihn nur mit dem Stabe, nicht mit der Hand anrühren und eine Quittung von ihm fordern. Als der Schäfer an die Thür klopfte, sprang sie auf, und er fand den Gutsherrn, wie er mit drei andern an einem Tische saß und Karten spielte. Sobald er ihn mit dem Stabe berührte, sprühten Flammen um die Spitze des Stabes, denn der Gutsherr war im Fegefeuer. „Ich weiß, weshalb du kommst“ sprach der Gutsherr zu dem Schäfer; „geh zu meiner Frau und sag' ihr, die Quittung steckt hinter dem Spiegel. Und damit man dir besser glaube, nimm meine Mütze zum Wahrzeichen mit.“ Er gab ihm die Mütze, und der Schäfer machte sich fröhlich auf den Heimweg. Er traf das graue Männchen wieder, dankte ihm für den guten Rat und gab ihm den Stab zurück. Die Witwe des Gutsherrn aber fand die Quittung richtig hinter dem Spiegel. Doch während sie dieselbe las, legte der Schäfer die Mütze auf einen Tisch, und kaum berührte sie das Holz, so brannte sie ein Loch und fiel durch. Da ließ man die Stube zumauern, und sie soll bis heute noch nicht wieder aufgemacht sein.

---

84. Die Geisterbannung auf dem Gorsleber Schlosse.*

Unweit des salzigen Sees in der Grafschaft Mansfeld liegt das Dorf Gorsleben. Dort stand einst ein den Grafen von Mansfeld gehöriges Schloß. Inmitten herrlicher Parkanlagen, denen sich ausgedehnte Forsten anschlossen, ragte es wie ein

sonniges Eiland aus dem grünen Blättermeere. Einstmals der Lieblingsaufenthalt der Grafen, lag es später traurig und öde da: verwildert war der Park, der Hof mit Gras überwachsen, und um das Geländer der breiten Granittreppe hatte sich wucherndes Schlingkraut geschlungen. Waffen- und Bechergeklirr im Rittersaale, Rossestampfen und Hundegekläff in Stall und Hof waren längst verstummt. Die Bewohner hatten das Schloß verlassen, weil ein Geist allmitternächtlich sie besucht hatte. Einer der Grafen nämlich, ein wüster, jähzorniger Herr, hatte einst seinem Jäger, ergrimmt über den schlechten Ausfall einer Jagd, sein Weidmesser durch den Leib gerannt, und nun durchwandelte der Geist des Erschlagenen zur Nachtzeit die Gemächer des Schlosses, unter den Bewohnern Entsetzen verbreitend, so daß diese es vorzogen, ihm das Feld zu räumen.

Nun hatte zwar schon manch' kecker Gesell den Versuch gemacht dem Geist seine Aufwartung zu machen, aber keinen hatte es nach einem zweiten Besuche gelüstet, so daß schließlich der Ort in allgemeinen Verruf kam.

Zu dieser Zeit lebte in Gorsleben ein alter Schäfer, ein in allen Heilkünsten wohlerfahrener Mann. Dieser kannte die Heilkraft der verschiedensten Wurzeln und Kräuter und besaß einen hübschen Schatz von Sprüchen gegen Zauberspuk und Hexerei. Hatte sich ein Pferd den Fuß vertreten, war eine Kuh oder ein Schwein verhext, so war der alte Gabriel der erste, den man zu Rate zog. Was Wunder also, daß der alte Schäfer auch auf den Gedanken kam, dem Gespenste, das auf dem Schlosse Wohnung genommen hatte, mit seinen Kraftsprüchlein auf den Leib zu rücken? In Begleitung von drei handfesten, mit Knitteln bewaffneten Leuten, die dazu bestimmt waren, seinen Bannsprüchen, falls es not thäte, größeren Nachdruck zu geben, trat er vor den Grafen, um sich dessen Einwilligung zu holen. Dieser gab sie nur widerstrebend, fügte aber dann das Versprechen hinzu, er wolle dem Schäfer ein prächtiges Haus schenken, wenn sein Beginnen Erfolg habe. Schon die nächste Nacht quartierten sich die vier, mit Zauber-

formeln, Knitteln und einer großen Kanne Bier versehen, auf dem Schlosse ein, und zwar in dem Zimmer, in welchem der Geist der Sage nach seinen Rundgang zu beginnen pflegte. So saßen sie denn einige Zeit wohlgemut; als aber die Geisterstunde nahte, wurden sie schon etwas unruhiger. Der Schäfer murmelte die Sprüche, welche er für die kräftigsten hielt, leise vor sich hin, und seine Begleiter fuchtelten mit den Knitteln in der Luft herum, um zu probieren, wie der Gegner wohl am besten zu treffen sei. Da sprang mit einem Donnerschlage die Thür des Zimmers auf, und eine bluttriefende Gestalt schwebte herein. Entsetzt ließen die Fechter ihre Knittel fallen und starrten mit gesträubten Haaren und schreckensbleichen Gesichtern die Erscheinung an, die sich langsam durch das Zimmer bewegte. Nur der Schäfer behielt soviel Besinnung, einen Spruch hervorzustottern; das Gespenst jedoch schritt, anstatt sich zu entfernen, mit erhobener Hand gerade auf die Männer zu. Mit schwindender Besinnung lallte der Schäfer einen zweiten Spruch, und nun verschwand der Geist.

So war das Schloß von dem Geiste befreit und wieder bewohnbar geworden. Der Schäfer erhielt den ausgesetzten Preis, und auch jedem seiner Begleiter ward eine angemessene Belohnung. Alle vier aber versicherten, daß sie nie wieder auf den Geisteranstand gehen würden, und wenn sie sich eine Grafenkrone damit verdienen könnten. —

---

85. Der hohe Baum bei Gorsleben.*

Zu Gorsleben im Mansfelder Seekreise lebte im funfzehnten Jahrhundert ein wohlhabender Freigutsbesitzer. Seine Dienerschaft bestand aus vier Knechten und liebte ihn aufrichtig, weil sie es gut bei ihm hatte. Vor allen andern aber erfreute sich der zweite Knecht der Zuneigung seines Herrn, und wenn dieser verreiste, mußte jener ihn stets begleiten. Besonders häufig reiste der Freigutsbesitzer nach Eisleben, und

auf diesen Reisen ereignete sich immer etwas Sonderbares. Sobald nämlich der Wagen den hohen Baum erreichte, blieben die Pferde plötzlich stehen, und nichts vermochte sie von der Stelle zu bringen; nach kurzem Aufenthalte aber gingen sie von selbst wieder weiter. Zuweilen sagte dann der Lieblingsknecht zu seinem Herrn: „Nun können wir wieder weiter fahren.“ Diese Rede war dem Herrn lange nicht aufgefallen, weil er meinte, die Pferde scheuten sich vor dem Baume. Eines schönen Morgens jedoch fuhr er mit dem Knechte wieder einmal nach Eisleben, und wie sie an den hohen Baum kamen, blieben die Pferde in gewohnter Weise stehen. Da wurde der Herr zornig und schlug auf die Pferde los, aber vergebens. Endlich sprach der Knecht: „Nun können wir wieder weiter fahren.“ Diesmal wurde der Herr aufmerksam auf die Worte seines Knechtes und fragte, was das zu bedeuten habe. Der Knecht aber erwiderte, er dürfe es nicht sagen, sonst sei er verloren. Weil jener jedoch unablässig in ihn drang, war er endlich unter der Bedingung, daß sein Herr ihn beschütze, zum Geständnis bereit und sagte: „Jedesmal, wenn wir an den hohen Baum kommen, erscheint ein graues Männlein, tritt in ein Rad und bleibt darin stehen, so lange es ihm beliebt. Das Männlein aber ist so schwer, daß die Pferde nicht weiter können.“ Kaum hatte der Knecht das gesagt, so erschien das graue Männlein beim Wagen und drohte dem Verräter mit grimmigen Geberden. Aber die Zeit, wo es Macht hatte, war schon vorüber, und so konnte es dem Knechte nichts anhaben. Ungehindert fuhren daher die Reisenden nach Eisleben. Als sie jedoch auf der Rückfahrt wieder in die Nähe des hohen Baumes kamen, bat der Knecht dringend seinen Herrn, er möge ihn doch um Gotteswillen beschützen. Dieser war auch dazu bereit, band den Knecht fest an den Wagen und setzte sich selbst neben ihn, um ihn fest zu halten. Kaum war das geschehen, so erschien das graue Männlein, konnte aber weder den Wagen aufhalten, noch auch dem Knechte etwas anhaben. Als nun die Reisenden nach Hause gekommen

waren, wurde, um ganz sicher zu sein, alles verschlossen, und auch Wachen wurden ausgestellt. Der Knecht aber sagte, von nun an dürfe er sich auf dem Wege am hohen Baume nicht mehr sehen lassen, sonst sei es um ihn geschehen. Jedoch das graue Männlein ließ sich weder sehen noch hören, und so kam die Sache in Vergessenheit. Als aber der Herbst herangekommen war, gebot der Herr seinen Knechten nach Eisleben ins Holz zu fahren, und wieder fuhr der sicher gewordene Lieblingsknecht mit. Wie die Wagen zum hohen Baume kamen, mußten sie sämtlich still halten, gingen aber nach kurzem Aufenthalte von selbst wieder weiter. Darüber wunderten sich die Knechte; der Lieblingsknecht aber teilte ihnen unter der Bedingung, daß sie ihn gegen das graue Männlein beschützten, mit, warum sie hatten halten müssen. Kaum hatte er das gesagt, so erschien das graue Männlein neben dem Wagen und drohte ihm mit grimmigen Geberden. Bei der Rückkehr banden daher die Knechte den Bedrohten abermals fest an den Wagen, und zwei von ihnen setzten sich neben ihn, um ihn zu halten; doch nur mit Mühe gelang es ihnen. Wie sie nach Hause kamen, erzählten sie dem Herrn den Vorfall. Abermals wurde nun alles verriegelt und verschlossen, und als die Knechte am Abend zu Bette gingen, mußte sich der bedrohte Knecht zwischen zwei andere legen, damit ihm niemand etwas anhaben könne. Gleichwohl halfen diesmal alle Vorsichtsmaßregeln nichts, denn am andern Morgen war der Liebling des Herrn spurlos verschwunden. Man schickte zu seinen Eltern, um Nachfrage nach seinem Verbleib zu halten, aber auch diese wußten nichts von ihrem Sohne. Das graue Männlein hatte den Knecht geholt, weil er das Geheimnis verraten hatte. Seit dieser Zeit hat man den Baum den hohen Baum genannt.

---

86. Das Himmelfahrtsbier.

(Neue Mitteil. des Thür. Sächs. Vereins V, 2, 130 ff.)
(Sommer, Sagen S. 149 u. 150.)
(Giebelhausen, Mansfeldsche Sagen und Erzählungen No. 1.)

In den Dörfern Gödewitz, Fienstedt, Gorsleben, Zörnitz und Krimpe feiert man zu Himmelfahrt ein Fest, bei welchem man eine Tonne Bier trinkt und darauf in einer für das Fest erbauten Scheune, der neben der Kirche stehenden Himmelfahrtsscheune, tanzt. — Früher, noch nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts, versammelte man sich vor dem Tanze am Gemeindebrunnen und trank da sieben Rinkeimer Bier, und zugleich wurde in Fienstedt und wahrscheinlich auch in den übrigen Dörfern öffentlich verlesen, woher das Fest stamme. Eine Königin, Namens Elisabeth, hieß es, kam vor mehr als sechshundert Jahren am Himmelfahrtstage durch Fienstedt: damals kam ihr die Einwohnerschaft mit sieben Rinkeimern Bier entgegen, sie zu empfangen, und hierüber war die Königin so erfreut, daß sie den Bewohnern von Fienstedt und den benachbarten Dörfern, welche das Gleiche gethan, alle Steuern für ewige Zeiten erließ unter der Bedingung, daß jede Gemeinde alljährlich am Himmelfahrtstage der Königin zu Ehren sieben Rinkeimer Bier am Gemeindebrunnen trinke. Der Vorleser ermahnte darum die Gemeinde, das Fest nicht untergehen zu lassen; denn wenn sie es nicht mehr feiere, sei sie verpflichtet, der Obrigkeit den Zehnten und dazu noch ein schwarzes Rind mit weißen Füßen und weißer Bläſſe, einen Ziegenbock mit vergoldeten Hörnern und ein vierspänniges Fuder Semmeln zu entrichten.

Auch jetzt wird das Fest noch gefeiert, doch ist manches anders geworden. Das Geld, von welchem man das Fest ausrichtet, schießen die einzelnen Dorfgemeinden zusammen; sie erwählen zwei Bierherren, die alles anordnen und nichts zu zahlen brauchen. Das Bier aber muß bis auf den letzten Tropfen ausgetrunken werden, und jeder Fremde, der vorüber geht, muß mittrinken. In Fienstedt, Gorsleben, Zörnitz und

Krimpe trinkt man das Bier im Dorfe; in Gödewitz auf einem Hügel vor demselben, welcher davon der Bierhügel heißt, und auf den am Himmelfahrtsmorgen aus jedem Hause ein Bewohner kommen muß. Wenn eine Gemeinde das Fest nicht mehr feiern wollte, so wäre sie, wie man sagt, verpflichtet, einen Bock mit ganz goldenen Hörnern, zwei Fuhren Semmeln und eine Tonne Mückenfett der Obrigkeit zu liefern. —

Die Veranlassung des Festes wird jedoch auch noch anders erzählt. Einst wurde, sagt man, eine Gräfin von Mansfeld, die ihr Gemahl verstoßen hatte, in diesen Dörfern freundlich aufgenommen. Als aber später der Graf ihre Unschuld erkannte und die Verstoßne wieder zu Ehren aufnahm, erließ er den fünf Dorfgemeinden den Zehnten unter der Bedingung, daß sie alle Jahr am Himmelfahrtstage ein Fest feierten und dabei zu seinem Gedächtnis eine Tonne Bier tränken.

Wieder anders berichtet eine dritte Erzählung. Vor vielen hundert Jahren ließ sich ein Ritter bereden, ins gelobte Land zu ziehen, um dort gegen die Türken zu kämpfen. In der Heimat ließ er seine junge Frau Elisabeth zurück, die er dem Schutze seines Bruders anbefahl. Im ersten Jahre benahm sich dieser gut gegen seine Schwägerin, dann aber fing er an, unfreundlich gegen sie zu werden, und als nun gar nach drei Jahren das Gerücht auftauchte, ihr Gemahl wäre in der Fremde tot geblieben, da trieb sie der hartherzige Schwager aus dem Lande. Nur von ihrer treuen Amme Gertrud begleitet, ging Elisabeth ins Elend und wanderte drei Tage lang mühselig durch tiefen Schnee, denn es war gerade Winterszeit. Am Abend des dritten Tages kam sie in ein unbekanntes Dorf und konnte vor Mattigkeit kaum weiter. Da erbarmte sich ihrer ein alter Mann, der vor seiner Thüre stand, und lud sie mit ihrer Begleiterin ein, sich bei ihm auszuruhen und satt zu essen. Voll Freude nahmen die Frauen das Anerbieten an, erzählten dem braven Manne ihre traurige Geschichte und erfuhren nun, daß das Dörfchen, wo sie waren, Gorsleben heiße. Als nun der Alte ihnen anbot, sie möchten bei ihm bleiben, sagte

Elisabeth mit Freuden zu und versprach, sie wolle dafür Sorge tragen, daß den Bauern von Gorsleben der Zehnt erlassen würde, wenn ihr Mann glücklich wieder in die Heimat und zu seiner Herrschaft käme. Der Alte gab die beiden Frauen für seine Muhmen aus, und obwohl man wegen der Schönheit der Elisabeth sich wunderte, wie der Alte zu einer so schönen Muhme käme, so glaubte man es doch, weil die Frauen trotz ihrer zarten Hände wacker im Hofe und Garten mit an die Arbeit gingen. Bald waren sie nicht nur in Gorsleben, sondern auch in den benachbarten Dörfern Gödewitz, Krimpe, Zörnitz und Fienstedt, wo Hans viele Freunde hatte, wegen ihres fleißigen und sittsamen Wesens sehr beliebt, und jedermann bemühte sich, ihnen eine Freude zu machen. So verging der Winter, und das Frühjahr kam, so schön, wie noch keines in der Welt gewesen war. Als aber Himmelfahrt herankam, machte sich groß und klein in den Dörfern auf, um den Aufgang der lieben Sonne von einem Berge anzuschauen. Auch Elisabeth und ihre Amme gingen mit hinaus und als sie nun auf dem Berge standen, hinter dem die Sonne aufgehen mußte, da vernahmen sie einen sonderbaren Ton, wie das Gebrumme einer Mühle, und die Sonne stieg im Glanze ihrer Strahlen herrlich empor. Entzückt von dem Anblick, riefen beide unwillkürlich ihr ein lautes „Willkommen“! zu, und kaum hatten sie das Wort gesprochen, da brauste es hinter ihnen, und wie sie sich umdrehten, hielt vor ihnen auf seinem Rappen der so schmerzlich vermißte Ritter. Elisabeth sank zwar bei seinem Anblick in Ohnmacht, kam aber bald wieder zu sich, und die beiden Gatten sanken sich nun in die Arme. Dann erzählte sie ihm, wie es ihr in seiner Abwesenheit ergangen war, und führte ihn zu den guten Leuten, die ihr in ihrer Not Obdach, Brot und Schutz gewährt. Gerührt hatte Ludwig, so hieß ihr Gemahl, die Erzählung vernommen und war sofort bereit, die braven Leute von der Zahlung des Zehnten zu entbinden. Damit aber das Andenken an den für alle so fröhlichen Tag für ewige Zeiten erhalten bliebe, bestimmte er, den Bauern der vom Zehnten

befreiten Dörfer sollten alle Jahre am Himmelfahrtstage von Mansfeld einige Tonnen Bier geliefert werden, die sie zusammen austrinken sollten. Auch jeder Fremde, den sein Weg vorüber führe, sollte mittrinken, und vier Bierherren sollten ernannt werden, die auf Ordnung zu halten und für das Behagen der Gäste zn sorgen hätten. In der Zehntscheune aber, die nun keine Zehntgarbe mehr aufzunehmen hatte, sollte sich an diesem Tage jung und alt, festlich geputzt, zu fröhlichem Tanze versammeln. Für den Fall jedoch, daß sie unterließen, das Fest zu feiern, sollten sie wieder verpflichtet sein, den Zehnten zu geben, soweit ihre umliegende Marke geht, ingleichen ein kohlschwarzes Rind mit vier weißen Füßen und einer weißen Bläſſe, dazu einen schwarzen Bock mit vergoldeten Hörnern, ein vierspänniges Fuder Semmeln und eine Tonne Mückenfett.

Die Bauern waren mit allen diesen Bestimmungen gar wohl zufrieden und haben alle Jahr das Fest gefeiert; die aber, welche in der Gorsleber Flur Äcker haben, gedenken noch jetzt dankbar des edlen Paares.

---

87. Steppchen oder Hänschen aus Halle.

(Sommer, Sagen.)

In einem Dorfe an der Saale, nicht weit von Wettin, hatte ein Bauer ein Dienstmädchen, das mit der Arbeit nie fertig wurde. Darum neckten es die Knechte und sprachen: „Wir wollen dir Hänschen aus Halle mitbringen.“ Und wie sie nach Halle gingen, fanden sie eine Schachtel; die machten sie auf, und heraus flog ein Kobold in Gestalt einer Hummel. Sie fingen ihn und gaben ihn dem Mädchen, das von nun an stets mit seiner Arbeit zu rechter Zeit fertig war. Dieser Kobold hieß Steppchen, und wenn das Mädchen noch nicht gestorben ist, hat sie ihn noch.

---

88. Der versagte Kuß.

Sommer, Sagen No. 16.

Vor vier Jahren begegnete einem Hirten zu Fienstedt drei Morgen hinter einander eine Kröte, die ihn freundlich grüßte und bat, er möchte sie doch küssen, dann würde sie erlöst, und zum Danke dafür wolle sie ihn heiraten. Den Hirten aber graute es, die Kröte zu küssen. Da erschien sie ihm am vierten Morgen als eine wunderschöne Jungfrau und sagte ihm, so habe sie ehemals ausgesehen, und sie sei eine Prinzessin gewesen und würde es wieder geworden sein, wenn er sie geküßt hätte; nun aber könne sie es nie mehr werden. Und als sie der Hirt noch ansah, verschwand sie vor seinen Augen.

---

89. Die Futterstelle des wilden Jägers in Dederstedt.

(Sommer, Sagen Nr. 3. 4. 5.)

Bei Dederstedt hat man den wilden Jäger oft jagen hören. In diesem Dorfe war eine Stelle, wo er stets anzuhalten und seine Pferde und Hunde zu füttern pflegte. Als man dort vor einigen Jahren ein Haus baute, wurde die erste Mauer fünfzehnmal hintereinander übernacht wieder eingerissen; erst das sechzehnte Mal blieb sie stehen. Doch ist es noch jetzt beinacht in den Zimmern unruhig, und rings um das Haus, welches gerade an einer Ecke steht, weht zu allen Tageszeiten der Wind.

---

90. Die verwünschte Prinzessin als Katze.

(Sommer, Sagen Nr. 16.)

Den Wanderern begegnet zwischen Hedersleben und Dederstedt beinacht oft eine schwarze Katze, welche sagt, sie sei eine verwünschte Prinzessin und könne durch einen Kuß erlöst werden.

---

91. Das Gespenst in Hedersleben.*

In Hedersleben mußten vor Zeiten drei Einwohner des Dorfes als Feuerwache jede Nacht die Runde machen. Bei einem solchen Rundgange sah einmal einer der Wächter aus einer verfallenen Aschenhütte eine weiße Gestalt hervorkommen, auf welche er seine Begleiter aufmerksam machte. Diese jedoch konnten sie beim besten Willen nicht wahrnehmen. So oft nun der Bauer mit bei der Runde war, sah er an der bezeichneten Stelle stets wieder die weiße Gestalt, aber immer nur er allein.

92. Der Mönch in Hedersleben.*

Auf dem Gute in Hedersleben hielt sich früher ein Mönch auf, der zu bestimmten Zeiten von dem Heuboden, welcher über dem Pferdestalle befindlich war, Heu holte und einem Lieblingspferde vorlegte, welches darum weit besser gedieh, als alle andern Pferde. Niemand aber getraute sich, den Mönch in seinem Vorhaben zu stören.

93. Der Mönch in Beesenstedt.

(Sommer, Sagen Nr. 35.)

Wer neugierig ist und den Mönch, der sich auf manchen Gütern aufhält, gern sehen möchte, dem zeigt er sich nie. Zwei Pferdejungen zu Beesenstedt legten sich am Abend quer vor die Thür mit den Köpfen an einander, damit der Mönch, wenn er mit seinen kleinen Schritten herankäme, auf sie treten müßte, und sie davon aufgeweckt würden und ihn fangen könnten. Doch als sie am Morgen aufwachten, lag der eine in der rechten, der andere in der linken Ecke des Stalles, und der Mönch hatte die Pferde doch gefüttert.

III. Gegend von Gerbstedt.

94. Die Ziegenbocksgrund bei Bösenburg.*

Wer beinacht die Ziegenbocksgrund bei Bösenburg durchwandert, dem begegnet nicht selten ein schwarzer Ziegenbock, der dem Ahnungslosen auf den Rücken springt und sich eine Strecke weit von ihm tragen läßt.

Einmal ging ein Bauer, welcher sich auf dem Heimwege befand, bei Nacht durch den unheimlichen Grund. Beim Ueberspringen eines Grabens fühlte er sich plötzlich von hinten gepackt und festgehalten, und nur mit Mühe gelang es ihm, sich loszureißen. Schweißtriefend und vor Angst halb tot, kam er zu Hause an, in der Meinung, der Bock habe ihm aufgehuckt. Jedoch als er am andern Morgen seinen nach der Tracht jener Zeit sehr langen Rock wieder vor Augen bekam, da sah er, daß er bei dem nächtlichen Sprunge einen seiner langen Rockschöße mit seinem Gehstocke in dem weichen Boden gleichsam festgenagelt hatte. Nur seine Zaghaftigkeit also hatte ihm den üblen Streich gespielt.

95. Pest abgewehrt.*

In der Zeit, als die Pest im Lande herrschte, kam sie auch gegen Augsdorf angezogen. Da ging der Pfarrer mit der Gemeinde und den Schulkindern hinaus auf die Heiligenbreite, die aus dem Grunde, in welchem das Dorf liegt, sanft empor steigt, und wie sie auf der Höhe angekommen waren, wo man weithin sehen kann, kam die Pest angezogen wie ein blauer Nebel. Da fielen die Augsdorfer auf die Kniee und beteten; und wirklich ging die Pest ums Dorf herum und zog auf Hübitz los. So blieb Augsdorf durch das Gebet auf der Heiligenbreite von der Pest verschont.

96. Der Brotsack.*

In der Flur von Augsdorf liegt ein Ackerstück, welches der Brotsack heißt. Das ist einmal in teurer Zeit um ein Brot verkauft worden, und davon hat es seinen Namen empfangen.

---

97. Das Ungetüm auf dem Kalbe bei Heiligenthal.*

Nordwestlich von Heiligenthal erhebt sich ein Bergrücken, das Kalb genannt. Dieser Name rührt von einem Kalbe her, welches mehrere Nächte nach einander in der Zeit von 11 bis 12 Uhr dort umgeht und jedem Wanderer sich so in den Weg stellt, daß er nicht weiter kann. In der ersten Nacht erscheint das Ungetüm als Kalb; in der zweiten verwandelt es sich in einen Bären mit Augen von der Größe eines Gänseeies, die in der Dunkelheit so hell glänzen, wie das Licht des Mondes; in der dritten Nacht erscheint es als ein mächtiger Fleischerhund mit gleich großen Augen. Wer nachts um elf Uhr über das Kalb geht und das Unglück hat, dem Ungetüme zu begegnen, der muß eine Stunde lang drei Schritte von ihm entfernt stehen bleiben, und während dieser Zeit läuft das Untier fortwährend hin und her. Wagt sich der Wanderer weiter vor, so geht es auf ihn so drohend zu, daß er von Furcht ergriffen wird und zurückweicht. Unweit vom Kalbe steht auch eine Pappel; an der läßt sich morgens halb sechs Uhr eine weiße Frau sehen, und jeder Vorübergehende, dem der Spuk bekannt ist, eilt so schnell als möglich von dem unheimlichen Orte hinweg. Daher hat man den Weg, welcher früher über das Kalb führte, umgeackert, und es ist verboten worden, über diesen Acker zu gehen.

---

98. Das gespenstische Dorf.*

Unweit vom Kalbe bei Heiligenthal liegt ein Ackerstück, welches der Kessel heißt. Mitten auf dem Wege, welcher hindurchführt, brennt in der Adventszeit früh morgens fünf Uhr

ein Licht. Geht der Wanderer, dem das Licht erscheint, weiter, so rückt auch dieses fort, und nicht lange, so befindet er sich auf einer Straße, die beiderseits mit zwei- und dreistöckigen Häusern besetzt ist, alle von hellem Lichte beleuchtet; auch hört er eine Turmuhr schlagen. Geht er schweigend weiter, so dauert die Erscheinung fort; spricht er aber oder ruft er einen seiner Gefährten an, so verschwindet das Licht und die Straße, und er wird bis vor das achtundzwanzigste Lichtloch beim Welfesholz entrückt. Im Kessel hat vorzeiten ein Dorf gelegen, das die siegreichen Sachsen zerstört haben, nachdem sie den kaiserlichen Feldherrn, den Grafen Hoyer von Mansfeld, beim Welfesholz geschlagen.

---

99. Der Leichenzug in der Nickelmannsgrund.*

In dem Kramerschen Gute zu Heiligenthal lebte früher ein Mann, welcher so geizig war, daß er sein Geld in den Keller vergrub und jeden Notleidenden, der ihn um eine Gabe bat, von seiner Thüre jagte, wobei er ihn mit Erbsen warf. Als der Geizhals gestorben war, begrub man ihn, aber zum Schrecken aller Hausbewohner fand man ihn schon andern Tags wieder in seinem Keller sitzen und mit dem vergrabenen Gelde spielen. Als man ihn fragte, was er denn auf dem Herzen habe, drohte er, er werde alle niederschmettern, die es wagten, ihm zu nahen. Nach geraumer Zeit erschienen auf einmal zwei Männer, um den Geist zu bannen. Diese nötigten ihn, sich in einen Sarg zu legen, dann kamen zwölf Träger, hoben den Sarg auf ihre Schultern und trugen ihn in die Nickelmannsgrund, das ist eine Schlucht, die nördlich vom Kalbe sich hinzieht. Dort verscharrten sie den Geizhals mit dem Bemerken, wenn er sich einen unterirdischen Weg von dieser Stelle bis in seinen Keller gegraben hätte, sollte er erlöst sein. Noch jetzt sieht jeder, der zur bestimmten Stunde erscheint, den Leichenzug in der Nickelmannsgrund. Auch wirft das Gespenst während der Advents- und Passionszeit alle Nächte

in seinem ehemaligen Hause mit Erbsen die Treppen entlang, und wenn Leute vor der Hofthür sitzen, so neckt es sie, indem es mit Steinen unter sie wirft, ohne sie jedoch blutig zu werfen.

---

100. Die Entstehung des Welfesholzes.*

In Hettstedt lebte einst eine Frau Welf, deren Mann wenige Jahre nach Beginn der Ehe gestorben war. Die Witwe, welche aus der Ehe nur ein Kind hatte, war noch jung und wollte sich gern wieder verheiraten. Weil sie aber glaubte, das Kind würde ihr dabei im Wege stehen, so ermordete sie es heimlich. Jedoch die That blieb nicht lange verborgen, und Frau Welf wurde zum Tode verurteilt. Da erbat sie sich als letzte Gnade die Erlaubnis, noch einmal ein Stück Feld besäen und die Früchte davon ernten zu dürfen, eine Bitte, welche ihr auch gewährt wurde. In der Absicht, den Tag ihrer Hinrichtung soweit als möglich hinauszuschieben, säete sie Eicheln, und bevor sie die Frucht von dieser Aussaat ernten konnte, starb sie eines natürlichen Todes. Das Holz aber erhielt von ihr den Namen Holz der Frau Welf oder Welfesholz.

---

101. Der Hoyerstein am Welfesholze.

(Grimm, Deutsche Sagen No. 492.) (Thüringen und der Harz VI, 111.) (Giebelhausen, der Berggeist, Halle 1868 S. 14—16.)

Auf der Feldmark des wüsten Dorfes Dankelsdorf südwestlich von Gerbstedt nicht weit vom Welfesholze, wo im Jahre 1115 die Schlacht zwischen Kaiser Heinrich V. und den Sachsen vorfiel, und fünf Minuten über der wüsten Dorfstätte Nienstedt liegt da, wo der Fuchsrain und Grafenrain sich schneiden, ein Stein, der bei Gewitter- oder heftigem Platzregen erweicht und erst nach einiger Zeit wieder hart wird. Er ist voller Nägel geschlagen, und ganz deutlich sieht man auf ihm außer vielen andern Löchern den Eindruck einer Hand und eines Daumens. Darum heißt der

Stein auch der löcherige Stein. Graf Hoyer von Mansfeld, der Oberfeldherr der Kaiserlichen, soll vor der Schlacht am Welfesholz in ihn, wie in Weizenteig, mit den Worten hineingegriffen haben:

„Ich, Graf Hoyer ungeboren,
Hab' noch nie eine Schlacht verloren.
So wahr ich greif' in diesen Stein,
Auch diese Schlacht muß meine sein"!

Aber es kam anders, denn Hoyer wurde von Wiprecht von Groitsch erschlagen, und die Sachsen trieben die Kaiserlichen in die Flucht.

---

102. Sanct Jodute in der Schlacht am Welfesholze.

(Nach verschiedenen älteren Chroniken)

In seinem zehnten Regierungsjahre verwüstete Kaiser Heinrich V. das aufständische Sachsenland und schlug in der Grafschaft Mansfeld ein großes Lager auf. Da zogen ihm die Fürsten von Sachsen, namentlich Bischof Reinhard von Halberstadt, Herzog Lothar u. a. bis zum Welfesholze zwischen Hettstedt und Gerbstedt entgegen und dort kam es auf dem Lerchenfelde zur Schlacht, in welcher auf beiden Seiten viel Blut vergossen wurde. Lange blieb der Streit unentschieden, und die Sachsen gerieten in große Bedrängnis; da geschah ein Wunder, denn ein Weidenstamm rief dreimal nach einander Jodute und Zeter (nach andern Tiodute oder Ziodute), und alsbald wandte sich das Glück auf die Seite der Sachsen. Der Feldherr des Kaisers, Graf Hoyer von Mansfeld, wurde von dem Grafen Wiprecht von Groitsch erschlagen, und die Kaiserlichen wurden in wilde Flucht gejagt. Zum Andenken an ihren glorreichen Sieg errichteten die Sachsen auf dem Schlachtfelde im Welfesholze eine kleine Kapelle, in deren Nähe die in der Schlacht gefallenen Sachsen begraben wurden. In der Kapelle selbst aber stellten die Sieger eine Bildsäule auf, welche einen bewaffneten Mann, mit eisernem Helme und

den heimischen Waffen geschmückt — man sagt, es sei ein Schwert, eine Keule und ein Schild mit dem Bilde eines weißen Fohlen gewesen — darstellte. Diese nannten die Bauern der Umgegend den heiligen Jodute (oder Tiodute), weil sie der Meinung waren, das Sachsenvolk habe seinen Sieg über den Kaiser mit Hilfe jenes Jodute erlangt. Noch bis vor kurzem war in der Umgegend die Redensart gebräuchlich: „Ich will dich schlagen, du sollst Jodute rufen“! Auch in andern Gegenden des Sachsenlandes wußte man von der Hilfe des heiligen Jodute zu singen und zu sagen, denn im Ländchen Delbrück in Westfalen fing ein Liedlein mit den Worten an:

„Sanct Jodute war ein heil'ger Mann;
Wie der Feind kam, ging er voran.“

Weil nun aber das Landvolk der Umgegend jener Bildsäule abgöttische Verehrung bewies, ließ Bischof Friedrich von Halberstadt (oder nach andern Kaiser Rudolf von Habsburg) die Bildsäule umstürzen und in das Kloster Wiederstedt bringen. Gleichwohl ließ das Volk von seinem Aberglauben nicht ab, denn es übertrug nun seine Verehrung auf einen Weidenstock, von welchem die katholischen Geistlichen vorgaben, er hätte in der Schlacht Jodute geschrieen. Noch Luther erzählt: „In der Grafschaft Mansfeld, welches mein Vaterland ist, da ist ein Bild, gleichwie ein großer Riese gehauen oder geschnitzt, welches Gedud genannt wird.“ Jener weidene Stock aber ist endlich von Ackerknechten, welche unweit der Kapelle gepflügt und daselbst des Mittags gefüttert, verbrannt worden.

---

103. Namenentstehung.*

Als Kaiser Heinrich V. mit seinem Feldherrn Grafen Hoyer von Mansfeld gegen die Sachsen zog, die sich am Welfesholze gesammelt hatten, musterte er sein Volk an einer Stätte nördlich von Eisleben; darum hieß man das Dorf dabei später Volkstedt. Und als er in die Gegend von Hübitz kam und die Sachsen erblickte, welche hinter Siersleben standen, rief

er aus: „Sieh, hier ist Leben"! und fügte hinzu: „Wenn wir siegen wollen, haben wir hie Witz nötig." Daher hießen seitdem die beiden Dörfer Siersleben und Hübitz. Als es nun beim Welfesholze zur Schlacht kam, floß dort so viel Blut, daß es in roten Wellen zur Wipper hinabströmte und das Erdreich eine rote Farbe erhielt; davon heißt die Gegend rote Welle. Die Kaiserlichen wurden aber von den Sachsen geschlagen und flohen nach Eisleben zurück. Unterwegs wurden sie von den Anwohnern gefragt: „Nun, wie steht's denn mit euch?" Da antworteten sie: „Mit uns ist's aus"! Daher erhielt das Dorf, wo sie das sagten, den Namen Ausdorf (Augsdorf). Die aber, welche auf der Flucht erschlagen wurden, begruben die Sachsen bei Thondorf; daher erhielt dieses Dorf, welches früher Todendorf gesprochen wurde, seinen Namen. Weil aber die Sachsen in ihrem Grimm gegen den Grafen Hoyer von Mansfeld verschiedene Dörfer desselben zerstört hatten, flüchteten die Bewohner nach dem nahe gelegenen Gerbstedt, klopften an die Pforte des dortigen Klosters und baten um die Erlaubnis, sich vor dem Orte anbauen zu dürfen. Das wurde ihnen gewährt, und so entstand die Vorstadt von Gerbstedt, Kloppan.

---

104. Der Schloßturm in Freckleben.

(Giebelhausen, der Berggeist, Halle 1868, S. 17—22.)

In dem Dorfe Freckleben unweit Sandersleben an der Wipper liegt ein großes Gut, welches in alten Zeiten ein Schloß war, von dem aber jetzt nur noch ein uralter Turm steht. Dort wohnte zu der Zeit, wo die Sachsen mit Kaiser Heinrich in Zwist waren, eine Gräfin von Arnsberg, deren Gemahl gestorben war. Ihre beiden Söhne hatten sich nie gut vertragen, und so stand denn auch der ältere auf Seite der Sachsen, während es der jüngere mit dem Kaiser hielt. Wie nun viel Kriegsvolk durch die Gegend zog und ein Kampf zwischen beiden Parteien unvermeidlich schien, da versuchte die Mutter der jungen Grafen, welcher es schon längst großen Kummer gemacht hatte,

daß ihre Söhne so feindlich gegen einander waren, sie zu versöhnen und entsandte eilig einen Knappen mit dem Auftrage, er sollte ihre Söhne zu ihr bescheiden, damit sie sich nach dem Willen ihres Vaters in ihr Erbe teilten. Der Knappe richtete auch die Botschaft aus, und die Söhne kamen heim. Durch die Bemühungen der Gräfin wurde der Streit beigelegt, und friedlich gingen die Brüder in dem alten Turme, der noch jetzt steht, zu Bett, um am andern Tage die Teilung vorzunehmen. Die Gräfin aber, welche fürchtete, ihre Söhne könnten sich in der Schlacht gegenseitig erschlagen, gebot dem Knappen, den Turm zu verschließen, damit ihre Söhne nicht am Kampfe Teil nehmen könnten. Wie nun aber ganze Haufen von Kriegsvolk mit Lärm und Geschrei am Schloß vorüber nach Sandersleben zogen, da schrieen die jungen Grafen im Turme, man solle öffnen, denn sie müßten zu ihrem Heere. Jedoch der alte Knappe bat sie, Geduld zu haben, denn ihre Mutter habe befohlen, sie nicht heraus zu lassen. Und soviel sie auch an die Thüre schlugen, es ward ihnen nicht aufgethan. Als aber dann die Kunde kam, der Kampf wäre vorüber und die Sachsen hätten gewonnen, da gebot die Gräfin, den Turm zu öffnen. Kreideweiß und zitternd wie Espenlaub, kehrte jedoch der Knappe zurück und meldete ihr, die beiden jungen Herren lägen im Turme tot in ihrem Blute. Beide hatten sich gegenseitig erstochen. Da erschrak die unglückliche Mutter zum Tode, und nach wenigen Tagen legte man sie zu ihren beiden Söhnen in dasselbe Grab.

---

105. Der lange Hu.*

In der Nähe der Kohlenstraße, die von Rothenburg nach Hettstedt führt, ist einmal, als es noch Riesen gab, ein Riese spazieren gegangen. Zwischen Ihlewitz und Gerbstedt spürte er, daß ihn ein Schuh drückte; darum zog er ihn aus, sah hinein und stürzte ihn um, weil er Erde darin fand. Von der ausgeschütteten Erde ist der Hügel entstanden, den die Leute den langen Hu nennen.

IV. Gegend von Bernburg, Aschersleben und Harzgerode.

106. Der Herr von Pfuhle und die spukende Nonne von Sankt Blasien.*

In dem Pfuhlschen Busche zwischen Bernburg und Custrena liegen die mit Rasen und Strauchwerk bewachsenen und darum kaum noch erkennbaren Trümmer eines verfallenen Gebäudes. Hier hauste einst ein mächtiger Graf, wegen der Lage seiner von Sümpfen umgebenen Burg „der Herr von Pfuhle" genannt. Er war eine harte Geißel der Umgegend, denn raubend und plündernd zog er mit seinen Knechten umher. Bei drohender Gefahr flüchtete er sich allemal schnell in sein Schloß, das ihm vor feindlichen Angriffen volle Sicherheit gewährte, weil der einzige Zugang zu demselben durch eine Zugbrücke geschützt und wenig Mannschaft bei dieser Art von Befestigung hinreichend war, dem Feinde Widerstand zu leisten. Bei einem seiner Streifzüge war es ihm nun auch einmal gelungen, ein Mädchen aus angesehener Familie zu rauben und auf seine Burg zu schleppen. Auf die wiederholten Aufforderungen des benachbarten Grafen von Plötzkau, dasselbe wieder freizulassen, gab er die kurze aber bestimmte Antwort, jener solle doch das Mädchen holen, wenn ihm so viel an ihr gelegen wäre. Das beschloß dieser denn auch zu thun, verfuhr aber dabei sehr klug. Er wartete nämlich den Winter und starke Kälte ab, welche die Sümpfe gefrieren ließ, und rückte nun in einer dunkeln Nacht mit einer zahlreichen Schar auf die feindliche Burg los. Nachdem er dieselbe ohne Widerstand erstiegen, fiel er mit seinen Leuten über die nichts ahnenden Schläfer her, welche sämtlich niedergemacht wurden, und ließ das Schloß bis auf den Grund zerstören. Das Mädchen aber gab er ihren Angehörigen zurück. Dieses jedoch war durch die

während der Gefangenschaft erlittene schlechte Behandlung trübsinnig geworden und ging in ein Kloster, wo sie im Wahnsinn gestorben ist. Doch auch im Grabe hat sie keine Ruhe gefunden, wie folgende Sage bekundet.

Wer in der Mitternachtsstunde den durch Wiesen und Wald führenden Fußweg von Adenstedt nach Bernburg allein zurücklegen muß, pflegt sich ängstlich umzuschauen und beeilt sich, um so schnell als möglich an einer unheimlichen Stelle vorbeizukommen. Das sind die nahe am Wege liegenden Trümmer des Klosters „Sankt Blasius", in welchem das von dem Herrn von Pfuhle geraubte Mädchen Aufnahme gefunden hatte. Hat der Wanderer diese unbehelligt im Rücken, so atmet er frei auf; manchem aber springt die spukende Nonne auf den Rücken und bleibt unter Heulen und Stöhnen so lange auf ihm sitzen, bis er das ehemalige Klostergebiet verlassen hat.

---

107. Die Bläsjungfer.

(Kuhn und Schwarz, Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche Nr. 176.)

Zwischen Bernburg und dem Dorfe Altenburg liegt ein Teich, der Bläs genannt, rings von Wiesen umgeben. In dem soll vor alter Zeit ein Schloß untergegangen sein, und viele behaupten, daß sich da oft die Bläsjungfer sehen lasse, mit ihrem Schlüsselbund an der Seite. Viele soll sie schon versucht haben, daß sie sie erlösen möchten, und so hat sie auch mal ein goldenes Ei hingeworfen; aber es hat sich keiner gefunden, der es hat aufheben mögen. Wäre das geschehen, so wäre sie erlöst gewesen.

---

108. Rotmützeken.*

Bei einem Bauern in einem zwei Stunden nördlich von Magdeburg*) gelegenen Dorfe namens Jersleben vermietete sich

*) Ausnahmsweise habe ich diese und die folgende Sage, obwohl sie außerhalb des von mir durchforschten Gebietes fallen, in meine Sammlung mit aufgenommen, um sie der Vergessenheit zu entreißen.

D. H.

einst ein Knecht, der beständig eine Mütze von rotem Sammet trug, weshalb er im Dorfe „Rotmützeken“ genannt wurde. Alle Sonntage, wenn seine Herrschaft zur Kirche gegangen war, stieg er auf den Stallboden, wo allerlei kleine Männer zu ihm kamen und Spiel und Lärm und lautes Lachen mit ihm vollführten. Wenn dann die Hausleute aus der Kirche zurückkehrten, kam Rotmützeken wieder vom Stallboden herunter und war munter und guter Dinge. Das dauerte eine ganze Zeit, wohl über Tag und Jahr. Eines Sonntags, es war der Sonntag nach Weihnachten, stieg er auch wieder auf den Stallboden, während die andern nach der Kirche gegangen waren, und das Lärmen und Poltern und Lachen nahm wieder seinen Anfang, wie früher, nur viel wilder und lauter. So ging es wohl eine Stunde lang; als aber der Prediger auf der Kanzel eben Amen gesagt hatte, gab es einen Knall, der die Kirche und alle Häuser im Dorfe erschütterte, und als die Leute nach Hause stürzten, fanden sie die Stallbodenthür weit auf die Straße geschleudert, Rotmützeken aber an einem Querbalken erhängt. Sie begruben ihn in einer Ecke des Kirchhofs, er aber hatte keine Ruhe im Grabe. In der Sonntagsnacht nach Weihnachten erschien er regelmäßig auf dem Kirchhofe, und die Hirten, die damals noch oft um die Weihnachtszeit ihr Vieh auf die Weide trieben, sahen ihn dann, wie er auf dem Kirchhofszaune saß und mit dem Kopfe schüttelte. Er war dürr wie ein Skelett, trug aber immer noch die rote Mütze; und daran hatten sie auch erkannt, daß es kein anderer sein konnte, als „Rotmützeken“.

---

109. Die verunglückte Schatzhebung.*

In einem andern Dorfe unweit Magdeburg lebte ein Schäfer, zu dem kam öfter ein Geist, der ihn aufforderte mitzukommen, und ihm fest versprach, es solle ihm nichts Böses widerfahren. Doch der Schäfer that ihm seinen Willen nicht. Nach einiger Zeit kam der Schäfer unter die Soldaten; aber auch dort ließ ihm der Geist keine Ruhe, sondern quälte ihn

auf fürchterliche Weise. Als dann der Schäfer vom Militär wieder in seine Heimat entlassen worden war, klagte er dem Pfarrer seine Not. Dieser riet ihm, dreist dem Geiste zu folgen. Er that es, und während beide unterwegs waren, redete ihm der Geist zu, er solle nichts von der Erscheinung sagen, die er haben werde. Er werde in eine Höhle kommen, da werde ihm ein großer, schwarzer Hund mit feurigen Augen und langheraushängender Zunge erscheinen und auf ihn zufahren; er solle aber nur dreist seine Hand auf dessen Kopf legen, so werde er ihm nichts thun, und an der Stelle, wo der Hund säße, werde sich ein großer, mit Goldstücken angefüllter Topf zeigen, den solle er als sein Eigentum betrachten und mitnehmen. Beim Eintritt in die Höhle fing der Geist an in einem Buche zu lesen. Als aber der Schäfer in der Höhle den auf ihn losspringenden Hund erblickte, rief er erschrocken: „Ach Gott“! In demselben Augenblicke stürzte die Höhle ein und zerschmetterte dem Schäfer ein Bein; der Geist aber sang: „Aus tiefer Not schrei ich zu dir“.

---

110. Das Hünenblut bei Egeln.

(Reiche, Preußens Vorzeit, Band IV., S. 148.)
(Otmar, Volkssagen, S. 267—270.) (Grimm, Deutsche Sagen Nr. 326.)

Nicht weit von Egeln, auf dem Wege nach dem Dorfe Westeregeln, unweit des Hakels, findet man in einer flachen Vertiefung rotes Wasser, welches das Volk Hünenblut nennt. Einst wurde, so meldet die Sage, ein Hüne von einem andern verfolgt, überschritt die Elbe und blieb, als er auf seiner Flucht in die Gegend kam, wo jetzt Egeln liegt, mit einem Fuße, den er nicht genug aufhob, an der Turmspitze der alten Burg hängen, stolperte, erhielt sich noch ein paar tausend Fuß zwischen Fall und Aufstehen, stürzte aber endlich nieder. Seine Nase traf gerade auf einen großen Feldstein bei Westeregeln mit solcher Gewalt, daß er das Nasenbein zerbrach und ihm ein Strom von Blut entstürzte, dessen Ueberreste noch jetzt zu sehen sind.

Andere behaupten, daß der Hüne in der Gegend von Westeregeln gewohnt und sich oft das Vergnügen gemacht habe, über das Dorf wegzuspazieren. Bei einem Sprunge aber ritzte er seine große Zehe an der Turmspitze, und das Blut spritzte aus der Wunde in einem tausendfüßigen Bogen bis in die Lache, in der das nie versiegende Hünenblut sich sammelte.

---

111. Der Tanz auf dem Kirchhofe von Kölbigk.

(Grimm, Deutsche Sagen Nr. 232.)

In dem Dorfe Kölbigk an der Mansfeldschen Wipper zwischen Güsten und Bernburg machte im Jahre 1012 ein Bauer namens Albrecht mit funfzehn andern Bauern in der Christnacht auf dem Kirchhofe einen Tanz, dieweil man drinnen in der Kirche Messe hielt, und waren drei Weibsbilder unter ihnen. Und da der Pfarrherr heraustrat und sie darum strafte, sprach jener: „Mich heißet man Albrecht, so heißet man dich Ruprecht; du bist drinnen fröhlich, so laß uns haußen fröhlich sein; du singst drinne deine Leisen, so laß uns unsern Reihen singen.“ Da sprach der Pfarrherr: „So wolle Gott und der Herr S. Magnus, daß ihr ein ganzes Jahr also tanzen müsset!“ Das geschah, und Gott gab den Worten Kraft, so daß weder Regen noch Frost ihre Häupter berührte, noch sie Hitze, Hunger und Durst empfanden, sondern sie tanzten allein, und ihre Schuhe zerschlissen auch nicht. Da lief einer (der Küster) zu und wollte seine Schwester aus dem Tanze ziehen, da folgten ihm ihre Arme. Als das Jahr vorüber war, kam der Bischof von Köln, Heribert, und erlöste sie aus dem Bann. Da starben ihrer vier alsobald, die andern aber wurden sehr krank, und man sagt, daß sie sich fast bis an den Gürtel in die Erde getanzt haben, und daß ein tiefer Graben in dem Grunde ausgehöhlt wurde, der noch zu sehen ist. Der Landesherr aber ließ zum Zeichen so viel Steine darum setzen, als Menschen mitgetanzt hatten.

---

112. Die Burgmühle bei der Askanienburg.

(Thüringen und der Harz, Band VII., S. 140—142.)
(Reiche, Preußens Vorzeit, Band IV., S. 264—266.)
(Gottschalck, Sagen und Volksmärchen der Deutschen, S. 17—22.)
(Sommer, Sagen Nr. 57.)

Dicht bei Aschersleben liegt der kahle, hohe Wolfsberg, der einst die alte Askanienburg trug und jetzt nur noch deren geringe Trümmer zeigt. Da wo die Eine denselben fast in einem Halbkreise umfließt, stand vor langer Zeit tief unten im Thale eine kleine und baufällige Mühle. In dieser wohnte Meister Martin, der Müller, ein frommer, schlichter und arbeitsamer Mann. Konrad, des Müllers ältester Sohn, der seinem Vater treu zur Seite stand, und Elsbeth, des Müllers Magd, liebten sich; aber da er unbemittelt und sie in dienstbarem Stande war, so verbargen beide das Geheimnis ihres Herzens.

Einst um Mitternacht erwachte Elsbeth aus dem Schlafe. Der volle Mond erleuchtete ihr Bodenkämmerchen so hell, daß sie glaubte, der Tag sei schon angebrochen. Erschrocken sprang sie auf, kleidete sich an und eilte leise in die Küche, um dort Feuer anzumachen. Doch ihr Feuerzeug wollte nicht fangen, obwohl sie erst am Abend vorher frischen Zunder gebrannt hatte. Da blickte sie zufällig durch das Küchenfenster und sah zu ihrer großen Verwunderung gleich drüben jenseits des Steges am Berge einen Haufen glühender Kohlen, um welchen drei riesige Männer in uralter Tracht, mit schaurigen grabesbleichen Gesichtszügen sich gelagert hatten. Anfangs glaubte das Mädchen zu träumen; als sie sich jedoch überzeugt hatte, daß das, was sie gesehen, keine Täuschung sei, dachte sie, sie könne die günstige Gelegenheit benutzen, setzte das nutzlose Feuerzeug bei Seite, schob leise den Riegel der Hausthüre zurück und eilte mit Schaufel und Topf zu den Kohlen hinüber. Als sie den seltsamen Gestalten näher kam, zögerte sie aus Furcht und wollte schon umkehren; aber einer der Männer erhob seinen Arm, deutete auf den Kohlenhügel und gab ihr so zu verstehen, daß sie sich davon nehmen dürfe. Nun faßte sie sich ein Herz,

trat hinzu und füllte ihren Topf mit Kohlen. Kaum hatte sie jedoch die Kohlen auf dem Herde ausgeschüttet, so waren sie auch schon erloschen. Verdrießlich ging sie noch einmal mit Topf und Schaufel zu dem Feuer und fand dort alles, wie sie es verlassen hatte. Dreister, als vorher, suchte Elsbeth diesmal recht große Kohlen heraus; doch auch diese erloschen, als sie ins Haus kam. Da eilte das Mädchen mit einem großen eisernen Becken zum dritten Male an das Feuer und füllte das Becken recht aus der Mitte der Glut bis zum Rand. Als sie sich aber zum Fortgehen wandte, rief einer der schweigsamen Männer hohl und drohend ihr nach: „Nun aber nichts mehr!“ Von Angst ergriffen, eilte sie zur Mühle zurück, aber auch diesmal verloren die Kohlen schnell jede Glut. Und als sie noch nachdachte, was sie nun thun sollte, da schlug die Turmuhr der benachbarten Stadt Zwölf, und mit dem letzten Schlage waren die riesigen Männer und das Kohlenfeuer spurlos verschwunden. Jetzt rieselte Entsetzen und Schauer durch ihre Glieder; hastig begab sie sich in ihr Kämmerlein zurück und verbarg sich tief ins Bett, wo sie auch nochmals einschlief. — Am frühen Morgen stand Meister Martin auf und wunderte sich, daß alles im Hause noch still war. Er trat in die Küche und erblickte staunend auf dem Herde einen lichten Schein; ein Haufen schöner, blanker Goldstücke lag vor ihm. Jetzt kam auch die Magd herbei und stieß einen Schrei des Entsetzens aus, als sie den Müller erblickte, weil sie ihn für einen der geisterhaften Männer der vergangenen Nacht hielt. Bald aber erkannte sie ihn; auch die übrigen Bewohner des Hauses kamen hinzu und siehe, es war kein Zweifel: aus den Kohlen war lauteres Gold geworden. Erst wollte niemand den Schatz als sein Eigentum betrachten, da beendigte des Müllers Sohn den Streit zu aller Zufriedenheit. „Vater“, sagte er, „ich bin Elsbeth seit langer Zeit zugethan. Wenn Elsbeth will, so gebt sie mir zur Frau, und dann laßt uns gemeinschaftlich das Glück genießen, das heute in unser Haus gezogen ist.“ Innig bewegt legte der Müller die Hände der Liebenden in einander, die

Hochzeit ward gefeiert, und ein Jahr darauf stand an Stelle der alten, armseligen eine große, stattliche Mühle, deren Besitzer sich bis auf den heutigen Tag wohl darin befunden haben.

113. Die Tidianshöhle.

(Neue Zeitschrift für die Geschichte der germanischen Völker I., 2, S. 74.) (Thüringen und der Harz III., 54.) (Gottschalck, Sagen II., S. 298—313.)

Unweit der Burg Falkenstein, nahe dem linken Ufer der Selke, sieht man an der Südseite des Tidiansberges den verfallenen Eingang einer Höhle, welcher etwa vier Fuß hoch und drei Fuß breit ist und das Venediger Thor heißt; die Höhle selbst aber heißt die Tidianshöhle. Vor Zeiten, als man noch tief in dieselbe hineingehen konnte, sind jedes Jahr drei fremde Männer gekommen, haben mit dem Sande, der darin gelegen, ganze Säcke angefüllt und diese dann mitgenommen. Man hat ihnen das nicht gewehrt, denn kein Mensch wußte, was das für Sand war; und wenn man sie fragte, wozu sie den Sand gebrauchten, so haben sie geantwortet: zum leichteren Schmelzen des Eisens. So haben sie viele Jahre lang eine Menge Sand weggetragen. Als sie nun auch einmal wiederkamen, da fanden sie die Höhle mit großen Felsstücken angefüllt, konnten kaum noch zehn Schritt weit hineingehen und fanden den Sand nicht mehr, den sie sonst da gefunden. Da haben sie den Leuten erzählt, der Sand sei reiner Goldsand gewesen, der sie zu reichen Leuten gemacht, und gemeint, ein böser Geist müsse die Höhle verrammelt haben, denn Menschenhänden könne das nicht möglich gewesen sein. Wiewohl ihnen das niemand geglaubt, so sind doch viele aus Neugierde hingegangen, haben aber nur ganz gewöhnlichen Sand darin gefunden und gesehen, daß die Höhle, die früher tief in den Berg hineinging, mit Felsstücken ganz wie zugewachsen war. Da hieß es nun, das habe der Böse gethan, und seitdem hat es jeder vermieden, der Tidianshöhle zu nahe zu kommen. Aber dieselbe hat sich wegen einer unmenschlichen Schandthat geschlossen.

Vor vielen hundert Jahren nämlich weidete unten im Selkethale ein Hirt seine Herde. Er war ein Sonntagskind und verkehrte in seinen Träumen gern mit den Berggeistern und Harzmännchen, die in den Schächten wohnen. Hingestreckt unter einem schattigen Baume, hörte er an einem freundlichen Abend, als schon weißliche Nebel an den Felsenecken vorüber zogen (nach andern dagegen war es zur Mittagszeit), das Glöcklein der Falkensteiner Burgkapelle zum Gottesdienste läuten. Bei diesem Rufe zur Andacht — es war am Feste des heiligen Johannes des Täufers — warf sich der Hirt auf seine Kniee, entblößte sein Haupt und betete ein andächtiges Vaterunser. Als er geendigt und seinen Hut wieder aufgesetzt, da sah er vor sich auf der Wiese eine Blume, wie er sie noch niemals gesehen, von wunderbarer Farbenpracht. Schnell ging er auf sie zu, pflückte und beschaute sie und steckte die köstlich duftende auf seinen Hut. Er ahnte nicht, daß er die Wunderblume gepflückt hatte, die jährlich nur einmal, am Tage Johannis des Täufers, Mittags um zwölf Uhr aus der Erde sprießt und den, der sie an diesem Tage pflückt, glücklich machen kann. Als er nun zufällig nach der Tidianshöhle hinsah, gewahrte er, daß ihre Oeffnung viel größer geworden, als früher, so daß er weit in dieselbe hineinschauen konnte. Er glaubte zu träumen; aber plötzlich sah er die Grotte wie von tausend Lichtern erleuchtet. Er trat hinein, da schimmerte Decke und Wand bis in die tiefste Tiefe des Berges von bunten, funkelnden Steinchen, der Boden aber war mit flimmerndem Sande bedeckt. „Nimm dir von dem Sande, und komm wieder, so oft es dir beliebt!" rief eine Stimme ihm zu. Da füllte er die lederne Tasche an seiner Seite und verließ die Höhle, die zu seinem Erstaunen allmählich wieder um so enger wurde, je weiter er sich von ihr entfernte. Singend trieb er seine Herde heim, übergab sie andern Tags dem Kuhjungen zum austreiben und ging, den Sand in der Tasche, zu einem Goldschmied in die Stadt. Dieser gab ihm geprägtes Gold für den Sand und bat ihn, zu bringen, was er etwa noch finden möchte. Gern wäre er bald noch einmal

in die Höhle gegangen, um seinen Schatz zu vermehren, weil er hoffte, dann mit Ehren um ein Mädchen werben zu können, das ihm, dem Armen, ihre reichen Eltern nicht geben wollten. So weidete er denn täglich seine Herde thalauf, thalab; aber es war still im Thale und die Höhle blieb dunkel. Erst beim Neumond, als eben die silberne Sichel über dem Turme des Falkensteins stand, funkelte die Grotte wieder, und als er nun darauf zuging, erweiterte sich dieselbe, je näher er kam, desto mehr, und als er in sie eintrat, hatte sie ganz die Gestalt wieder, wie damals, als er das erste Mal in ihr seine Tasche füllte. Und abermals nahm er von dem Sande, tauschte ihn gegen geprägtes Gold ein, und so noch zu dreien Malen am Neumond, und jedes mal weitete und schloß sich die Höhle bei seinem Kommen und Gehen wie zuvor, weil er noch immer die Wunderblume auf seinem Hute trug. „Jetzt hast du genug" dachte der Jüngling und beschloß, am andern Morgen zu seiner Braut zu gehen.

Nun hatte zu der Zeit auch der Graf von Falkenstein eine edle Braut und ritt zur Stadt, um ihr schöne Spangen und ein funkelndes Ringlein zu kaufen. „Gebt mir vom besten Golde, Meister," sprach er zu dem Goldschmied. — „Das ist Tidiansgold" entgegnete dieser. Wie erstaunte der Graf, als er auf seine Fragen erfuhr, daß dieses Gold aus seinem Tidiansberge käme! Und als ihm der Meister gesagt, wer es ihm gebracht, da sprengte er eilig heim und suchte den Hirten auf, der eben von den Eltern seiner Braut das Jawort erhalten hatte. Arglos erzählte dieser auf Befragen seinem Herrn, woher er den Goldsand geholt, und erbot sich, ihm die Höhle zu zeigen. Beim nächsten Neumonde führte er den Grafen zu der Höhle; ganze Säcke des kostbaren Sandes wurden gefüllt; auch den Hirten forderte der Graf auf zu nehmen, aber er nahm nichts mehr. In seiner Freude versprach der Graf dem Hirten, in sechs Monaten, wenn er seine Braut heimführe, auch ihm die Hochzeit auszurichten; zugleich aber bat er ihn ängstlich, das Geheimnis der Höhle ja nicht auszuplaudern. Wie unerschöpflich

nun auch der Reichtum der Höhle war, so stieg doch in dem habsüchtigen Grafen bald der Gedanke auf, es sei noch besser, wenn er mit niemandem zu teilen brauche und ganz allein das Geheimnis wisse. So kam er zu dem teuflischen Entschluß, den ehrlichen Hirten aus dem Wege zu schaffen. Drei Tage vor der Hochzeit blendete er mit Hilfe zweier Knechte den Armen; dieser aber verfluchte den Frevler und verkündete ihm, nie wieder solle er die Höhle betreten, und auch seinem Geschlechte solle sie verschlossen sein und nicht eher wieder sich öffnen, als bis ein Lahmer, ein Stummer und ein Blinder Herren der Burg gewesen seien. — Ein Weheruf ging durch das ganze Dorf, als man die entsetzliche That des Grafen erfuhr, aber vor seiner Macht verstummte das Wort der Klage und Empörung. Die Braut pflegte den armen Geblendeten bis zu seinem baldigen Tode, und als er starb, war die Wunderblume in Staub zerfallen. Als nun der Graf allein zur Höhle kam, flimmerte ihm nicht, wie sonst, das wunderbare Licht entgegen, und als er durch die niedrige Oeffnung hineintrat, versank sein Fuß in Schlamm und Moder; vorgeschobene Felsen hinderten ihn tiefer einzudringen, und ohne Goldsand kehrte er verstört auf seine Burg zurück. Dort geriet er in Raserei, so daß man ihn in Ketten legen mußte, und in Ketten verschied er.

Noch jetzt ist die Oeffnung der Höhle sichtbar, aber tiefer einzudringen ist unmöglich. Ein lahmer und ein stummer Burgbesitzer sind dagewesen, ein blinder noch nicht. Ehe dieser nicht kommt, wird die Tidianshöhle ihre Gestalt nicht ändern, werden ihre Schätze nicht aufgethan werden.

---

114. Der Mägdesprung.

(Otmar, Volkssagen S. 195—198.) (Grimm, Deutsche Sagen No. 320.)
(Thüringen und der Harz I., 167 und III., 237.)

Im Selkethale zwischen Ballenstedt und Harzgerode steht auf einem steilen Felsenhorste ein 10 Fuß hohes, gegossenes eisernes Kreuz, bei welchem sich eine Vertiefung im Gestein

findet, die einige Aehnlichkeit mit der Fußtapfe eines Menschen hat, und 80 bis 100 Fuß weiter ist eine zweite Fußtapfe. Dieselben sind auf folgende Weise entstanden.

Eine Hünin oder Riesentochter wollte sich einst, vom Petersberge kommend, auf dem Rücken des Harzes ergehen. Als sie die Felsen erreicht hatte, die jetzt über den Hüttenwerken stehen, erblickte sie ihre Gespielin, ihr winkend, auf der Spitze des Ramberges. Lange stand sie zögernd, denn ihren Standort und den Ramberg trennte das breite und tiefe Selkethal. Wie sie so stand, drückte sich ihr Fuß ellentief in den Felsen, wovon heutzutage freilich nur noch die schwachen Spuren zu sehen sind. (Nach andern sind sie von Erde und Moos bedeckt.) Ihres Zögerns spottete höhnisch ein Bauer, der in der Nähe, bei Harzgerode, pflügte; aber schnell mußte er seinen Spott büßen, denn die Hünin, die es gemerkt hatte, streckte ihre Hand aus, hob den Bauer samt Pflug und Pferden in ihre Schürze und sprang mit ihnen in einem Sprunge über das Thal zu ihrer Freundin hinüber. Im Felsen ließ sie die gewaltigen Fußspuren zurück, die dort noch zu sehen sind; der Bauer aber entwand sich nun glücklich den Falten ihrer Schürze und war froh, wohlbehalten den Erdboden wieder zu berühren.

Man erzählt jedoch auch: Eine Hünentochter stand einst auf dem Felsen, der jetzt Mägdesprung heißt, als die Selke noch breiter, als jetzt, und wilder schäumend das Thal durchrauschte. Da gewahrte sie drüben ihren Geliebten, einen jungen Hirten, der mit den schmelzenden Tönen seiner Waldflöte ihre Trennung beklagte. Da erfaßte eine tiefe und mächtige Sehnsucht das Mädchen. Sie setzte gewaltig an, der Sprung gelang, und drüben umschlossen sie entgegenkommend die riesigen Arme ihres Geliebten. Diesseits und jenseits aber hatte sie den Abdruck ihrer Füße im Felsen zurückgelassen. Uebrigens soll auch ein Ziegenbock dabei mit im Spiel gewesen sein.

---

115. Die Glocke vom Klusberge.

(Rosenkranz, neue Zeitschr. I., 2, 24.)

Auf dem Klusberge östlich von Pansfelde im Mansfelder Gebirgskreise soll früher ein Kloster gestanden haben. Beim Holzausroden hat man dort mehrfach Gemäuer bemerkt, und am Fuße des Berges liegt eine Wiese, welche der Kirchhof heißt. Allgemein behauptet man, daß die kleinste Glocke auf dem Kirchturme in Pansfelde von dem Kloster auf dem Klusberge herrühre und von Schweinen daselbst herausgewühlt sei.

---

116. Die Teufelsmühle auf dem Ramberge (Victorshöhe.)

(Thüringen und der Harz III., S. 235. — Gottschalck, Deutsche Volksmärchen I., S. 185—195. — Otmar, Volkssagen S. 189—194. — Grimm, Deutsche Sagen No. 184.)

Auf dem Gipfel des Ramberges im Haberfelde, welcher jetzt meist Victorshöhe genannt wird, liegt eine Menge von Granitblöcken zerstreut umher; besonders aber auf seiner Spitze sind gewaltige Granitmassen aufgetürmt, deren größte mit anscheinend abgeschliffenen Ecken, etwa dreißig Fuß hoch, von Riesenhand aufgeschichtet zu sein scheint und die Teufelsmühle heißt, weil sie ein Werk des Teufels ist. Das ist so zugegangen. Am Fuße des Ramberges stand früher eine Windmühle, die ihrem Besitzer trotz alles Fleißes wenig einbrachte, weil ihr der Wind oft mangelte. Schon vier Wochen hatte die Mühle still gestanden, und kein Mahlgast war erschienen, da erfaßte den Müller die Verzweiflung, so daß er wünschte, der Teufel möchte seine Mühle holen. Alsbald erschien der Gewünschte und machte dem Müller das Angebot, er wolle ihm bis zum ersten Hahnenschrei auf der Spitze des Rambergs, wo stets ein frischer Wind wehte, eine schöne, große, tadellose Windmühle erbauen. Natürlich verlangte er als Entgelt die Seele des Müllers. Der Müller ging nach langem Bedenken auch auf den Vorschlag ein, bedang sich aber noch

folgendes aus: Erstlich sollte ihm der Teufel mit der fertigen Mühle zwölf Müllermetzen Gold liefern, zweitens erst nach dreißig (oder nach andern vierzig) Jahren ein Anrecht auf des Müllers Seele haben, und drittens dürfe man an dem Baue nicht den geringsten Fehler bemerken, sonst wolle er zu nichts verbunden sein. „Es gilt“ sprach der Böse, ließ sich eine mit dem Blute des Müllers geschriebene Verschreibung ausstellen und machte sich flink an den Bau. Als im Dorfe die Glocke Zwölf schlug, wurde es hell auf der Platte des Rambergs. Hunderte von Teufelsgestalten schwebten aus der Luft mit Werkstücken in den Klauen herab, die ihr Oberster ordnete und auftürmte. Zugleich sanken krachend unter furchtbaren Schlägen tausendjährige Eichen, und unter dem rastlosen Hin- und Hertreiben der zahlreichen Höllenbrut stieg zur Verwunderung und zum Schrecken des Müllers eine Mühle mit turmartigem Unterbau so schnell und so schön empor, wie er es nie für möglich gehalten hätte. Fertig stand die Mühle zur ausbedungenen Zeit da, dem Müller aber pochte bei der Besichtigung das Herz, als er an dem in vollem Gange befindlichen Werke gar keinen Fehler entdecken konnte. Jedoch die Angst schärfte seine Aufmerksamkeit; er (oder nach andern ein von ihm herbeigeholter Innungsmeister) vermißte irgendwo noch einen Stein, aber auch diesen brachte der Teufel schnell angeschleppt. Inzwischen hatte jedoch der schlaue Müller Zeit gefunden, den lockern Läufer zu lösen. In großen Sätzen rollte derselbe den Berg hinab, und hurtig sprang der Teufel hinterdrein, um ihn von neuem zu befestigen, da krähete im nahen Müllergehöfte der Hahn. (Wie andere erzählen, hatte der Müller entdeckt, daß der sonst so stattlichen Mühle eine Oeffnung fehle, um das Innere zu erhellen; und während sich der Teufel bemüht habe, einen Block herauszunehmen, um ein Lichtloch zu schaffen, habe unten in der Mühle der Hahn gekräht.) Fröhlich ob der gelungenen List sprang der Müller empor, während der Teufel zähneknirschend sein ganzes Werk wieder zerstörte. Wie leichte Bälle schleuderte er die gewaltigen

Werkstücke von Granit auf dem ganzen Berge umher und begrub den höhnenden Müller unter den Trümmern der Mühle. Die aufgeschichteten Quadern sind der stehengebliebene Unterbau des Teufelswerkes, dessen Trümmer unzähligem Otterngezücht und anderer Teufelsbrut zum Schlupfwinkel dienen.

V. Gegend von Ermsleben und Hettstedt.

117. Der Osterberg.

(Nach Lehmann, Beiträge zur Untersuchung der Altertümer bei Welbsleben S. 29 und 30. Halle 1789 bei Joh. Chr. Hendel.)

Unweit des Dorfes Welbsleben liegt nach Abend zu der Osterberg, dessen Gipfel ein Wall von etwa sechs Ellen Höhe umgiebt. Die Vertiefung, welche am Fuße dieses Walles sich befand, ist jetzt nicht mehr sichtbar. Gewiß ist der Osterberg eine uraltheilige Stätte, denn nicht nur hat man auf ihm schon tausende von Urnen mit allerlei Geräten der Vorzeit ausgegraben, sondern es wird auch alle Jahr am Abend des ersten heiligen Ostertags ein großes Feuer auf ihm angezündet, von welchem jeder Einwohner ein brennendes Stück Holz mit nach Hause nimmt, um es in das Schweinefutter zu werfen. Die Leute glauben nämlich, dies bewahre das Vieh das ganze Jahr hindurch vor Krankheiten.

---

118. Das verwünschte Paar.

(Busch, Chronik der Grafschaft Mansfeld S. 85.)

Auf einem fast kugelartigen, nach Westen zu nur mit dürftigem Gestrüpp bewachsenen Hügel an der Eine, einem frischen Gebirgsflüßchen, erheben sich die Trümmer der ehemals glänzenden und berühmten Feste Arnstein. Dort lebte vor Zeiten Graf Hoyer, ein Raufbold und Krieger sondergleichen,

dessen Herz fast noch härter war, als das Gestein seiner Burg. Während er das Getümmel der Schlacht aufsuchte oder vorüberziehenden Kaufleuten auflauerte, quälte Ursula, seine Hausfrau, die eben so gefühllos war, wie ihr Herr, die Burgleute und jeden, der ihr in den Weg kam.

Als nun Hoyer nach einem Leben voll grausamer und blutiger Thaten gestorben war, fiel keine Thräne auf seinen Sarg; vielmehr war jedermann froh, daß der harte Mann endlich gestorben war. Aber schon wenige Tage nach seiner Beisetzung verbreitete sich das Gerücht, der Geist des Ritters sei hoch hinauf in eine Mauerecke der Burg gebannt, und wirklich vernahm man oftmals zur Nachtzeit dort oben dumpfes Stöhnen. Nicht anders erging es schließlich Frau Ursula. Auch ihr Leib wurde nach ihrem Tode unbetrauert und unbeweint der Erde übergeben, ihr Geist dagegen blieb auf der Erde zurück und mußte in die entgegengesetzte Ecke der Burg wandern. Jedem von beiden Gatten ist die Nähe des andern bekannt, allein sie können sich nicht nahen, und nur ihre Seufzer begegnen sich.

---

119. Der ewige Faden.

(Teickner, Sagen vom Arnstein S. 85–98. Hettstedt 1862 bei Hüttig.)

Mit der Verwünschung der Arnsteiner Burgfrau hat es eine besondere Bewandtnis. Die armen Dörfler waren nämlich der Herrschaft zu hartem Frondienst verpflichtet, und dazu gehörte auch, daß aus jeder Familie die Frau oder an ihrer Stelle eine Tochter vom Martinstage bis zum Johannistage auf der Burg für die Herrschaft spinnen mußte. Weil aber Frau Ursula gar so hart gegen die armen Spinnerinnen war, so erschien diesen die Spinnstube auf dem Arnstein wie der Vorhof zur Hölle. Mit welcher Sehnsucht da die geplagten Weiber dem letzten Tage ihres jährlich wiederkehrenden Frondienstes entgegen sahen, läßt sich leicht denken, und kein Geläut im ganzen Jahre wurde von ihnen mit mehr Inbrunst begrüßt,

als das Einläuten der Fronleichnamsprozession, weil deren Feier das Ende ihres Frondienstes bezeichnete.

Nun war unter den geplagten Spinnerinnen auch eine arme Witwe namens Magdalene. Die hatte nur eine einzige Tochter, ein liebliches, gutes Kind, welches einen so feinen Faden spann, daß man zu sagen pflegte, ihr Gespinst sei aus Sonnenstrahlenaufzug und Mondstrahleneinschlag gewoben. Ihr seidenweiches Gespinst erregte natürlich bald die Aufmerksamkeit der Frau Ursula, und letztere war es daher gar wohl zufrieden, als Else sich erbot, die Stelle ihrer kränkelnden Mutter in der Spinnstube auf dem Arnsteine einzunehmen. Jedoch die Erleichterung kam für die kranke Frau zu spät, denn ihre Lebenskraft nahm sichtlich ab, und mit innerem Bangen sah die gute Tochter das Ende der geliebten Mutter immer näher kommen. Während die anderen Spinnerinnen mit frohem Scherz das Herannahen des Festes begrüßten, an dem auch ihr Frondienst zu Grabe geläutet wurde und ihre freie Zeit begann, konnte sich Else, die schon die Nacht am Krankenbette ihrer Mutter durchwacht hatte, der Thränen nicht erwehren. Wie ergriff es sie, als sie beim Eintritt in das Häuschen ihrer Mutter auch diese das frohe Lied der Spinnerinnen singen hörte:

„Die Fron ist tot, der Dienst ist aus,
Der Leichnam geht zu Grabe;
Die Braut führt in das Vaterhaus
Johann, der Himmelsknabe!“

und auf Bitte der Mutter den Priester herbeirufen mußte, damit er der Sterbenden die letzte Oelung erteile. Weinend erfüllte sie ihr Verlangen und eilte dann auf den Arnstein, um die gestrenge Frau zu bitten, sie möge ihr den letzten Tag des Dienstes erlassen, damit sie ihrer lieben Mutter in ihrer Todesnot beistehen könne. Aber so flehentlich sie auch bat, die hartherzige Frau ließ sich nicht erweichen. Nach ihrer Meinung war die Erzählung vom Todeskampfe der Mutter nur eine Lüge, die die Tochter ersonnen, um sich einen freien

Tag zu machen. Da warf sich Else der Grausamen zu Füßen und beschwor sie, wenn sie jemals hoffe, ein liebes Kind an weicher Mutterbrust zu halten, so möge sie doch auch ihrem armen Mütterlein den schwachen Trost gönnen, im Arme ihres einzigen Kindes sterben zu dürfen. Da geriet aber Frau Ursula, welche argwöhnte, Else wolle ihre Kinderlosigkeit verspotten, in die höchste Wut und gab Befehl, die Freche in einen tiefen Turm zu werfen, wo sie zeitlebens spinnen sollte. Wirklich wurde das arme Kind in einen feuchten, dumpfen Kerker geworfen, und das Krachen der zuschlagenden Eisenthür schien sie auf ewig von dem goldenen Lichte zu scheiden.

Am andern Morgen ritt Frau Ursula durch Wald und Steingeklüft auf die Jagd. Diesmal strauchelte ihr Zelter in einem fort, und wie sie näher zusah, da entdeckte sie, daß ihm ein Hufeisen fehlte, und daß er an dem unbeschützten Fuße heftig blutete. Weil ihr nun das Tier außerordentlich wert war, so wollte sie es selbst und zwar mit der feinsten Leinwand verbinden, die nur zu haben wäre. Da hieß es: „Die feinste Leinwand, wie die Feen sie spinnen, trägt Else.“ — „Bringt sie mir schnell zur Stelle!“ gebot Frau Ursula, „ich zahle teures Botenlohn.“ Aber als die Boten zum Kerker kamen, war derselbe leer und über der Thüre stand in blutiger Schrift zu lesen: Gott hat der Flucherin den Fluch zurückgesandt!“ Seitdem ist die Burgfrau in eine Ecke der Burg verwünscht und muß nun dort selbst einen nimmer endenden, ewigen Faden spinnen. Endet oder reißt der Faden, so ist sie erlöst, und vielleicht auch ihr Gatte mit ihr. Das wird aber nicht eher geschehen, als bis ein späterer Besitzer der Burg dieselbe neu erbaut und nicht, wie die früheren Gebieter, zu Frondiensten mißbraucht, sondern dem Volke zu froher Feier freundlich widmet.

---

120. Der Blutstein. (*)

(Busch, Chronik der Grafschaft Mansfeld S. 86.)
(Teickner, Sagen vom Arnstein S. 7 –71, in 4 Gesängen bearbeitet.)

Auf der Burg Arnstein lebte einst ein grämlicher alter Herr, der nur dann gute Laune hatte, wenn seine liebliche Tochter Jutta bei ihm weilte. Dieser hatte der Tod schon seit einigen Jahren die geliebte Mutter genommen; ihren einzigen Bruder aber, den Gespielen ihrer Jugendjahre, hatte der Vater zu einem entfernten Freunde gebracht, damit er bei demselben die Ritterschaft erlerne. So hatte die muntere Jutta keine andere Gesellschaft, als ihren launischen, menschenfeindlichen Vater und einen Knappen desselben, den Sohn eines verarmten Ritters aus edlem Geschlechte. Bald faßte Jutta Liebe zu dem schönen Jünglinge, und auch Egbert, so hieß derselbe, gewann die Jungfrau lieb, wagte aber nicht, seinen Gefühlen Ausdruck zu geben, da er die hochfliegenden Pläne des Alten inbetreff seiner Tochter kannte. Sinnend saß er einst auf einem Steine im Burgzwinger und richtete sein von der Abendsonne beleuchtetes Antlitz hinab auf die wenigen Häuser von Schnackerode, da stand plötzlich Jutta mit freundlichem Gruße an seiner Seite. Auf ihre Frage, wovon er träume, bekannte er ihr seine Liebe, zugleich aber, wie wenig Hoffnung er habe, sie einst als Hausfrau heimführen zu können, weil er arm und ohne Freunde sei. Als nun Jutta ihm seine Besorgnis auszureden suchte und ihm feierlich gelobte, nie eines andern Weib werden zu wollen, als das seine, da rauschte es in den nahen Zweigen, und vor dem erschrockenen Paare stand mit blinkendem Schwerte in der Rechten Juttas Vater. Ohne dem Jünglinge nur Zeit zur Rechtfertigung zu lassen, stieß er demselben unter Verwünschungen das Schwert in die Brust, so daß Egbert lautlos zusammenbrach. Dann schleppte er die ohnmächtig niedergesunkene Jutta mit sich fort in die Burg, wo dieselbe erst durch sein Toben wieder zum Bewußtsein kam. Traurig bestatteten die Knechte Egbert zur Erde und zwar an der Stelle, wo er sein Leben

ausgehaucht hatte; Jutta aber flüchtete sich aus dem für sie freudenleer gewordenen Leben in eine Klosterzelle, wo sie ihre Tage mit Gebeten für ihren schuldlos hingemordeten Geliebten und ihren sündigen Vater verbrachte. — Noch jetzt ist der Blutstein, auf welchem Egbert mit Jutta gesessen und welchen sein Blut bespritzt hatte, vorhanden, und kein Regen hat vermocht, den Blutfleck abzuspülen; aber sehen kann ihn nur ein Menschenkind, welches in der Walpurgisnacht geboren ist. Einem solchen ist auch die Erlösung des Mörders vorbehalten, dessen Geist sich abmüht, das Blut von dem Steine abzuwaschen; aber so eifrig er auch wäscht und scheuert, der Blutfleck tritt stets wieder hervor.

---

121. Die Mönchslinde.

(Teickner, Sagen vom Arnstein S. 75—82. Hettstedt 1862, in Commission bei Hüttig.)

Zu der Zeit, als es den katholischen Priestern noch nicht verboten war, eine Frau zu nehmen, warb Abt Konrad, ein geborner Graf von Falkenstein, um die Gräfin Mathilde von Arnstein. Da er ein stattlicher und kluger Herr war, und die junge Gräfin ihn lieb hatte, so hatten deren Eltern nichts gegen ein Ehebündnis einzuwenden, und die Verlobung wurde mit Glanz auf Burg Arnstein gefeiert. Als der Festjubel am größten war, stahl sich das junge Paar beiseite in den Garten, um ungestört von andern seiner Liebe sich zu versichern. Da stand plötzlich, wie aus dem Boden gewachsen, vor ihnen ein Kardinallegat des Papstes da, welcher mit kaltem, glattem Lächeln um Entschuldigung bat, wenn er die Liebenden störe, aber sich damit rechtfertigte, daß er im Auftrage des Papstes komme. Seine Heiligkeit habe nämlich befohlen, daß hinfort kein Priester mehr freien solle, und wer etwa schon Frau und Kinder habe, der solle sie fortan meiden und nur Christi Dienst sich widmen. Wage einer, ungehorsam zu sein, so werde ihn unnachsichtlich der apostolische Bannfluch treffen. Kaum

hatte der Unglücksbote seine Botschaft ausgerichtet, so war er auch schon wieder verschwunden. Als nun aber Abt Konrad laut erklärte, er werde von seiner Braut nicht lassen, möge er nun mit ihr den Himmel oder die Hölle haben, da zuckte ein Blitzstrahl hernieder und erschlug sie beide. Aus dem Grabe, welches ihre Leiber aufnahm, wuchs bald darauf eine Doppellinde, die Mönchslinde genannt, aus deren grünem Laube zur Johanniszeit eine weiße Taube sich erhebt, während um die Blüten des Baumes ein Schmetterling seine Kreise zieht.

---

122. Der Mönch im Brauhofe zu Harkerode.

(Busch, Chronik der Grafschaft Mansfeld S. 86.)
(Teickner, Sagen vom Arnstein, S. 101—107.)

In dem Brauhofe, welcher im Thale der Eine bei Harkerode liegt, treibt ein umgehender Mönch seinen Spuk, der dem Eigentümer des Grundstücks ein erwünschter Geselle ist. Knechte und Mägde dagegen, welche dem Faullenzen ergeben sind, loben ihn nicht und wünschen ihn dahin, wo der Pfeffer wächst. Der Mönch hält Ordnung im Hause und schaut umher, ob er jemanden auf dem faulen Pferde finde, und ist dieses der Fall, so regnet es im Hui Prügel auf den Buckel des Saumseligen. Sieben Jahre hinter einander macht er so den Haus- und Stockmeister im Brauhofe, am Ende derselben aber wandelt er jedesmal hinauf nach den Burgtrümmern, in welchen, sowie er dort angekommen, ein so grausiges Poltern und Lärmen entsteht, daß dem, der es hört, die Haare zu Berge steigen. Nach kurzer Zeit wird es dann wieder ruhig in dem öden Gemäuer, und unten im Brauhofe hebt dann der Mönch sein Regiment wieder an und haut unbarmherzig auf die Rücken ein, die sich nicht gerne krümmen und am schwersten Ende anfassen.

---

123. Die Schlüsseljungfer bei Alterode.

(Neue Zeitschrift für die Geschichte der german. Völker von Rosenkranz, I., S. 4. Halle 1832.)

Auf dem Gipfel eines waldigen Berges bei Alterode im Mansfelder Gebirgskreise, welcher die Olenburg oder Altenburg heißt, finden sich nach Pansfelde zu noch Spuren vormaliger Gebäude. Dort läßt sich der Geist der ehemaligen Schloßjungfer sehen und streift auch nachts in den Wäldern, welche die Altenburg umgeben, umher. Man sieht sie mit fliegenden Haaren, in einem langen weißen Kleide, und ein Bund großer Schlüssel in der Hand haltend. Sie ist nur den Dreisten und unberufenen Neugierigen gefährlich; denen pflegt sie aber mit ihrem Schlüsselbunde so heftige Ohrfeigen zu erteilen, daß sie davon erkranken, auch wohl gar sterben.

---

124. Der Thomaspfennig oder Kuttenzins der Männer von Stangerode.(*)

(Lehmann, Beiträge zur Untersuchung der Altertümer bei Welbsleben, Halle 1789 bei Christ. Hendel, S. 82—85. — Thüringen und der Harz, VII., S. 134 ff. — Giebelhausen, Mansfeldsche Sagen und Erzählungen, S. 94—104.) —

Im Mansfelder Gebirgskreise liegt ein Dorf namens Stangerode, welches bis vor wenigen Jahren eine zuletzt in Rente umgewandelte Abgabe an das Amt in Endorf, früher aber an das auf einem hohen Berge bei Endorf gelegene Kloster Konradsburg entrichten mußte. Diese Abgabe hieß der Thomaspfennig oder Kuttenzins und soll folgenden Ursprung haben.

Die Mönche des ehemaligen reichen Klosters Konradsburg waren fromm und gottesfürchtig, doch gab es unter ihnen auch räudige Schafe, das räudigste aber war Bruder Markus. Markus war so glücklich, seine Tage nicht in der stillen Einsamkeit der düsteren Klosterzelle verleben zu müssen, denn er hatte die Außenhöfe des Klosters zu verwalten, Zinsen und Gefälle zu erheben und die weitläufigen Forsten des Klosters

zu beaufsichtigen, die sich mehrere Meilen weit in das Harzgebirge hineinerstreckten. Seine Geschäfte führten ihn auch oft nach dem Dorfe Stangerode, in dessen Nähe ein ehemals zum Kloster gehöriger Wald noch heutzutage das Mönchsholz heißt.

Nun wohnte in dem Dorfe Stangerode zu der Zeit ein Mann namens Hartung, dessen Haus dicht am Mönchsholze lag. Mehrere Jahre schon hatte er mit seiner Frau Ilsabe in glücklicher Ehe gelebt, als er in dem Benehmen derselben unvermutet eine Kälte bemerkte, die er sich auf keine Weise erklären konnte. Wenn er sie auch oftmals fragte, was ihr fehle und warum sie schmolle, nie erhielt er eine befriedigende Antwort. Der Arme wußte nicht, daß Bruder Markus mit seiner Frau ein Liebesverhältnis angeknüpft hatte und seine Ilsabe besuchte, so oft er in Geschäften von seinem Hause fern war. Allwöchentlich mehreremal fuhr Hartung nach Halle, um Salz zu holen, und diese Gelegenheit benutzte das verbrecherische Liebespaar, um sich zu sehen. In ein großes, weißes Laken gehüllt, schlich dann Markus auf allen Vieren aus dem Walde heraus bis an Hartungs Garten und gab bald durch Bellen, bald durch Blöken seine Anwesenheit kund, worauf ihm Ilsabe öffnete. Die Nachbarn, welche die Erscheinung sahen, hielten sie anfangs für einen gespenstischen Hund, manche auch für ein Kalb oder einen Esel, und mieden dieselbe ängstlich. Da sie sich aber so regelmäßig wiederholte, lauerten einige beherzte Freunde Hartungs, denen die Sache verdächtig geworden war, dem Gespenste auf und kamen der Wahrheit auf den Grund. Sie teilten Hartung ihre Entdeckung mit, und dieser, obwohl anfangs ungläubig, beschloß doch, sich so bald als möglich Gewißheit zu verschaffen. Er teilte daher am 20. November seinem Weibe mit, er werde in Geschäften einige Tage abwesend sein, fuhr jedoch nicht, wie er vorgegeben, nach Halle, sondern in einen abgelegenen Waldkessel bei Walbeck, band dort seine Pferde an und kehrte, mit einem Handbeile bewaffnet, in die Nähe seines Hauses zurück, wo seine Freunde ihn erwarteten, um mit ihm dem Gespenste aufzulauern.

Unter gespannter Erwartung war schon ein geraumer Teil der Nacht vergangen und Mitternacht nahe, als sich aus der Tiefe der Waldung ein heiseres Blöken vernehmen ließ, welches sich immer mehr näherte. Bald erblickte Hartung ein unförmliches Wesen, welches sich mit schleppenden Schritten der Gartenmauer näherte und dort abermals blökte. Sogleich ahmte jemand jenseits der Mauer das Bellen eines Hundes nach — dies war das verabredete Zeichen, daß alles sicher sei, — und das Gartenpförtchen öffnete sich. Mit Wut im Herzen hatte Hartung in dem nicht sehr glücklich nachgeahmten Gebell die Stimme seines Weibes erkannt, und als nun der Mönch in die Pforte schlüpfen wollte, vertrat er ihm mit seinen Freunden, die, wie er, sämtlich in weiße Laken gehüllt waren, den Weg und spaltete dem Brecher seines Hausfriedens das Haupt, während Ilsabe laut schreiend davon lief. Unter einem alten Nußbaume wurde nun eiligst eine Grube gegraben; Markus, mit der Kutte bekleidet, hineingeworfen und mit Erde bedeckt, worauf Hartung zu seinen Rossen eilte und klopfenden Herzens nach Halle fuhr, während seine Freunde in ihre Häuser zurückschlichen. *)

Nach mehreren Tagen verbreitete sich im Dorfe das Gerücht, Bruder Markus sei auf unerklärliche Weise verschwunden. Die Mönche des Klosters Konradsburg gaben sich alle nur erdenkliche Mühe, den Vermißten aufzufinden, und durchforschten die ganze Umgegend, aber es fand sich keine Spur. Plötzlich verbreitete sich das Gerücht, es spuke im Mönchsholze fürchterlicher denn je, und selbst im Dorfe habe sich das Gespenst sehen lassen. Wirklich hörte man, sobald der Abend anbrach, ein fürchterliches Blöken, welches sich vom Walde her dem

*) Anmerk. Nach einer andern Erzählung jedoch ließen die Männer den Mönch erst in das Haus eintreten, dann ging Hartung nach, fand das Laken des Mönches, hüllte sich darein, trat in die Stube und erschlug nun den Frevler, ohne von seinem Weibe erkannt zu werden. Diese aber schleppte den zurückgelassenen Leichnam aus der Stube und vergrub ihn aus Furcht vor ihrem Ehemanne unter einem Hollunderbaume im Hofe.

Dorfe näherte, und Grausen und Entsetzen ergriff die ganze Bevölkerung von Stangerode, als das Ungetüm sogar in die Häuser kam und sich als quälender Alp auf Männer und Weiber setzte; besonders wurde Hartung samt seinem Weibe von dem schrecklichen Wesen gemartert und dermaßen geängstigt, daß sie zuweilen schreiend ihre Wohnung verließen und wie unsinnig auf der Gasse umherrannten.

Als die Nachricht von diesen seltsamen Dingen nach Konradsburg gelangte, gingen einige ehrwürdige Patres nach Stangerode, um den Geist zu bannen. Er wich auch vor den heiligen Männern und entfernte sich brummend aus dem Dorfe, blieb aber dann heulend unter dem Nußbaume sitzen, von wo er weder durch Weihwasser, noch durch andere geistliche Waffen zu vertreiben war. Da beschloß der ganze Konvent des Klosters, sich in feierlicher Prozession nach dem unheimlichen Platze zu begeben, und am Thomastage, also am 20. December, wurde diese Absicht ausgeführt. Unter Gesang und Gebet grub man unter dem Nußbaume nach und fand auch bald den in seine braune Kutte gehüllten Leichnam des erschlagenen Markus, neben ihm aber die blutige Axt, die seinem Leben ein Ende gemacht hatte. Wehklagend hoben die Mönche den gemordeten Bruder auf und trugen ihn nach Konradsburg, wo er feierlich beerdigt wurde.*)

Da nun der Thäter damit noch nicht ermittelt worden war, so zitterte ganz Stangerode vor der Rache der Klosterherren; zum mindesten befürchteten die Einwohner mit dem Kirchenbanne belegt zu werden. Jene jedoch, denen die Sünden des Bruder Markus nicht unbekannt geblieben sein mochten,

---

*) Anmerk. Nach dem andern Berichte jedoch ging der Abt samt den Mönchen in allen Bauerhöfen mit einer Wünschelgerte umher und prüfte überall. So kam er denn auch in den Hof Hartungs und an die Stelle, wo Markus begraben lag. Unter dem Hollunderbaume schlug die Rute auf, und der Abt sagte: „Hier grabt! Hier liegt der Mönch!“ Wie er geboten, so that man, und der Erschlagene kam zum Vorschein, in das weiße Laken gehüllt.

fanden es nicht geraten, eine strenge Untersuchung anzustellen, sondern straften milde die begangene Unthat. „Auf ewige Zeiten“ — lautete das Urteil — „soll Stangerode für den in seiner Gemarkung freventlich verübten Mord einen Kuttenzins bezahlen, jedes der dreizehn Häuser einen silbernen Pfennig; und zwar soll dieser Kuttenzins alle Jahre am Thomastage von der ganzen Stangeröder Gemeinde bei Strafe einer Tonne Heringe für jede versäumte Minute nach Sonnenaufgang in einer feierlichen Bußprozession nach Konradsburg gebracht werden.“

Noch bis vor kurzem lastete die Abgabe des Thomaspfennigs oder Kuttenzinses auf dreizehn Häusern des Dorfes Stangerode. Obwohl nämlich dasselbe jetzt aus mehr als achtzig Häusern besteht, so zählte es zur Zeit jenes Mordes doch nur dreizehn Häuser, deren Besitzer gehalten waren, jene Abgabe zu entrichten. Bis zum Jahre 1803 geschah die Abtragung des Kuttenzinses auf folgende Weise.

Sobald die Glocke in Stangerode am Abende vor dem Thomastage die achte Stunde verkündet hatte, trat der Gemeindevorsteher, von zwei alljährlich wechselnden Ortseinwohnern begleitet, vor das erste der mit dem Kuttenzins belegten dreizehn Häuser und rief: „Gebt unserm Herrn den Thomaspfennig, den Kuttenzins!“ Diese Worte wiederholte er vor jedem der dreizehn Häuser. Wo er vor einem Hause anlangte, stand schon der Besitzer desselben vor der Thüre und gab dem Schulzen einen silbernen, kursächsischen Pfennig. Von diesen dreizehn erhaltenen Münzen behielt der Schulze, altem Herkommen gemäß, sieben für sich; die übrigen sechs trug er mit seinen Begleitern, an die sich die ganze Bevölkerung des Ortes anschloß, durch das Dorf, wobei der Haufe unaufhörlich den Ruf erschallen ließ: „Wir bringen unserm gnädigen Herrn den Thomaspfennig, — den Kuttenzins, — den Thomaspfennig!“ Unter wildem Lärm bewegte sich dann der Zug vorwärts und langte gewöhnlich zwischen zehn und elf Uhr in dem etwa zwei Stunden entfernten Dorfe Endorf an, wo sich in späterer Zeit die ehemals im Kloster gelegene Gerichtsstube befand. Der

Schulze und die zu diesem Zuge eigentlich gehörenden Personen begaben sich nun in ein am äußersten Ende des Dorfes gelegenes Haus, während sich draußen die lärmende Menge in jeder Minute vergrößerte, die, sobald um Mitternacht der Stangeröder Schulze mit seinen Begleitern das Haus verließ, abermals in den Ruf ausbrach: „Wir bringen unserm gnädigen Herrn den Thomaspfennig, — den Thomaspfennig, — den Kuttenzins!“ Von diesem Rufe hallte das ganze Dorf wieder, bis der Zug vor der Gerichtsstube anlangte, die dann schon geöffnet war, und in welcher der Gerichtsbeamte bereits harrend saß. Trafen die Stangeröder nicht pünktlich ein, so mußten sie die schon erwähnte Strafe zahlen; waren sie pünktlich da, so wurden sie durch Bier oder dergleichen erquickt. Fanden sie bei rechtzeitiger Ankunft die Gerichtsstube nicht geöffnet, so war das Amt gehalten, ihnen zur Strafe eine ganz weiße Henne mit zwölf weißen Küchlein zu geben. — Nachdem nun der Gerichtsbeamte den Zins von sechs Pfennigen in Empfang genommen, stellte er dem Schulzen eine Quittung darüber aus und gab ihm ein den Wert der Abgabe weit übersteigendes Trinkgeld, während das Volk draußen fortwährend rief: „Wir haben gebracht — unserm gnädigen Herrn — den Thomaspfennig, — den Thomaspfennig, — den Kuttenzins!“ Darauf verließ der wilde Haufe unter lautem Geschrei das Dorf, und die Abgeordneten von Stangerode kehrten mit ihrer Quittung nach Hause zurück.

Im Mönchsholze aber ist es bis diese Stunde nicht geheuer, denn der gemordete Markus geht in mancherlei Gestalt darin um, bald als großer, schwarzer Hund, bald als gräulich blökendes Kalb. Zuweilen, obwohl selten, kommt er auch noch in das Dorf und legt sich mit Centnerlast auf die Menschen, daß sie kaum zu atmen vermögen. Am ärgsten ist der Spuk vom 20. November bis zum 20. December.

---

125. Die Kreuzsteine bei Greifenhagen.

(Neue Zeitschrift für die Geschichte der germanischen Völker von Rosenkranz I., 2, S. 10.)

Unweit Greifenhagen im Mansfelder Gebirgskreise stehen an der Klausstraße und dem Unterdorfer Kirchwege zwei alte, ziemlich große steinerne Kreuze ohne Figuren. Hier sollen voralters ein paar Mädchen, die zusammen ins Feld gegangen sind, mit ihren Sicheln einander ermordet haben. — Bei Greifenhagen hat man auch den wilden Jäger oft jagen hören.

---

126. Der Riese Eitel.

(Teickner, Nachrichten von der Burg und Herrschaft Arnstein S. 2. Hettstedt 1862 bei Hüttig.)

In einer Höhle bei Walbeck unweit Arnstein hauste der Riese Eitel, welcher der Schrecken der ganzen Umgegend war, weil ihm alle Jahre zwölf goldhaarige Jungfrauen geliefert werden mußten. Schon lange hatte man mit Ingrimm und unter Thränen diesen verhaßten Tribut gegeben, da traf es sich einmal, daß die zwölf Jungfrauen, welche dem Riesen geopfert werden sollten, mit zwölf sächsischen Rittern verlobt waren. Diese wollten ihre Bräute dem Ungetüm nicht überlassen, zogen vor seine Höhle, umschanzten sie mit Reisig, steckten es an und schmauchten den Riesen so lange, bis er erstickte. Da war man die Landplage los.

---

127. Der Anfang des Mansfeldischen Bergbaues.(*)

(Rosenkranz, Neue Zeitschrift für Geschichte I., 2, 68.)
(Spangenberg, Mansfeldische Chronik, S. 284.)

Der Kupferberg, eine Vorstadt von Hettstedt dicht an der Wipper, hat seinen Namen von den Kupferschiefern, die daselbst zuerst entdeckt und bearbeitet worden sein sollen. Die beiden Bergleute, welche auf ihre Kosten dieses älteste Bergwerk der

Grafschaft Mansfeld aufgenommen haben, hießen Neucke oder Necke und Napian.

---

128. Der Molmeck in Hettstedt.(*)

(Lange, Mansfeldscher Allgemeiner Anzeiger 1872.)

In dem Städtchen Hettstedt steht nahe der Wipper auf dem westlichen Ufer des Flusses unweit des ehemaligen Molmeckthores ein altersgrauer, viereckiger, etwa drei Stockwerke hoher Turm, der Molmeckturm, in welchem eine Treppe emporführt auf die mit Strauchwerk bewachsene Plattform. An einer Seite desselben erblickt man das steinerne Bild eines Mannes in Gestalt einer Ausgußrinne, welches bei alt und jung der Molmeck heißt; der Turm selbst aber ist der einzige Ueberrest einer alten Burg, von der folgende Geschichte erzählt wird.

Vor langen Jahren herrschte über Hettstedt und die umliegende Gegend ein mächtiger Graf, namens Molmeck, der die Stadt erweiterte und in dem von ihm gegründeten Stadtteile sich eine Burg erbaute, von der eben nur der erwähnte Turm noch übrig ist. Auch ein Dorf zwischen Hettstedt und Greifenhagen legte er an und nannte es nach seinem Namen Molmeck. Voller Güte gegen seine Unterthanen, half er den Armen, wo er nur konnte, namentlich als Hettstedt einmal von einer Hungersnot heimgesucht wurde. Aber seine Güte ward mit Undank gelohnt, denn die Hettstedter setzten ihn in seiner eigenen Burg gefangen. Eines Tags machte er einen Fluchtversuch durchs Fenster des Turmes, blieb jedoch im Sprunge mit seinen Kleidern an einem in der Mauer angebrachten Haken hängen. Die Bürger, weitentfernt, mit ihm Mitleid zu empfinden, ließen ihn dort oben hängen nnd gaben ihn so dem Hungertode preis. Zum beschämenden Andenken daran ließen die Enkel der Unmenschen den Grafen, wie er eben aus dem Fenster springt, in Stein hauen und das Gebilde in die Wand des Turmes einmauern.

Andre jedoch erzählen über die Entstehung des Namens folgendes. Um das Jahr 1430 lebte in Hettstedt ein reicher Kornhändler, namens Jacob Molmiß oder Molmeck, welcher durch die Gunst der Umstände und kluge Berechnung zu so großem Reichtume gelangte, daß er zuletzt das Geld nicht mehr zählte, sondern maß und wog und den Getreidemarkt von Hettstedt und der ganzen Umgegend beherrschte. Ihm gehörte auch die ganze Molmecker Feldmark bei Hettstedt, auf welcher er seine Schuldner hart mit Feldarbeiten plagte. Als er nun gar einmal das von ihm aufgespeicherte Getreide zurückhielt und dadurch eine Teurung verursachte, rottete sich das aufgeregte arme Volk zusammen und zwang ihn, nicht nur sein Getreide herauszugeben, sondern auch zur Sühne seines Wuchers das Molmecker Thor, ein Stück der Stadtmauer, und den Molmeckturm auf seine Kosten zu erbauen. Während des Turmbaues aber fing Molmeck, weil ihn die schweren Kosten ärgerten, den alten Wucher wieder an und trieb ihn zuletzt schlimmer, als zuvor. Da sperrte man den alten Sünder in seinen eigenen Turm und gab ihm zwar die nötige Speise, aber nichts zu trinken. Sonderbarer Weise blieb das Befinden des Gefangenen ein gutes, und als man ihn fragte, woher es denn komme, daß er sich noch so wohl befinde, obschon er jedes Getränkes entbehren müsse, entgegnete er: „Wenn ich die Rinde des Brotes recht lange kaue, so verliere ich den Durst.“ Seit der Zeit gab man ihm nur noch Semmel ohne Rinde, und nicht lange nachher ist er gestorben.

---

129. Die verschollenen Bauern von Molmeck.*

Nicht weit von Hettstedt, nach Greifenhagen zu, liegt das Dörfchen Molmeck. Dasselbe ist erst geraume Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege erbaut worden, nachdem das alte Dorf dieses Namens, welches weiter westlich lag, in jenem landverwüstenden Kriege zerstört worden. Heutzutage erinnern nur wenige Spuren noch an das zerstörte Dorf. Auf seinem

ehemaligen, mehrere Morgen großen und mit einer etwa drei Fuß hohen Mauer umfriedigten Gottesacker, welcher die Ecke des ziemlich steilen, die Chaussee nach der Gottes-Belohnung und Großörner begleitenden Bergzuges bildet, hebt noch heute der Pflug die Jahrhunderte alten Schädel der ehemaligen Bewohner heraus. Aber auch die Glocke von Molmeck ist noch erhalten. Man fand sie in einer Quelle westlich vom heutigen Molmeck und brachte sie nach Hettstedt, wo sie auf dem Turme der Marktkirche hängt und als Vesperglocke dient.

Von diesem Dorfe erzählt man, daß seine Bewohner auf rätselhafte Weise verschwunden sind. Als der gefürchtete Wallenstein den Grafen von Mansfeld verfolgte, näherte sich das kaiserliche Heer auch der Gegend von Hettstedt. Die Berge bei Molmeck waren damals noch ringsum mit Wald bedeckt, und auch Schluchten und Höhlen gab es noch, wo heute urbar gemachtes Land sich befindet. Als nun die Scharen Wallensteins anrückten, flüchteten sich die Bewohner Molmecks in eine Höhle bei Greifenhagen, weil sie für ihr Leben fürchteten. Die Kaiserlichen verwüsteten die Gegend ringsum und zerstörten das verlassene Dorf. Die Geflüchteten aber kehrten niemals aus dem selbst gewählten Versteck zurück: sie waren und blieben verschollen. Nur eine enge Spalte zeigt heutzutage den Eingang zu der geheimnisvollen Höhle an, aber auch sie wird bald verschüttet sein, da ringsum der Pflug das Land bestreicht.

---

130. Fräulein Berver.*

Im Kuhgrunde, einem Einschnitte des westlichen Wipperthalrandes, liegt der Kupferkammerhütte schräg gegenüber, etwa eine Viertelstunde von Hettstedt und sechshundert Schritt von Molmeck entfernt, ein etwa zehn Meter hoher Fels von rotem Sandstein mit zwei Eingängen. Es ist ein Sandsteinbruch, den man nicht mehr benutzt, weil es da nicht recht geheuer ist. Der Mann, welcher seit mehreren Jahren schon das Obst im Kuhgrunde gepachtet hat, weiß es genau; denn von ihm ist in der

Nähe jenes Felsens oft eine weiße Gestalt gesehen worden. Wiewohl nun jene beiden Eingänge nur wenige Schritte voneinander entfernt sind, so führt doch jeder zu einem besonderen Steinbruche. In dem einen sitzt Fräulein Berver und spinnt, in dem andern eine Frau, die unermüdet mit einem hölzernen Hammer arbeitet, deren Namen man jedoch nicht weiß. Beide sind in den Sandsteinfelsen gebannt. Und warum? Nun, laßt es euch erzählen.

Vor vielen Jahren verkündigte in der St. Jakobi-Kirche ein Prediger namens Berver Gottes Wort. Er hatte nicht nur eine einträgliche Stelle, sondern Gott hatte ihn auch außerdem noch reich mit irdischem Gute gesegnet. Aber sein einziges Kind, eine Tochter, war hartherzig und böse. Für Arme hatte sie statt der Gaben nur Scheltworte, und sorgfältig bewachte sie das Haus, daß niemand zum Vater käme, der mildthätig und freundlich war und stets eine offene Hand hatte. Als nun gar ihr Vater gestorben war,*) gab sie sich noch mehr ihrem Geize und ihrer Habsucht hin. Aus Furcht, sie könnte mit einer zahlreichen Familie gesegnet werden, verheiratete sie sich nicht. Eine alte Dienerin, die sich durch übermäßige Sparsamkeit ihr Vertrauen erworben hatte, besorgte ihr Hauswesen. Ihr ohnehin schon baufälliges Haus vernachlässigte sie aus Geiz so, daß es bald dem Einsturze nahe war; nur die Thür war noch fest und stark, und auch die Fenster waren durch eiserne Stangen geschützt. Trat man in das Innere des Hauses, so ward die dort herrschende Aermlichkeit durch Unreinlichkeit und Schmutz fast noch überboten. Nicht einmal ihre kärgliche Speise verzehrte das Weib mit Genuß; ängstlich zählte sie sich selber die Bissen in den Mund und versagte sich oft die notwendigste Nahrung, um nur ja zu sparen. War jemand in Geldverlegenheit und gelang es ihm, nachdem er sonst nirgends Hilfe gefunden, endlich bei dem gefürchteten Fräulein

*) Anmerk. Auf der rechten Seite des Eingangs zum alten Friedhofe in Hettstedt steht das marmorne Grabdenkmal des Pastors Berver. Derselbe ist am 15. November 1731 gestorben.

Berver ein Darlehn zu erlangen, so erhielt er es doch nur gegen übermäßige Zinsen. Dabei führte sie das heute noch nicht vergessene Wort im Munde: „Den Armen muß man es nehmen, den Reichen muß man es geben.“ — Einst kam eine arme Frau zu ihr, die hatte ein krankes, blasses Kind auf dem Arme, ein anderes an der Hand und bat um eine milde Gabe, weil ihr Mann gestorben wäre und sie ihre drei Kinder nicht allein ernähren könnte. — „Woher ist Sie?“ fragte Fräulein Berver mit finsterem Blick. „Von Molmeck!“ erwiderte die arme Frau. Da sagte jene: „Was geht uns das Bettelvolk von Molmeck an? Arbeite Sie doch!“ Weinend versetzte die arme Witwe: „Ach, ich wollte ja gerne spinnen, wenn ich nur Flachs bekäme!“ — „Da könnte“, versetzte Fräulein Berver spitz, „jede kommen! Das Geld für das Spinnen kann man sparen. Und nun geh' Sie nur, denn Sie kriegt weder Flachs noch Brot von mir!“ — Da wischte sich die arme Frau die Thränen aus dem Gesicht und sagte: „So wollte ich doch, Sie hartherzige Jungfer müßten in unserem Steinbruche sitzen und Flachs spinnen bis ans Ende der Tage!“ Mit diesem Fluche ging sie davon.

Seitdem hat das Fräulein oft an die arme Witwe denken müssen, und als sie ihr Ende nahen fühlte, kam die Angst, sie könne im Grabe keine Ruhe finden, mit aller Macht über sie. Darum setzte sie in ihrem Testamente den Witwen und Waisen der Stadt Legate aus, in der Hoffnung, so den auf sie geschleuderten Fluch aufheben zu können. Jedoch vergebens. Denn als sie gestorben war, wanderte ihr Geist in den Steinbruch, und dort muß er spinnen bis an den jüngsten Tag. Nur aller funfzig Jahre soll sie sich einige Tage lang zeigen und Geschenke austeilen. Noch sind Personen vorhanden, die sie gesehen haben wollen, und zwar wie eine Braut gekleidet, einen Brautkranz in den Haaren, und einen Strauß von goldenen und silbernen Blumen in der Hand.

131. Die Frau mit dem hölzernen Hammer.*

Früher hatte Molmeck seine eigene kleine Kirche und auch einen eigenen Kirchhof. Beide lagen am Südende des Ortes, auf einer Stelle, die man früher „Kahles Höfchen“ nannte, oberhalb des Steinbruchs am Kuhgrunde. Ein Wirtshaus fehlte selbstverständlich auch nicht. Dasselbe stand ziemlich in der Mitte der Häuserreihe, wie jetzt noch jedermann bekannt ist, und daneben wohnte eine Frau, welche mit Töpfergeschirr handelte und dadurch sich kümmerlich ernährte. Niemand wußte etwas von ihrer Vergangenheit; auch hatte kein Mensch erfahren können, wo sie eigentlich zu Hause sei, denn sie war eine schweigsame Frau. Ihr Kind, das sie überaus liebte, ließ sie nie von sich. Als sie nun einmal erkrankte und merkte, daß sie bald sterben würde, da bat sie zwei Nachbarinnen, sie möchten sich doch ihres Kindes annehmen. Wenige Tage später war die Frau tot und ihr Kind eine Waise. — Nicht lange darauf ging um die zwölfte Stunde eine Frau an dem Häuschen der Verstorbenen vorüber und sah durch das Fenster nach dem Kinde. Wie erschrak sie da, als sie bei dem Kinde die Verstorbene im weißen Sterbekleide leibhaftig sitzen sah! Aber auch an anderen Tagen wollten Vorübergehende die Verstorbene um dieselbe Stunde erblickt haben. Fortan mied man das Haus, und sogar in dem daneben gelegenen Wirtshause war abends bald kein Gast mehr zu erblicken. Endlich gab ein kluger Mann den Rat, man möge den Geist durch einen „Jesuiter“ bannen lassen. Er erbot sich, einen solchen herbeizuholen, wenn man ihm zehn Gulden Reisegeld gebe und dem Jesuiter für seine geheime Kunst so viel, wie er fordern würde. Auf diesen Vorschlag ging man ein, und neugierig reckten die Leute die Hälse, als nach etlichen Tagen eine fremdartige Kutsche vor dem verrufenen Hause still hielt. Es war gerade Mittag und der Geist richtig wieder bei dem Kinde. Der Jesuiter blieb in der Kutsche und winkte den Leuten, sie sollten sich eiligst so weit als möglich entfernen. Das thaten sie auch und schauten angstvoll von ferne nach dem Hause. Plötzlich schlüpfte

aus demselben eine Erscheinung in die Kutsche. Wenigstens behauptete nachher die eine und die andere Frau, sie hätte das mit leibhaftigen Augen gesehen. Die Kutsche fuhr darauf schnell nach dem Kuhgrunde, und hier bannte der Jesuiter den Geist in den Steinbruch, indem er ihm gebot, mit einem hölzernen Hammer den Felsen zu bearbeiten, bis er an der Stelle herauskäme, wo das Wirtshaus stände, oder wie andere sagen, so lange auf einen eisernen Ambos zu schlagen, bis derselbe auseinanderspränge. Gelinge ihm das, so werde er mit dem letzten Schlage erlöst sein. Nachdem der Jesuiter sein Geld bekommen, ist er davon gefahren, und niemand hat weder ihn noch den Geist wiedergesehen, Sonntagskinder ausgenommen. Seit aber einmal vor einem, der aus dem Steinbruche Steine hat holen wollen, plötzlich ein Felsstück niedergegangen ist, wagt niemand mehr, den gefährlichen Steinbruch zu betreten.

---

132. Der Hüttenmeister Böse auf der Saigerhütte bei Hettstedt.*

Unterhalb Hettstedt, zwischen dieser Stadt und dem Dorfe Wiederstedt, liegt an der Wipper die Saigerhütte. Ehemals eine Schmelzhütte, ist dieselbe 1688 in eine Saigerhütte zum Scheiden des Silbers vom Kupfer umgewandelt worden und dient gegenwärtig als Maschinenwerkstätte.

In dieser Saigerhütte schaltete und waltete vor vielen, vielen Jahren ein Hüttenmeister, von dem alle Welt sagte, er heiße mit Recht Böse, denn er sei auch böse. Am besten wußten das die Hüttenleute, die täglich erfahren mußten, was für ein harter und habgieriger Mann er war. Nicht nur trieb er sie fortwährend mit rauhen Worten zur Arbeit an, sondern kürzte ihnen auch, wo es nur anging, den Schichtlohn und zwang sie außerdem, in seinem Sandsteinbruche am roten Berge umsonst oder doch für sehr geringen Lohn zu arbeiten. Weigerte sich deß jemand, so war er gewiß die längste Zeit auf der Saigerhütte in Arbeit gewesen. Mancher heimliche

Fluch traf darum den habgierigen Mann. Dieser mochte wohl darum wissen, doch kümmerte ihn das wenig. Vielmehr trieb er nur um so rücksichtsloser die Leute zur Arbeit an, weil kein Segen auf dem von ihm erworbenen Gute ruhte.

Nun war wieder einmal der Lohntag herangekommen, und wieder wollte der Hüttenmeister diesem und jenem den verdienten Lohn kürzen. Da sagte ein alter, braver Mann: „Schwere Arbeit giebt's genug, dafür aber kaum so viel, daß man sich satt essen kann!" Ob solcher Rede wurde der Hüttenmeister fuchswild und schrie: „Ihr faules Volk wollt wohl jeden Sonntag Hirsenbrei fressen?" Da sah ihn der alte Hüttenmann fest und entschlossen an und sagte: „Herr Hüttenmeister, sollen wir den auch nicht einmal am lieben Sonntage haben?" — „Freßt was anderes!" schrie der Hüttenmeister. Da sagte der alte Mann: „Nun so wünsche ich, daß Sie einmal in diesem Steinbruche hier, wie wir jetzt, rast- und ruhelos arbeiten müssen, aber zum Wochenlohn — nur ein Hirsekorn bekommen; so lange, bis ein Scheffel voll Hirse leer ist!" So ist's geschehen. Kaum kam der Hüttenmeister heim, so mußte er sich ins Bett legen und schrie in seiner Krankheit immer nach dem Hirsekorn, das er als Wochenlohn zu fordern habe. Am dritten Tage ist er gestorben. Seitdem arbeitet er rast- und ruhelos in seinem Steinbruche am roten Berge um ein Hirsekorn als Wochenlohn. Da der Scheffel bis jetzt kaum zur Hälfte leer ist, wird er sich wohl noch lange plagen müssen. —

---

133. Factor Macht.

Andere erzählen eine ganz ähnliche Geschichte von dem Factor Macht, welcher auch eine Zeit lang der Saigerhütte bei Hettstedt vorstand. Der hatte so viel des irdischen Gutes, daß er wohl hätte zufrieden sein können, aber weil er nicht genug kriegen konnte, trieb er die Leute fort und fort zur Arbeit an. Ein Dächsel war das einzige lebende Wesen, welches ihm zugethan war. Da der Hund ihn überall hin begleitete und ihm gewöhnlich vorauslief, so wußten die Leute,

welche in der Hütte oder in des Factors Steinbruche am roten Berge arbeiten mußten, allemal, sobald sie das Bellen des Hundes hörten oder ihn sahen, daß ihr Dränger nahe war, und waren alsdann gar eifrig bei der Arbeit. Auch nach dem Tode fand der finstere Mann keine Ruhe, sondern wanderte, wie er sonst gethan hatte, allnächtlich zwischen dem Steinbruche und der Saigerhütte hin und her, wovon sich manches erzählen ließe. Niemand wollte daher nach Eintritt der Dunkelheit in die Saigerhütte oder dort vorüber gehen, und so entschloß man sich zuletzt, einen Jesuiter zu holen. Als derselbe kam, sagte er: „Mit dem Geiste will ich schon fertig werden; den bringe ich in seinem eigenen Wagen fort. Bezahlt mich nur gut"! Das sicherte man ihm zu, und als die nächste Mitternacht herangekommen war, schirrte man den Wagen des Factors an und brachte ihn vor den Eingang der Saigerhütte. Nach kaum fünf Minuten saß der Geist beim Jesuiter im Wagen, und dieser trieb nun die Pferde an. Diese jedoch wollten nicht von der Stelle. Da sagte der Jesuiter: „Ob Ihr wollt oder nicht, ich werde Euch schon nach dem Steinbruche bringen!" Der Geist aber versetzte: „Das wird dir nicht gelingen, du Erdenwurm!" — „Warum nicht?" — „Weil du ein ebenso armer Sünder bist, wie ich. Hast du nicht gestern erst einer armen Frau eine Rübe gestohlen? Warte, ich will dich!" — Mit diesen Worten griff der Geist dem Jesuiter nach dem Kragen, der aber sprang aus dem Wagen und lief so schnell davon, als ihn seine Beine tragen wollten. Einem andern Jesuiter aber ist es dann doch gelungen, den Factor Macht in den Steinbruch zu bannen. Anfangs ist derselbe, als man Steine darin brach, ganz ruhig geblieben, seit aber Tag für Tag die Locomotive rasselnd und pfeifend vorüberfährt, ist er über diese Störung so ärgerlich geworden und hat in dem Steinbruche so lange herumgetobt, bis die Felsendecke über ihm zusammengebrochen ist. Seitdem wagt sich niemand mehr hinein, aus Furcht, der nachstürzende Rest der Decke könne ihn unter den Trümmern begraben. —

134. Die Zinsfahrt der Hettstedter Karmeliter.(*)

(Hettstedter Wochenblatt, Jahrgang 1879. No. 12.)

In der Stadt Hettstedt war um die Mitte des 15. Jahrhunderts ein Karmeliterkloster gegründet worden, dessen Mönche ein sehr behagliches Leben führten, da man ihr Kloster reich beschenkte und überdies der Bettelsack für sie eine Quelle des Reichtums wurde. Namentlich einem Grafen zu Mansfeld hatten die Mönche viel zu verdanken, und darum verehrten sie ihm als Zins alljährlich nach eingebrachter Ernte ein Fuder des besten Strohs. Wenn sie dasselbe brachten, setzte er ihnen dafür von seinem besten Wein vor. Als einstmals die Zinsfahrt wieder gethan werden sollte, beschlossen die Mönche, dem Grafen einen Possen zu spielen. Hinter dem hochaufgetürmten Fuder schritt diesmal recht wider Gewohnheit demütig ein Bruder Karmeliter einher, und mit dem ersten Aveläuten fuhr der Wagen auf dem Schloßhofe vor. Verwundert fragte der Graf: „Wo sind denn der Prior und die andern Brüder?“ — „Gestrenger Herr,“ erwiderte in zweideutiger Rede der Mönch, „in Folge eines Gelübdes können sie nicht eher zu Euch kommen, als bis das Stroh abgeladen ist.“ Fast war man mit dieser Arbeit fertig, als der zuschauende Graf ein Bein bemerkte, das aus einem der riesigen Bündel hervorragte. „Wart!“ dachte er, „ihr Heuchler sollt an mich denken!“ und sprach, das Bündel prüfend: „Ei, in dem Stroh stecken ja noch recht schwere Körner! Ihr Knechte, holt einmal eure Dreschflegel und drescht mir brav die Bündel aus, daß die Frucht der frommen Herren nicht umkomme.“ Mit Schrecken vernahm der Mönch dies Wort des Grafen. Denn flugs waren die Dreschflegel herbeigeholt und klipp, klapp, klipp, klapp! fielen wuchtige Schläge auf die im Stroh verborgenen Mönche nieder. „O weh! Ach Herr, erbarme dich! O sancta virgo, miserere!“ schrie es aus dem Stroh hervor. Entsetzt hielten die Knechte inne, der Graf aber ließ lachend die Bündel lösen, aus denen nun die würdigen Herren zum Vorschein kamen.

Gar übel zugerichtet von den Knechten, kreuz- und lendenlahm, wie arme Sünder, standen sie da. Der Graf aber sprach: „Wie freu' ich mich, ihr frommen Herrn, euch zu begrüßen! Seht, seht, so bestrafen sich solche Schelmenstücklein. Doch will ich nun als Samariter eure Wunden heilen. Tretet ein und vertrinket den Schmerz zu meiner und des Klosters Ehre." Wie der Graf gesagt, so geschah es auch, und alles Herzeleids entledigt, sah man die Mönche am andern Morgen des Wegs gen Hettstedt ziehen.

135. Der gefährliche Schlüsselbund.*

In einem alten, verfallenen Brauhause zu Groß-Oerner bei Hettstedt, welches früher einem Kloster gehörte, jetzt aber in eine Schäferei verwandelt worden ist, lassen sich alle zehn Jahre Mönche sehen, welche mit einem großen Schlüsselbunde klirren, an welchem sich zwölf Schlüssel befinden. Begegnet ihnen jemand, der ihr Gebot zu erfüllen sich weigert, so schnüren sie ihm mit dem Ringe des Schlüsselbundes die Kehle zu. Vor mehreren Jahren sollen sie noch gesehen worden sein.

VI. Gegend von Mansfeld.

136. Sankt Georg und der Lindwurm.

(Sommer, Sagen ꝛc. aus Thüringen No. 70.)
(Busch, Chronik der Grafschaft Mansfeld S. 99—101.)

Ehe es Grafen von Mansfeld gab, wohnte auf dem Mansfelder Schlosse ein Ritter namens Georg; auf dem Lindberge aber, nach Eisleben zu, hauste ein Lindwurm. Diesem mußten die Bewohner von Mansfeld jeden Tag ein Mädchen als Zoll geben, damit er sie leben ließ. Bald war in dem kleinen Städtchen keine Jungfrau mehr zu finden, und nun

forderte der Wurm die Tochter des Ritters. Da zog der Ritter selbst am folgenden Morgen gegen den Drachen aus, erlegte ihn und befreite die Stadt; und seitdem hieß er nicht mehr Georg, sondern Sankt Georg, und zum Andenken wurde sein Bild, wie er den Drachen tötet, über der Kirchthür zu Mansfeld in Stein gehauen und ist jetzt noch zu sehen.

---

137. Ursprung der Grafen von Mansfeld.

(Grimm, deutsche Sagen No. 575.)
(Giebelhausen, Mansfeldsche Sagen und Erzählungen S. 76—81.)
(Busch, Chronik der Grafschaft Mansfeld S. 2.)

Als einmal Kaiser Heinrich sein Hoflager auf der Burg bei Wallhausen in der goldenen Aue hatte, bat sich einer seiner Mannen von ihm ein Stück Feld zum Eigentum aus, das an die goldene Aue grenzte und so groß wäre, daß er es mit einem Scheffel Gerste umsäen könnte. Der Kaiser, der ihn seiner Tapferkeit wegen liebte, bewilligte ihm die Bitte, ohne sich zu bedenken. Da nahm der Ritter einen Scheffel Gerste vor sich auf das Roß, und indem er im schnellsten Fluge das gewünschte Land umritt, fielen die Gerstenkörner einzeln aus einer kleinen Oeffnung im Sacke heraus, und als der Sack leer war, hatte er die Grenzen der nachmaligen Grafschaft Mansfeld umsäet.

Aber das erregte den Neid der übrigen Mannen, und sie hinterbrachten dem Kaiser, daß seine Gnade durch eine falsche Deutung gemißbraucht worden. Jedoch der Kaiser antwortete lachend: „Gesagt ist gesagt! Das ist des Mannes Feld!" Daher der Name Mansfeld, und in dem gräflichen Wappen die Gerstenkörner, welche die Wappenkünstler Wecken nennen.

Nach anderer Fassung:

(Sommer, Sagen No. 69.)

Der Stammherr der Grafen von Mansfeld gewann dem Kaiser, seinem Herrn, viele Schlachten in Italien. Aus Freude

darüber erlaubte ihm der Kaiser, sich eine Gnade auszubitten, und der Graf bat um so viel Land in Thüringen, als er mit einem Scheffel Gerste umsäen könne. Das gewährte der Kaiser gern, und der Graf fuhr mit einem kaiserlichen Rate nach Deutschland, und als sie nach Wallhausen kamen, fing er zu säen an. Er hieß seinen Kutscher langsam fahren und zettelte eine Handvoll Gerste nach der andern dünn über das Feld. Sie fuhren im Kreise um zweihundert und zwei Dörfer, und so entstand die jetzige Grafschaft Mansfeld. Der kaiserliche Rat aber glaubte, sein Herr, der Kaiser, sei betrogen und verklagte den Grafen bei ihm, daß er des Kaisers Gnade gemißbraucht habe. Da lachte der Kaiser und sprach: „Gesagt ist gesagt! Kaiserliches Wort muß wahr bleiben, wie man es auch deutet. Das ist des Mannes Feld!“ Darum heißt die Grafschaft bis auf den heutigen Tag Mansfeld, und die Grafen führen Gerstenkörner im Wappen.

---

138. Hoyer der Rote.

(Thüringen und der Harz VI., 111.)

An der Tafelrunde des Königs Artus von England zeichnete sich durch seine Tapferkeit, aber auch durch sein rotes Haar ein Ritter, genannt Hoyer der Rote, ganz besonders aus. Von ihm soll Artus gesagt haben: „Das ist ein rechter Mann im Felde!“ und deshalb ist Hoyer der Mansfelder genannt worden. Noch jetzt giebt es in England das Geschlecht der Mansfields, die ihren Hauptsitz in Cannewood in Middlesex haben.

---

139. Ein Graf von Mansfeld in Bann und Acht.

(Nach einer Thüringischen Chronik aus dem 14. Jahrhundert bei Lepsius, kleine Schriften III., S. 237.)

Im Jahre 981 nach Christi Geburt zogen die Ungern zum dritten Mal nach Thüringen, lagerten sich vor Merseburg

und bestürmten es. Da speiste sie der Graf von Mansfeld, daß er Friede vor ihnen hätte. Der Kaiser Otto aber stritt mit ihnen, erschlug ihrer viele und jagte sie aus dem Lande. Darauf that der Papst den Grafen von Mansfeld in den Bann, der Kaiser in die Acht, und wollte ihm seine Herrschaft nehmen. Doch auf seine Bitten nahm er ihn nach geleisteter Buße wieder zu Gnaden an und ließ ihn seiner Freundschaft genießen.

---

140. Das eingemauerte Kind auf dem Mansfelder Schlosse.*

Wer die Mauer des Schlosses Mansfeld genauer ansieht, wird in derselben inmitten kleinerer Steine einen ziemlich großen grauen Sandstein bemerken. Von ihm geht folgende Sage.

Beim Bau des alten Schlosses mußten Terrassen angelegt werden, um Raum für den Burggarten zu gewinnen. Als dieselben wiederholt eingestürzt waren, fragte der Besitzer eine alte, weit und breit bekannte Wahrsagerin um Rat. Diese erklärte, wenn die Mauern Bestand haben sollten, müßte ein unschuldiges Kind lebendig in dieselben eingemauert werden. Dem Schloßherrn mißfiel anfangs dieser Ausspruch; da er aber seinen Lieblingswunsch, einen Garten auf dem Schlosse zu haben, nicht aufgeben mochte, so entschloß er sich zuletzt doch zu der grausamen That. Ein Knäblein wurde aufgebracht und hinter jenem großen Steine lebendig eingemauert. Die Mauer blieb nun stehen, aber jede Nacht störte das Gewimmer des eingemauerten Kindes den Schlaf des Schloßherrn.

Andere erzählen, das arme Kind sei lebendig eingemauert worden, um das Schloß vor jeder Eroberung zu sichern.

---

141. Das Wahrzeichen des Schlosses Mansfeld.

(Thüringen und der Harz XI., S. 109.)

Auf dem Schlosse Mansfeld giebt es gar manche Stelle, wo es nicht recht geheuer ist, vorzüglich ist das in der so=

genannten dunklen Kammer der Fall. Dort hat sich vor langen Jahren eine Nonne erhängt, die mit ihrem Geliebten, einem Mönche, nach Mansfeld in strenge Haft gebracht worden war. Noch vor kurzem wurde der Strick gezeigt, mit dem sie sich das Leben genommen. Der Mönch aber stürzte sich von der hohen Schloßmauer herab und wurde zerschmettert aufgehoben. Die Köpfe der Unglücklichen, aus Stein gehauen und an verschiedenen Stellen des Hofes eingemauert, sind noch zu sehen und bilden das Wahrzeichen des Schlosses.

---

142. Der Jungfernteich bei Mansfeld.*

Unweit der Stadt Mansfeld befand sich in alten Zeiten ein großes, jetzt fast völlig ausgetrocknetes Wasserbecken, der Jungfernteich. Die Trockenlegung desselben soll folgendermaßen bewerkstelligt worden sein.

Einstmals wurde die Gemahlin eines Grafen von einem Sohne entbunden, starb aber schon wenige Tage nach dessen Geburt. Die Angst um den Neugebornen ließ ihr im Grabe keine Ruhe, und jede Mitternacht stieg sie daher aus ihrer Gruft empor, um nach ihrem Liebling zu sehen. Da sah einmal die Amme, welche bei dem Knaben wachte, die Gräfin und berichtete dem Grafen, was sie gesehen. Sofort bestellte dieser einen Pfaffen, damit derselbe den Geist banne und der Gestorbenen Ruhe verschaffe. Die nächste Nacht setzte sich der Pfaffe anstatt der Amme an das Bett des Kindes. Als die Schloßuhr die zwölfte Stunde zeigte, that sich die Thür auf, und die Gräfin trat herein. Der Geistliche schlug drei Kreuze und brachte so die Erscheinung zum stehen. Darauf fuhr er mit ihr an den Jungfernteich, gab daselbst der Gräfin ein Sieb in die Hand und sagte ihr, wenn sie mit demselben den Teich ausgeschöpft hätte, so dürfe sie zu den Lebendigen zurückkehren. Die Verbannte begab sich alsbald an ihre schwierige Aufgabe, und oft soll die Erscheinung der schöpfenden Gräfin nächtliche Wanderer erschreckt haben. Nach mehreren Jahren

jedoch hatte sie wirklich den Teich ausgeschöpft und kehrte ins Schloß zurück, um sich der Erziehung ihres Sohnes zu widmen.

143. Des Teufels Stiefelknecht.*

Beim Schlosse Mansfeld liegen einige alte Mauertrümmer. Zwei davon ragen in gleicher Richtung neben einander in die Luft, und diese heißen des Teufels Stiefelknecht, weil sich der Teufel mit ihrer Hilfe seiner Stiefeln entledigt haben soll.

144. Der Schatz auf Schloß Mansfeld.*

Als das Schloß Mansfeld einmal so ernstlich von Feinden belagert wurde, daß zu befürchten stand, sie würden es erstürmen, suchte der Graf all seine Kleinodien, darunter auch eine goldene Ente, zusammen und vergrub sie im Schloßhofe. Bald darauf wurde der Graf bei einem Ausfall getötet, ohne daß er vorher jemandem hätte mitteilen können, wo der Schatz begraben lag. Doch geht die Sage, daß in der Silvesternacht von Zwölf bis Eins die Augen eines steinernen Bildes über der Thür eines Türmchens auf dem Schloßhofe zu funkeln beginnen und stieren Blickes auf die Stelle des Hofes hinsehen, wo der Schatz vergraben liegt.

Andere sagen, am Schlosse sei ein Nonnenkopf mit verbundenen Augen, in Stein gehauen. Wer errät, wohin die Nonne unter der Binde sieht und dort die Erde aufgräbt, findet eine goldene Gans (oder goldene Henne) mit zwölf goldenen Eiern. Dieselbe sitzt nach den einen in einem Brunnen, nach andern am Ende eines unterirdischen Ganges.

145. Der arme Graf mit reichen Unterthanen.(*)

(Cyr. Spangenberg, Mansfeldsche Chronik. — Francke, Historie der Grafschaft Mansfeld S. 10. — Krumhaar, Mansfeld im Reformationszeitalter S. 3.)

Ums Jahr 1487 stattete ein Herzog von Braunschweig auf dem Mansfelder Schlosse einen Besuch ab. Als sich nun

der Gast seines Reichtums rühmte, soll einer der Grafen ihm geantwortet haben, er wäre zwar ein armer Graf, doch um so reicher seien seine Unterthanen. Wenn er z. B. zu einem derselben schickte und dem sagen ließe, er solle ihm eine Schieferhöhle (d. h. einen Wagen zur Fortschaffung von Kupferschiefern) voll Mansfelder Thaler bringen, so wäre der bereit; und wenn er einem andern befehlen ließe, er solle mit 100 Pferden auf dem Schlosse vorreiten, das könne er haben. Dem Herzog kam solche Rede fast unglaublich vor, der Graf jedoch sandte einen Eilboten nach Eisleben, und nach Verlauf von wenigen Stunden brachte wirklich der Hüttenherr Christoph Stahl eine Höhle voll Mansfelder Thaler, und der Höhlenführer Johann Zörner hielt mit 100 Pferden auf dem Schloßplatze.

Andere erzählen, der reiche Bucher in Eisleben habe die Thaler geschickt, zuvor aber an den Grafen die Rückfrage gelangen lassen, von welchem Jahrgange er schicken solle. Und obwohl nun der Gast eine jüngere Jahrzahl genannt, habe Bucher das Geld doch beschafft. Um aber auf dem Wege nicht von Räubern überfallen zu werden, sei er nicht auf offener Landstraße, sondern in einem unterirdischen Gange gefahren, der von dem Eisleber Schlosse bis in die Kellergewölbe des Schlosses Mansfeld geführt habe, und dessen Spuren noch im Anfange dieses Jahrhunderts in einem Hohlwege nördlich von Eisleben zu erkennen waren. Doch auch nach der Stadt Mansfeld soll vom Schlosse aus ein unterirdischer Gang geführt haben, der in dem ehemaligen Rathause daselbst zu Tage kam.

---

146. Der Kobold in Kloster-Mansfeld.

(Sommer, Sagen No. 67).

Im Dorfe Kloster-Mansfeld hat eine Frau einen Kobold, der sie alle Sonntage besucht. Wenn zur Kirche geläutet wird, deckt sie den Tisch, stellt zwei Teller hin und setzt sich

dazu. Wenn die Predigt in der Kirche beginnt, kommt der Kobold durch den Schornstein geflogen, bringt Speisen und Getränke, und nun sitzen sie beisammen und halten ein köstliches Mahl, bis die Predigt aus ist. Dann fliegt der Kobold wieder durch den Schornstein weg. Er ist anzusehen wie helles, loderndes Feuer.

147. Trotz-Mansfeld.

(Busch, Chronik der Grafschaft Mansfeld S. 26)

In Leimbach bei Mansfeld hat ehemals ein ansehnliches Schloß gestanden. Das hat ein Graf von Mansfeld seinem Bruder zum Trotze erbaut, und darum hat man es Trotz-Mansfeld geheißen.

148. Die Leimbacher Glocke.

(Busch, Chronik der Grafschaft Mansfeld S. 27.)

Im Jahre 1776 hat eine große Feuersbrunst fast alle Häuser in Leimbach, auch die Kirche in Asche gelegt. Die größeren Glocken sind bei der Einäscherung des Turmdaches von der Glut zerschmolzen, die kleinste jedoch wurde bei Aufräumung der Brandreste noch wohlbehalten auf einem Absatze des Mauerwerks vorgefunden. Ein dort umherwandelnder Mönch soll sie vor dem Feuer verwahrt und in Sicherheit gebracht haben.

149. Die beleidigte Nixe.

(Sommer, Sagen Nr. 38.)

Bei Biesenrode an der Wipper hütete einst ein Schäfer. Da sprang eine Nixe aus dem Wasser, die hatte einen alten, ganz geflickten Rock an; doch tanzte sie fröhlich auf der Wiese umher und rief immer, indem sie auf die Flicken wies: „Hier ein Patzen! da ein Patzen!“ — „Und dort ein Patzen!“ rief der Schäfer drein und gab ihr einen Hieb mit der Peitsche, weil sie den Schafen zu nahe gekommen war. Das schwur

die Nixe nicht ungestraft zu lassen und sprang wieder in den Fluß. Da hielt sich der Schäfer denn auch von allen Flüssen und Teichen fern; doch als er sich einst in einer Wanne, die mit Wasser aus der Wipper gefüllt war, baden wollte, schlug das Wasser plötzlich, als er hineingestiegen war, ihm über dem Kopfe zusammen, und er wurde hinabgezogen und konnte sich nicht wieder aufrichten, sondern mußte in der Wanne ertrinken.

VII. Gegend von Wippra.

150. Der Laternenträger in Gorenzen.*

In Gorenzen bei Wippra sah man vor langen Jahren allnächtlich einen Mann, welcher in einen langen Mantel gehüllt war und in der rechten Hand eine Laterne trug, in eine Scheune hineingehen, nie aber wieder heraustreten. Um zu erfahren, wer dieser Unbekannte sei, verschloß der Eigentümer eines Abends die Scheunenthür und stellte sich mit noch einigen in der Nähe auf die Lauer. Gegen zwölf Uhr nachts erschien der Laternenmann, wie gewöhnlich. Als er nun die Scheunenthür verschlossen fand und sich wieder zum weggehen wandte, sprangen die Männer hinzu und frugen ihn, wer er sei. Da leuchtete der Fremde den Männern mit seiner Laterne in das Gesicht, so daß sie geblendet wurden, und sprach in drohendem Tone: „Meinen Namen sage ich nicht, aber es geschieht noch diese Nacht etwas!“ Darauf verschwand er vor ihren Augen. Wirklich wurde das Kind des Scheunenbesitzers noch dieselbe Nacht krank und starb in der dritten Nacht.

151. Feurige Kohlen im Rehhagen.*

Die Post von Sangerhausen nach Wippra wird gewöhnlich nach zehn Uhr Abends abgefertigt, so daß der Postillon gerade um Mitternacht in den großen Königlichen Forst kommt. Vor

gar nicht langer Zeit nun sah der Postillon, als er gerade um zwölf Uhr in den Forstort Rehhagen kam, links vom Wege ein Häufchen glühender Kohlen liegen. „Ah!“ dachte er — „da liegen noch Kohlen, welche die Holzhauer vergessen haben auszuthun; da kannst du dir deine Pfeife anstecken!“ stieg also vom Postwagen ab und wollte seine Pferde inzwischen an einen Baum binden. Aber die sonst lammfrommen Pferde waren plötzlich wie rasend geworden und wollten sich durchaus nicht festbinden lassen; so mußte er denn weiterfahren, ohne seine Pfeife angezündet zu haben. Am folgenden Abend sah er auf derselben Stelle abermals die Kohlen, welche hell nach der Straße herüberglänzten. Diesmal band er, um seine Pfeife anzuzünden, die Pferde mit Gewalt an einen Baum, übersprang den Graben und ging auf die Stelle los. Da sah er aber zu seinem Schrecken bei den Kohlen ein gewaltiges Ungetüm liegen, das ihn mit großen, rollenden Augen anblickte. Vorsichtig ging er zurück, fuhr voll Bangen über das Gesehene nach Hause und legte sich drei Wochen krank zu Bett. Nach seiner Genesung sah er bei seiner ersten Fahrt nach Wippra wiederum die Kohlen hell herüberglänzen, und wiederum erwachte in ihm das Verlangen, die Erscheinung zu betrachten, möchte sich dagegen stellen, was da wollte. Mit noch größerer Mühe als zuvor brachte er seine Pferde zum stehen und band sie trotz heftigem Widerstande derselben an einen Baum. Mutig ging er nun bis dicht an die Kohlen heran, und wiederum grinste ihm das Ungetüm entgegen. Was ihm nun geschehen, weiß niemand; aber zitternd am ganzen Leibe kam er zurück, erreichte mit Mühe den Wagen und fuhr nach Hause. Fieberkrank kam er dort an, legte sich zu Bett und war in vierzehn Tagen tot. Während seiner ganzen Krankheit lag er mit offenen, verglasten Augen da und phantasierte von dem Ungetüm, das ihm begegnet wäre. Niemand aber hat die glühenden Kohlen wieder glänzen sehen.

---

152. Der verräterische Hahnenschrei.*

Im Unterforste Grillenberg bei Sangerhausen liegt die wüste Dorfstätte **Brumbach**, an welche noch die Forstorte Brumbachsgemeinde, Brumbachswiesen und wüste Kirche erinnern. Dieses Dorf ist in dem dreißigjährigen Kriege zerstört worden. Eines Nachts zogen nämlich die Schweden durch den nahen, dichten Wald und hatten sich vollständig darin verirrt. Da krähte in dem Dorfe Brumbach ein Hahn; seinem Schrei gingen die Schweden nach, fanden das Dorf und zerstörten es. Die Geschichte von diesem verräterischen Hahnenschrei soll im Turmknopfe der Grillenberger Kirche niedergelegt sein.

---

153. Die Zwerge am Kammerbache.

(Busch, Chronik der Grafschaft Mansfeld, Leimbach 1849, S. 185—188.)
(Giebelhausen, der Berggeist, Halle 1868, S. 23—29.)

Am Dorfe Friesdorf vorüber fließt der **Kammerbach** in einem öden Thale zur Wipper. Unweit der Ufer des Baches erhebt sich eine Klippe mit mehreren Oeffnungen, welche tief in den Berg hineinführen. Hier ist der Eingang in das unterirdische Reich der Zwerge, und darum heißen die Löcher in der ganzen Umgegend die **Zwerglöcher**.

Nun lebte vor nicht langen Jahren auf Rammelburg ein Förster namens Rübesamen, der manche Nacht im düstern Forste verlebte und darum manches sah, was andern Menschenkindern, die zu der Zeit ruhig in ihren Betten liegen, nicht begegnen kann. So saß er denn einst an einem wunderschönen Maiabende unfern des Kammerbachs am Waldrande hinter einer Eiche und lauerte auf einen Rehbock. Verstohlen blickte der Mond durch die Zweige, lind und lau wehten die Lüfte das Thal herauf, eintönig plätscherte der Bach, und in den Zweigen rauschte und flüsterte es seltsam. Eben hatte es in Friesdorf zehn Uhr geschlagen, da zog eine leichte Nebelwolke das Thal herauf. Gerade auf dem freien Wiesenplane, der

vor dem Jäger sich ausbreitete, stand sie still, und zugleich fing der Hund, der neben dem Jäger lag, an, leise zu knurren. Während sein Herr ihn noch zu beschwichtigen suchte, that sich plötzlich die Wolke auseinander, wie ein Zelt, dessen Vorhänge aufgezogen werden, und den Augen des erstaunten Weidmannes zeigte sich ein Gekriebel von vielen kleinen Männern und Frauen. Die Zwerge waren aus ihren Löchern hervorgekommen, um die laue Frühlingsnacht im Freien zu feiern. Bald begann nun ein seltsames Treiben. Diener, kaum zwei Hände hoch, schleppten allerlei Gerät herbei; Stühle wurden gesetzt; winzige Herren und Damen nahmen auf ihnen Platz und schauten dem tollen Treiben des Zwergenvolkes zu. Mitten auf der Wiese stand ein gewaltiger Schwamm; der wurde zum Schenktisch erkoren; jeder der Zwerge drängte sich heran, den Kelch einer blauen Glockenblume als Trinkgeschirr in der Hand; ein fröhlicher Kellermeister schenkte ein, und Rübesamen sah mit Erstaunen, daß es auch unter der Erde wackere Zecher gebe. Ein anderer Haufe aber sammelte sich unter einer alten Eiche zu fröhlichem Tanze. Freilich vergnügte sich ein jeder auf seine eigene Art. Hier drehte sich eine Schaar im Ringeltanze so schnell, daß auch ein geübtes Auge ihr Schwirren kaum bemerken konnte; dort sprang ein wunderlicher Kauz auf einem Beine umher, reckte und dehnte sich, daß er lang wurde, wie eine junge Birke, und dünn wie ein Strohhalm; dann sank er zusammen und huschte plump auf Händen und Füßen umher, wie ein Frosch; dazu tönte eine wunderbare Musik, so wild und verworren, daß man nicht ins Klare kommen konnte, waren es unsichtbare Musikanten, die da spielten, oder war es das Zirpen der Grillen oder das Quaken der Frösche im Kammerbache, das man vernahm. Gewiß aber gab der Kuckuck mit seinem einförmigen Rufe den Takt an. Auch winzige Knaben und Mädchen tollten umher, kletterten auf die Bäume und Sträucher und schaukelten sich auf den schwankenden Zweigen.

Wohl eine Stunde hatte das fröhliche Treiben der Zwerge

gedauert; der Mond war inzwischen immer tiefer gesunken; die Bäume warfen immer längere Schatten; die Frösche und der Kuckuck waren verstummt, da vereinigten sich die Zwerge wieder auf der Wiese und begannen leise zu singen:

In schweigenden Klüften, in nächtlichem Graus,
Da wölbt sich der Zwerge unheimliches Haus;
Da walten wir emsig im finstern Schacht,
Bereiten des Goldes hellstrahlende Macht;
Da sammeln wir Schätze mit gieriger Hast,
Und kennen nicht Ruhe und kennen nicht Rast.
Und wenn wir errungen das schimmernde Gold,
Wie strahlt es dann freundlich, wie lacht es dann hold!
Es leuchtet so lieblich, wie Rosen so rot;
Doch kalt ist sein Schimmer, und eisig, und tot.

Da pochen die Menschen ans felsige Thor,
Und bringen hinunter, und bringen empor
Die goldene Fülle mit jauchzender Lust,
Und schmücken die Stirne, und schmücken die Brust,
Und achten der Blumen und Sterne nicht mehr:
Und doch sind goldene Ketten so schwer!
Hell leuchtet die Sonne in freundlichem Glanz,
Süß duften die Blumen in lieblichem Kranz:
Ihr Thoren, was steigt ihr ins dunkele Grab,
Zu finsteren Klüften der Erde hinab
Und schmückt euch mit Gold und kaltem Gestein?
O wandelt doch lieber im Sonnenschein,
Umkränzt euch mit Rosen die sehnende Brust,
Die duften lebendig zu himmlischer Lust!

Doch wenn nun auf Erden der Frühling erwacht,
Dann haucht er hinab in den finsteren Schacht
Und lockt uns mit schmeichelnden Tönen empor;
Dann kommen wir alle in jauchzendem Chor,
Und schwärmen so selig beim silbernen Schein
Des lieblichen Mondes durch Wiesen und Hain,

Und grüßen die Blumen, und winken dem Stern,
Und spielen so fröhlich, und weilen so gern.
Doch schweigend winkt uns die finstere Gruft. —
Lebt wohl denn, ihr Blumen mit lieblichem Duft!
Lebt wohl, ihr Sterne, du freundlicher Mond!
O selig, wer jauchzend die Erde bewohnt!
Wir müssen hinunter zum finsteren Schacht,
Zum eisigen Golde, zur ewigen Nacht.

Leise war das wehmütige Lied verklungen, da schwebte eine leichte Nebelwolke das Thal herauf und umhüllte die kleine Welt mit ihrem dichten Schleier; dann zog sie langsam das Thal wieder hinab, der Klippe mit den Zwerglöchern zu. Tiefe Stille herrschte jetzt da, wo noch eben fröhliches Leben sich bewegt hatte; kein Blatt regte sich, nur der Kammerbach murmelte noch leise plätschernd, und nun sanken auch dem Jäger die Augen zu, die Büchse entfiel seiner Hand, und bald ruhte er hingestreckt in süßem Schlummer.

Als aber der Gesang der Drossel ihn weckte, da blickte der Morgen leise dämmernd durch die Bäume. Neugierig schaute er auf den Wiesengrund, ob er nicht eine Spur von dem Gelage der Zwerge erblicken könnte. Aber da war nichts zu sehen und zu hören; kein Grashalm war geknickt, kein Tröpfchen Tau war abgestreift. Wie sich nun der Jäger sinnend erhob, da wehte der Morgenwind ein Blatt Papier zu seinen Füßen. Er betrachtete es und sah zu seinem Erstaunen das Lied der Zwerge darauf geschrieben.

---

154. Die Diebeskammer an der Klaus.

(Busch, Chronik der Grafschaft Mansfeld S. 78—80.)

Unweit der Klaus hart am Wege nach dem Schlosse Rammelburg liegt ein Forstort, welcher die Diebeskammer heißt. Dort hat sich in alten Zeiten Diebsgesindel aufgehalten, das sich nicht scheute, seine Hände mit dem Blute Unschuldiger zu beflecken. Darum hatte denn auch der Graf Albrecht von

Mansfeld einen Preis auf den Kopf der Wegelagerer gesetzt. An einem heißen Maitage lagen dieselben in ihrem Versteck an der Klaus, da entsandte der Hauptmann der Bande einen seiner Genossen, um Bier und Brot zu holen. Während sich derselbe nach einem benachbarten Dorfe auf den Weg machte, entwarfen die Zurückbleibenden Pläne zu neuen Raubzügen, schliefen aber dann, weil es ein sehr heißer Tag war, ein. Inzwischen hatte Bartel, so hieß der Abgesandte, von einer plötzlichen, inneren Angst befallen, unter einem Baume sich niedergelassen und dachte über seine Vergangenheit und Zukunft nach. Da kam er zu dem Entschlusse, sich dem rohen Leben, in das er geraten war, zu entreißen; nur der Gedanke, daß die Gefährten ihn bei Gelegenheit dennoch verraten und als Mitschuldigen angeben könnten, machte ihn unschlüssig und brachte ihn zuletzt zu einem Mordanschlage gegen seine Genossen. Mit einer Axt bewaffnet, die ein Holzhauer im Walde gelassen hatte, schlich er nach ihrem Schlupfwinkel zurück und fand sie, wie er es wünschte, in tiefem Schlafe. Ohne sich lange zu besinnen, ließ er die zu tödlichem Streiche erhobene Axt auf das Haupt des Anführers niederschmettern, und ehe noch die übrigen Gefährten wußten, wie ihnen geschah, krachte das gewichtige Eisen auch auf ihre Schädel nieder. So starben die drei durch die Hand ihres Genossen. Nach vollbrachter That ging der Mörder zu dem Klausner auf die Klaus und überreichte demselben die blutige Axt mit dem Auftrage, selbige auf die Feste Rammelburg zu tragen und dabei zu melden, daß der Feind des Fleckens Oerner samt zwei Gefährten im Gehecke erschlagen liege. Dazu gab er ihm das Bruchstück eines Kerbholzes mit der Bitte, dahin zu wirken, daß der auf den Kopf der Räuber gesetzte Preis keinem andern als demjenigen ausgehändigt werde, welcher das andere Bruchstück des Kerbholzes bringe.

So geschah es; die Leichname der Landfriedensbrecher aber wurden zur Warnung anderer auf das Rad geflochten und haben lange Zeit dem Schlosse gegenüber zur Schau ge-

standen. Der Forstort aber, wo die That geschehen ist, heißt seitdem die Diebeskammer.

---

155. Die Zwerglöcher im Wolfsthale.

(Kuhn und Schwarz, Norddeutsche Sagen No. 248, 1.)
(Neue Zeitschrift für die Geschichte der germanischen Völker I., 1, S. 60.)

Der Fußsteig, welcher von Hermerode nach Wippra geht, führt zwischen zwei hohen Steinklippen hindurch, in denen sich kleine, fast viereckige Löcher befinden, die in den Fels tief hineingehen; das sind die Zwerglöcher, in denen ehemals Zwerge wohnten, welche von dort aus auch einen Gang nach Popperode gehauen hatten, auf welchem sie die Brote und anderes, was sie den Popperödern weggenommen, in Sicherheit gebracht haben.

Die Gegend bei den Zwerglöchern heißt auch das Wolfsthal. Als man vor längerer Zeit einmal den Weg auf dem Vorwerke Popperode ausbesserte, entdeckte man einen unterirdischen Gang, der sich weit unter der Erde hin in das Wolfsthal zu ziehen schien, aber nicht genauer untersucht werden konnte, weil er zu eng war.

---

156. Der Lieseberg.

(Rosenkranz, Neue Zeitschrift für die Geschichte der germanischen Völker I., 1, S. 61.)

Etwa 500 Schritte von dem Schlosse Wippra nach Abend zu liegt jenseits des Botenbachsgrundes der Lieseberg; über denselben führt ein Weg von Wippra nach dem Filialdorfe Braunschwende. Als die Braunschwender noch keine Kirche und auch keinen Gottesacker hatten, mußten sie ihre Leichen auf diesem Wege nach Wippra bringen und dort begraben. Nun wohnte einmal eine betagte Gräfin namens Elisabeth aus dem Hause Wippra in Braunschwende; die mußte nach ihrem Tode auch nach Wippra getragen werden. Wie aber die Träger

mit ihrer Last den steilen Lieseberg hinabschritten, glitten einige von ihnen aus, weil es Winter und starkes Glatteis war; der Sarg stürzte nieder, der Leichnam der alten Gräfin fiel heraus und rollte bis an den Fuß des Berges hinab. Die gräfliche Familie, die vom Schlosse aus Augenzeuge des schauderhaften Vorfalles gewesen war, fand sich dadurch veranlaßt, nicht nur der Braunschwender Gemeinde die Anlage eines Gottesackers zu gestatten, sondern auch eine Kirche in dem Orte selbst zu erbauen. Der Berg aber erhielt von der alten Gräfin Elisabeth den Namen Lieseberg.

In dem Pfarrholze auf dem Lieseberge ist auch ein Schanzgraben, von welchem aus das Schloß der Sage nach beschossen worden ist.

---

157. Das Magdalenenholz bei Braunschwende.*

Dem eben erzählten Sargsturze verdankt nicht nur der Lieseberg bei Wippra, sondern auch das Magdalenenholz bei Braunschwende seinen Namen. Unter den Mitgliedern der gräflichen Familie, die den Sturz mit angesehen hatten, war auch die Gräfin Magdalene von Wippra. Diese schenkte der Gemeinde Braunschwende ein Holz, damit sie sich einen eigenen Gottesacker anlegen könne, und nach der Geberin nannte man dasselbe das Magdalenenholz.

---

158. Der Mönch bei Abberode.

(Kuhn und Schwarz, Norddeutsche Sagen No. 228, 2.)

In der Gegend von Abberode spukt ein Mönch vielfältig umher, und seine Neckereien treffen namentlich faule Knechte und Mägde; denen zieht er bald die Decken ab, wenn sie im Bett liegen, oder er trägt sie im Schlaf auf den Heuboden, oder spielt ihnen andre Possen.

---

159. Der Hünenstein bei Abberode.

(Kuhn und Schwarz, Norddeutsche Sagen No. 226, 2.)

In dem Bache, der von Ritzkerode nach Abberode herunterfließt, liegt ein gewaltiger Felsblock; der war ein Sandkorn, das ein Riese im Schuh hatte. Bei diesem Stein hat man vordem, denn jetzt ist er durch starke Fluten fast ganz verschlämmt, nachts oft einen weißen Hund oder ein Kalb mit feurigen Augen liegen sehen.

---

160. Das Jahreisen.

(Kuhn und Schwarz, Norddeutsche Sagen No. 227.)

In der Umgegend von Harzgerode, namentlich in Abberode und Molmerschwende, ließ sich früher ein geisterhaftes Wesen sehen, das nannte man das Jahreisen. Das kam nämlich alle Jahr an einem bestimmten Tage in die Spinnstube und kehrte dann vier Wochen lang täglich wieder. Gewöhnlich setzte es sich mit einem großen eisernen Spinnrade stillschweigend unter die Spinnenden und spann fleißig. Redete es aber einer an oder behandelte es gar schlecht, so ward es sehr zornig, und einem solchen ist's gewöhnlich übel bekommen.

---

161. Der Glockenborn in Horbeck.*

Bei Molmerschwende im Mansfelder Gebirgskreise stand früher ein Dorf namens Horbeck. Als der Kirchturm dort abbrannte, fielen die Glocken in einen nahe gelegenen Brunnen, und davon empfing derselbe den Namen Glockenborn.

---

162. Der Reiter ohne Kopf.*

(Rosenkranz, Neue Zeitschrift für die Geschichte der germanischen Völker I., 2, S. 21.)

In einem flachen muldenförmigen Wiesenthale bei Königerode, Aarbeck geheißen, treibt ein Reiter ohne Kopf sein Wesen.

---

163. Der Wichmannsberg.(*)

(Rosenkranz, Neue Zeitschrift für die Geschichte der germanischen Völker I., 2, 46.)

Bei Rotha im Mansfelder Gebirgskreise liegt im Forst Bodenschwende dem Heiligenberge gegenüber der Wichmannsberg, an welchem der Willmanns- oder Wickmannssteig vorüber führt. Der Berg soll seinen Namen davon haben, daß die Einwohner im dreißigjährigen Kriege öfter dahin gewichen sind. Bei dem Fußwege, von welchem man noch jetzt Spuren sieht, hat man häufig Hufeisen gefunden. Eins von einem Maultiere oder Esel hat man unter der Pfahlwurzel einer alten Eiche von 16 Maltern Holz gefunden.

VIII. Gegend von Sangerhausen.

164. Der Hexenturm in Sangerhausen.

(Harzzeitschrift VI., S. 138, Jahrgang 1873.)

Im alten Schlosse zu Sangerhausen stand vor Zeiten auch eine Kirche, die aber schon im dreißigjährigen Kriege verfallen war. Auch der Turm derselben, den das Volk nur den Hexenturm nannte, ist in neuerer Zeit abgetragen worden. An letzteren knüpft sich folgende Sage.

Der Teufel hatte den Bau der Kirche und des Turmes in Einer Nacht übernommen, war aber an Vollendung desselben durch einen Hahnenschrei verhindert worden, eben als er die letzte Oeffnung im Turmdache zulegen wollte. Darum hat diese nie geschlossen werden können, und wenn man es versuchte, wurden allemal die Ziegel wieder abgeworfen.

165. Sankt Ulrichs Kirche.

(Lessing, Denkwürdigkeiten von Sangerhausen S. 79.)

Als Landgraf Ludwig glücklich vom Giebichenstein bei Halle entsprungen und nach seiner Stadt Sangerhausen ge-

kommen war, da gedachte er dankbar sogleich des Gelübdes, das er in seinem Gefängnisse gethan hatte für den Fall einer glücklichen Rettung, nämlich dem heiligen Ulrich in Sangerhausen eine Kirche zu erbauen; nur konnte er über den Platz nicht gleich mit sich einig werden. Als er nun eines Morgens sinnend an dem Fenster seines Schlosses stand, siehe, da zeigte sich seinen Blicken ein wunderbares Wolkengebilde, gleich einem ungeheuren Schneeturme, welches sich gerade auf der Stelle erhob, wo jetzt die Skt. Ulrichskirche steht. Freudig überrascht erkannte er darin einen Wink von oben und baute auf dem so bezeichneten Orte das versprochene Gotteshaus.

---

166. Ludwig der Springer in Sangerhausen.*

Von allen thüringischen Städten war dem Landgraf Ludwig Sangerhausen die liebste, weil er hier die Kirche für seine Befreiung aus dem Gefängnisse erbaut und seine Mutter in derselben begraben hatte. Darum finden sich im hohen Chore der Skt. Ulrichskirche die Bildnisse Ludwigs und seiner Gemahlin Adelheid, freilich aus neuerer Zeit. Doch läßt sich Ludwig noch öfters in Sangerhausen sehen, indem er nachts zwischen elf und zwölf Uhr von seinem Schlosse [1]) durch die Rittergasse[2]) sich nach der nahen Ulrichskirche begiebt, in welcher er verschwindet. Gar mancher hat ihn schon gesehen, wie er, ein Barett auf dem Kopfe und ein gewaltiges Schwert an der Seite, still dahingeht, ohne die ihm Begegnenden zu beachten. Ein Kastellan, der ihn als Junge gesehen, schildert ihn als einen überaus starken Mann, „so groß wie ein Schulofen“ (zehn bis elf Fuß hoch). An seiner „Kappe“ habe er eine große, wallende Feder und an seiner Seite ein breites Schwert gehabt.

---

[1]) Das alte Schloß, welches jetzt als Gefängnis dient.

[2]) Die Verbindungsstraße zwischen dem alten Schlosse und der Ulrichskirche.

167. Geisterkampf in der Ulrichskirche zu Sangerhausen.

(Samuel Müller, Chronik von Sangerhausen S. 25—26.)

In Sangerhausen lebte früher ein Bürgermeister, namens Jacob Brell, der mit dem Bürger Georg Gebicke fortwährend in Zank und Streit lag, so daß es schien, als könne nur der Tod die erbitterten Feinde aussöhnen. Aber auch dieser mächtige Schiedsmann vermochte nichts über die feindseligen Geister. Abends, wenn es finster geworden war, hörte man nicht selten im Innern der Ulrichskirche lautes Waffengeklirr wie von wütenden Fechtern, und furchtsame Wanderer, welche ihr Weg vor dem Gotteshause vorbeiführte, eilten dann beflügelten Schrittes hinweg. Nicht so leichten Kaufs kam der Küster davon, der eines Tags die Uhr auf dem Turme aufziehen wollte, als bereits die Dämmerung eingebrochen war. Damals ging die Treppe zum Turme noch im Innern der Kirche empor. Als daher jener mit dem gewaltigen Schlüsselbunde in das Gotteshaus trat, um seines Berufs zu warten, da erblickte er mit Entsetzen die Geister der beiden Abgeschiedenen leibhaft im Kampfe mit einander. Mit zornfunkelnden Augen und feuerflammenden Schwertern gingen dieselben auf einander los und suchten sich durch weithin schallende Schläge gegenseitig zu vernichten. Zwar ergriff nun der Küster schnell die Flucht, aber kaum trugen ihn seine zitternden Beine noch nach seiner Wohnung zurück. Dort verfiel er in eine lange, bedenkliche Krankheit. Nachdem er endlich wieder genesen war, wollte er sich durchaus nicht dazu verstehen, den verhängnisvollen Weg jemals wieder bei nächtlicher Weile zu betreten. Darum ließen die Ratsherrn von außen eine Thür in den Turm brechen und die Treppe anbauen, welche noch heute zu sehen ist; die Thür aber, die aus dem Schiffe der Kirche in den Turm führt, ließen sie zumauern.

---

168. Die Tratschbarbe.*

Wo jetzt die neuen Häuser vom Hospital Skt. Ganglof vor Sangerhausen bis zur Mühlgasse sich hinziehen, waren früher tiefe Schluchten, längs deren ein fast unzugänglicher, mit Bäumen bepflanzter Weg sich hinzog. Wer es vermeiden konnte, ging diesen Weg nicht, und nur, wer von der Rabenmühle schneller zum Neuen- oder Altendorf kommen wollte, schlug ihn ein, dann aber auch mit Zittern und Zagen, denn auf diesem Wege haust die „Tratschbarbe," ein langes, schwarzes Ungetüm mit großen breiten Schwimmfüßen und dickem Kopfe, in welchem mächtige Augen leuchten, „so groß wie Käsenäpfe." Es thut niemandem etwas zu Leide; aber jeder, der den Weg zurücklegt, muß es eine Strecke tragen.

Einst ging ein Mann noch spät von der Rabenmühle diesen Weg, um nach dem Neuendorf zu gehen. Da fühlte er plötzlich, wie ihm eine schwere Last auf den Rücken sprang, so daß er keuchend unter der Bürde und von Angstschweiß am ganzen Leibe überströmt, am Hospitale ankam. Dort sprang plötzlich das unsichtbare Ding ab, und der Mann fiel erschöpft und „wie aus dem Wasser gezogen" nieder. —

Auf demselben Wege kam einst ein beherzter Schuhmachergeselle spät von einer Hochzeit zurück. Es schlug gerade dreiviertel auf Ein Uhr, als er in die Mitte des verrufenen Weges kam. Bald sah er vor sich die Tratschbarbe hintrotten und mit seiner Beherztheit war es vorbei. Da wandte sich dieselbe nach ihm um und kam mit greulichem Grunzen auf ihn zu. Schnell erkletterte der Schuster einen Baum, um sich vor dem Ungetüm zu retten. Dasselbe langte unter dem Baume an, als es vom nahen Kirchturme gerade Eins schlug. Da sprach es mit tiefem Tone:

„Schlüg es grad' nicht Eine,
So zerbräch' ich dir die Beine!"

und verschwand. —

Der Marstall, ein altes, zerfallenes Gebäude, war ehemals

der Hauptsitz der Tratschbarbe, und jedermann beeilte sich, abends spät an dem auch nachts geöffneten Thorwege desselben vorbeizukommen, um nicht von der Tratschbarbe erwischt zu werden. Ein mutwilliger Bursche wartete eines Abends vor dem Thorwege auf das Ungetüm, welches auch bald mit lautem Grunzen aus einem der verfallenen Ställe hervorbrach. Da plagt den Burschen der Teufel, das Tier mit einem Steine zu werfen, das nun wie rasend auf ihn zustürzte. Schnell gab der Bursche Fersengeld und gelangte, seiner Sinne kaum mächtig und unablässig von der Tratschbarbe verfolgt, durch die Grauengasse auf den jetzigen Graben, das eigentliche Revier derselben, wo er in seiner Angst einen Abhang im alten Stadtgraben hinunterkollerte. —

Als mein Urgroßvater — erzählt ein noch lebender Sangerhäuser — einst bei Verwandten in der Mühlgasse zu Besuch war, wollte er abends spät geradesweges über den jetzigen Graben nach Hause gehen. Seine Verwandten versuchten alles, um ihn davon abzuhalten, aber er blieb bei seinem Willen und forderte nur einen tüchtigen Stock. Nicht lange war er gegangen, so hörte er ein lautes „Gemurkse," und bald sah er auch in nicht weiter Entfernung von sich ein schwarzes Ungetüm im Erdboden wühlen. Ein jeder andere wäre wohl davongelaufen, nicht so mein Urgroßvater. Er faßte den Knüppel fester an, ging mutig vorwärts und versetzte dem „Spukedinge" ein paar feste Hiebe über den Rücken, daß es mit lautem Grunzen aufsprang und geradesweges durch die Grauengasse nach dem Marstall zurücklief. Was war es gewesen? Der schwarze Eber aus dem Marstalle, der allnächtlich nach dem Graben lief, um dort in der Erde zu wühlen. Für lange Zeit hörte nun das Spuken auf dem Graben auf.

169. Tote kehren wieder.*

In der „Trillerei“ zu Sangerhausen nudelte eines Nachts nach elf Uhr die Köchin in der im obersten Stock belegenen Küche noch die Gänse, als es plötzlich an der Treppenthür klingelte. Obwohl diese kurz vorher verschlossen worden, öffnete sie sich doch und in die Küche trat ein Mann mit blassem Gesicht, schwarzem Rock und einem Käpsel auf dem Kopfe, sah sich um und verschwand wieder. Mit Zittern erkannte in ihm die Köchin den kurz vorher verstorbenen Hausherrn. —

Eine Gesellschaft junger Burschen kam beim Nachhausegehen eines Abends zwischen elf und zwölf Uhr noch über den Skt. Ulrichsplatz und sah im Portal der Skt. Ulrichskirche einen alten Mann stehen, der eine weiße Zipfelmütze aufhatte. Neugierig traten die Burschen hinzu, und einer von ihnen nahm dem Manne lachend die Mütze ab und mit sich nach Hause. Nachts darauf erschien der alte Mann dem Burschen in seiner Kammer, und nun erkannte dieser in ihm einen unlängst gestorbenen und in der Kirche beigesetzten Pastor. Drohend hob derselbe jetzt die Hände in die Höhe und sprach: „Morgen bringst du mir die Mütze wieder!“ Da der Bursche diesem Befehle nicht nachkam, erschien der Tote in der darauf folgenden Nacht noch einmal und forderte drohender seine Mütze zurück. Voll Bangens ging der Bursche am darauf folgenden Abend zur Ulrichskirche und fand hier den Pastor schon vor. Mit Zittern setzte er dem stumm Dastehenden die Mütze wieder auf, erhielt aber sofort von demselben eine so derbe Ohrfeige, daß ihm Hören und Sehen verging. Am folgenden Morgen sah die Backe, auf welche er die Ohrfeige erhalten hatte, ganz schwarz, wie verbrannt, aus, und drei Tage darauf war er tot.

---

170. Das Kobermännchen im neuen Schlosse zu Sangerhausen.*

(Mannigfach abweichend: Richter, Deutscher Sagenschatz, Heft I., No. 39.)

Am Markte zu Sangerhausen dem Rathause gegenüber befindet sich das neue Schloß, einst das Residenzschloß der

Herzöge von Sachsen-Weißenfels, jetzt benutzt für die Räumlichkeiten des Amtsgerichts und der Kreiskasse. Dasselbe wurde von 1585—1591 auf der Stelle von fünf Bürgerhäusern von dem Amtsschösser Caspar Triller, einem Nachkommen jenes Köhlers, welcher den Prinzenräuber Kunz v. Kaufungen trillte, gebaut, und mußten die Sangerhäuser Amtsdörfer Oberröblingen, Edersleben, Riethnordhausen, Martinsrieth, Gonna, Pölsfeld, Grillenberg, Wettelrode und Emseloh dazu viele Frondienste leisten. Das Geld zum Baue hat der Teufel dem Triller in Gestalt eines Bauern in einem Kober zugetragen; zur Erinnerung daran hat Triller an der Wendeltreppe des linken Aufgangs ein steinernes Bild dieses Bauern, aber im kleinsten Maßstabe, mit umgehängtem Kober anbringen lassen. — Mit diesem Männchen, welches der Volksmund graues Männchen oder Kobermännchen nennt, ist es nicht geheuer; denn es läßt nicht mit sich spaßen.

Einmal kam ein Bauer aus der Aue zum ersten Mal zum Steueramte. Als der das Männchen sah, zupfte er es an einem Ohre und sprach höhnisch: „Ei, ei, wo will der Kober mit dem Männchen hin? Der ist ja größer, als du!“ Da wurde plötzlich die kleine Gestalt zum Erstaunen des verblüfften Landmannes groß und größer, und ehe derselbe einen Schritt zur Flucht thun konnte, erhielt er von der steinernen Hand des Riesen eine so gewaltige Ohrfeige, daß er zur Erde sank und zeitlebens das blaue Mal des Schlages behielt.

Seit der Zeit bleibt das graue Männchen ungehänselt, und nicht ohne Bangen gehen die Kinder am äußersten Rande der Aufgangstreppe an demselben vorüber.

---

171. Feuerbesprechung in Sangerhausen.

(Richter, Deutscher Sagenschatz I., No. 42.) (Harzzeitschrift VI., S. 147.)

Wenn man in Sangerhausen von der Ulrichsstraße nach dem alten Schlosse zugeht, kommt man durch eine Gasse, welche Speckswinkel heißt. In derselben stehen nur wenige Häuser,

drei davon am Schlosse, und noch ein ganz vereinzeltes, vom Feuer ganz geschwärztes auf der andern Seite, welches zuweilen noch bewohnt wird.

Vor Zeiten soll Sangerhausen viel größer gewesen sein als jetzt, und bis an den Brandrain gereicht haben, der vor dem Riestedter Thore unfern des alten Schlosses sich hinzieht; aber eine furchtbare Feuersbrunst hat, wie man sagt, vor einigen hundert Jahren den ganzen Stadtteil vom Brandrain bis zum Hause des Bürgermeisters auf dem Kornmarkte vernichtet. Als nun eben in der Gegend des schwarzen Häuschens der Brand am ärgsten wütete und auch dieses erfassen wollte, da sprengte ein Reiter auf einem weißen Rosse herbei, ritt, ohne sich um die Flammen und den Dampf zu kümmern, um dasselbe herum und murmelte unter allerlei Zeichen geheimnisvolle Sprüche. Da blieb das Häuschen verschont, während alle Häuser ringsumher in Asche sanken. Der Reiter aber war gleich darnach wieder verschwunden.

---

172. Der Sangerhäuser Tod.

(Richter, deutscher Sagenschatz, 1, No. 41.)

Vor langen Jahren brach einmal in Sangerhausen eine so große Hungersnot aus, daß viele Leute starben. Damals lebte in der Stadt eine reiche Frau, welche ein großes Haus in der Ulrichsstraße und noch mehrere andere in Nebenstraßen besaß, aber sehr geizig war. Eines Tages kam ein armer Mann zu ihr und bat für sich und die Seinigen um ein Stückchen Brot. Aber die reiche Frau wies ihn scheltend ab und sprach: „Geht doch auf das Feld; die Disteln, die ihr da findet, sind für solches Bettelvolk als Speise gut genug.“ Da wünschte der arme Mann in seinem Schmerze, daß Gott sie mit Disteln strafen möge und ihren Reichtum vergehen lasse. Kaum hatte er das gesprochen, so entstand in ihrem Gesichte ein Auswuchs wie Disteln; davon erblindete sie und starb unter den heftigsten Schmerzen. Der große Reichtum aber, den sie besessen hatte,

verflog bald, und ihre Nachkommen mußten in bitterster Armut leben. Kaum war die Frau begraben, so entstand in Sangerhausen ein furchtbares Sterben, welches von Tag zu Tage zunahm. Alsbald hieß es im Volke, diese Plage rühre von der bösen Frau her, welche im Grabe um sich fresse. Deshalb wollte man das Grab aufthun, der Toten die Grabtücher abreißen und mit dem Grabscheit den Hals abstoßen. Nur mit Mühe gelang es der Obrigkeit, solchem Beginnen zu wehren und das Volk zu beruhigen.

---

173. Geisterspuk in Sangerhausen.

(Richter, deutscher Sagenschatz I., Nr. 40.)

Am Markte der Stadt Sangerhausen, der Sankt Jakobskirche gegenüber, stehen vor einem großen Hause zwei stattliche Linden. Zu der Zeit, als man dieselben pflanzte, hat in dem obersten Eckzimmer jenes Hauses ein Sohn seinen Vater erschlagen. Daher beschloß die Familie des Ermordeten, dieses Zimmer hinfort nicht mehr zu bewohnen, und ließ es fest verwahren. Von Stund an aber schien es, als wäre es von einem bösen Geiste bewohnt, denn oft hörte man bis tief in den Keller hinein ein heftiges Poltern. Darum ließ ein späterer Besitzer des Hauses das Gemach wieder einmal öffnen, um zu erkunden, woher das Poltern käme. Wie erschraken da die Leute, als sie die Gestalt des Mörders im Zimmer auf- und abgehen sahen! Voll Entsetzen eilten sie hinweg, und der Besitzer ließ das Zimmer wieder fest verschließen, damit der Geist aus seinem Bannkreise nicht herausträte. Und so oft man später das Zimmer öffnen ließ und einzutreten versuchte, hatte man immer denselben Anblick. Jetzt freilich soll es für jedermann zugänglich sein.

---

174. Der Kobold in Wallhausen.*

Kurz nach dem Tode der Frau des Schusters K. in Wallhausen erhob sich alle Nacht gegen zwölf Uhr im ganzen Hause ein gewaltiger Rumor, so daß alle Bewohner aus tiefstem Schlafe erwachten. Tische und Bänke wurden umhergezerrt, und die Betten, in denen die Kinder schliefen, durch ein unsichtbares Wesen emporgehoben und von der Stelle gerückt. Nach Verlauf von fünf Minuten war aber alles wieder still. Da sich dieses nächtliche Unwesen mehrmals wiederholte, klagte der Schuhmacher dem Pastor seine Not und bat ihn, den Kobold, der in sein Haus eingezogen wäre, zu bannen. Gegen Abend kam derselbe auch, und K. und der Pastor setzten sich still in die Wohnstube, in welcher zwei Lichter brannten. Gegen zwölf Uhr erhob sich das Lärmen im ganzen Hause abermals und kam auch bald bis zur Stube. Aber obwohl der Pastor Gebete über Gebete sprach und Kapitel aus der Bibel vorlas, war der Kobold nicht zu beruhigen, und erst gegen Ein Uhr hörte das Lärmen auf, das diese Nacht noch toller gewesen war, als sonst. Am folgenden Abend nahm K. verschiedene beherzte Männer zu sich, die sich mit tüchtigen Knütteln bewaffneten. Als nun der Lärm von neuem anhub, schlugen alle mit ihren Knütteln mit voller Gewalt auf die Dielen und K. stieß schmähliche Fluchworte aus. Da hörte der Spuk plötzlich auf und ließ sich nie wieder hören.

---

175. Der bestrafte Hundeschinder.*

Vom Unterspittel bis Sangerhausen läuft nachts zwischen Elf und Zwölf ein großer schwarzer Hund mit feurigen Augen umher. Einst kam ein Mann mit einem Hundegeschirr bald nach elf Uhr am Spittel vorüber, um nach der Stadt zurückzukehren. Da sah er den Hund vor sich herlaufen und bog etwas nach rechts ein, um ungestört an ihm vorbeizukommen; aber seine Hunde liefen trotz aller Schläge gerade auf ihren

schwarzen Kameraden zu. Da sprang dieser mit einem mächtigen Satze zur Seite und, ehe sich's der Mann versah, in dessen Wagen hinein. Der Mann war jedoch furchtlos und hieb mit seinem Stocke auf den ungebetenen Fahrgast ein, konnte ihn aber nicht von dem Wagen herabbringen, den seine Hunde in rasender Schnelligkeit fortzogen. Am Kilischen Thore angekommen, verschwand plötzlich der schwarze Hund, ohne dem Manne etwas zu Leide gethan zu haben. Wie man sagt, ist der gespenstische Hund ein verzauberter Jäger aus Gerstungen, der einigen Hunden, die er auf verbotener Jagd bei einem Kaninchenloche angetroffen, lebendig den Bauch aufgeschlitzt hat und zur Strafe dafür in den schwarzen Hund verwandelt worden ist, in dessen Gestalt er allnächtlich auf der Landstraße vom Spittel bis zur Stadt umherlaufen muß.

---

176. Katzenpfote, Menschenhand.*

An der Heerstraße von Sangerhausen nach Wallhausen liegt unweit Sangerhausen das Spital zu St. Julianen, gewöhnlich der Unterspittel genannt. Eines Abends spät ging ein Hospitalit bei dicker Finsternis von der Stadt zum Hospitale zurück. Da sprang ihm im „kurzen Felde“ plötzlich eine pechschwarze Katze entgegen und suchte an ihm emporzukommen. Der Mann aber nahm seine Hippe und schlug der Katze eine Pfote ab, die er sogleich beisteckte. Unter fürchterlichem Geheul entfloh die Katze, nachdem sie noch ein paar Mal vergeblich versucht hatte, dem Manne die Pfote zu entreißen. Als dieser aber die Pfote bei Lichte besehen wollte, war er nicht wenig erstaunt, eine Menschenhand zu erblicken. Am andern Morgen blieb eine alte Hospitalitin krank im Bette liegen, und da man bei näherer Untersuchung fand, daß ihr die rechte Hand fehlte, wurde sie als Hexe erkannt und verbrannt.

---

177. Der Teufel als Hummel.

(Thüringen und der Harz, II., S. 281.)

Anno 1453 erhub sich eine Ketzerei in Thüringen, besonders zu Sangerhausen und im Schwarzburger Lande vorm Harz. Es gingen Mann und Frau, Bruder und Schwester zu Hauf heimlich in ein Haus und beteten den Teufel in einem Keller an; der kam in einer Hummel Gestalt und flog jedem in den Mund. Und wer sich vor der Hummel neigte, dem ward viel Guts.

---

178. Die Gebetssäulen vor dem Kieselhäuser Thore zu Sangerhausen.*

Vor dem Kieselhäuser Thore zu Sangerhausen steht auf dem erhöhten Schützenplatze auf einer Steinunterlage eine verwitterte Gebetssäule, und westlich davon, elfhundert Schritte entfernt, vor dem Hospital Skt. Julianen eine zweite, der ersten ganz ähnliche. Die darein gemeißelten Heiligenbilder und Inschriften sind vom Zahne der Zeit längst zernagt, und nur an der westlichen Säule sind noch unter der Jahreszahl 1575 die Buchstaben B. V. D. A. zu lesen. Ueber die Entstehung dieser Säulen berichtet die Sage Folgendes. In Wallhausen wohnte auf dem dortigen Schlosse Bernd v. d. Asseburg, welcher auch in Sangerhausen in der „Kömmelotte“ (Kemenate), der Skt. Ulrichskirche gegenüber, einen Freisitz hatte. Sein Vater, ebenfalls Bernd geheißen, dem der Falkenstein gehörte, hatte an drei Kohlenbrenner aus dem Mansfeldischen drei Bergdistrikte, den Hoyerberg, Bartenberg und Siebenthal, zum abholzen verkauft, aber den Flächeninhalt dieser drei Holzstrecken viel zu hoch angegeben und demnach auch, da die Käufer seiner Angabe glaubten, zuviel bezahlt erhalten. Bald darauf starb der alte Bernd, und sein Sohn übernahm die Besitzungen Falkenstein, Wallhausen, Beyernaumburg und den Freisitz in Sangerhausen. Inzwischen hatten die Kohlenbrenner ihre Strecken vermessen lassen, und da sich herausstellte, daß ihr Flächeninhalt zu hoch angegeben war, so

verklagten die Käufer den jungen Bernd von der Asseburg auf Herausgabe des zu viel erhaltenen Kaufgeldes. Dieser aber, der einen schlauen Sachwalter angenommen hatte, gewann den Prozeß und schwur die Forderung ab. Seit der Zeit hatte er keine Ruhe mehr in seinen Schlössern und unternahm, um seine Schuld zu sühnen, eine Reise nach dem heiligen Grabe. Hier hielt er sich ein paar Jahre auf und kehrte dann als ein frommer Mann zurück, um sich nun ganz von dem Treiben der Welt in seinen Sangerhäuser Freisitz zurückzuziehen. In Jerusalem war er in gläubiger Andacht zu verschiedenen Malen barfüßig und barhaupt den Weg gewandelt, den Christus mit dem Kreuze nach Golgatha hatte schreiten müssen, und hatte dort den Entschluß gefaßt, in seiner Heimat in gleicher Entfernung zwei Gebetsstationen zu errichten. Mit dem genauen Maße ihrer Entfernung kehrte er nach Sangerhausen zurück. Da er aber ungewiß war, ob er sich nicht dennoch geirrt habe, so sandte er noch einmal zwei fromme Brüder nach Jerusalem, um die Entfernung von ihnen prüfen zu lassen. Erst als diese bei ihrer Zurückkunft seine Angaben bestätigten, ließ er zur Bezeichnung der Strecke, welche Christus sein Kreuz nach Golgatha hatte tragen müssen, die beiden Gebetssäulen aufrichten und wandelte nunmehr jeden Tag diesen Weg. War Bernd v. d. Asseburg vorher ein harter, geiziger Herr gewesen, der die Armen mit Peitschenhieben und Hunden vom Hofe jagte, so wurde er jetzt ein frommer Mann und Freund der Armen, denen er viel Gutes erwies.

Die Gebetssäule am Riestedter Thore hatte sich vor vielen Jahren nach einer Seite gesenkt und schien umfallen zu wollen. Der Rat von Sangerhausen ließ sie daher wieder aufrichten, indem er ihr eine Unterlage von Bruchsteinen vom Hohenberge geben ließ. Diese Steine schienen jedoch die Säule nicht tragen zu können, denn immer wieder wichen sie auseinander. Erst als man Steine vom Augustinerkloster in Sangerhausen zur Unterlage nahm, blieb die Säule aufrecht stehen. Diese Unterlage ist noch heute vorhanden.

---

179. Die Hungerquellen.*

Quellen, deren Wasser zu Zeiten versiegt, dann aber plötzlich wieder fließt, nennt man Hungerquellen. An ihnen haftet der weitverbreitete Glaube, daß teure Zeit, auch Wassersnot bevorstehe, wenn sie laufen. Eine solche Quelle giebt es östlich von Sangerhausen, eine andere in der Grafschaft Stolberg, eine dritte in einer Höhle bei Gehofen.

180. Beyers alte Burg und Beyer-Naumburg.*

Vor Zeiten hat in der Gegend von Blankenheim ein mächtiges Rittergeschlecht gehaust, namens Beyer, welches erst auf der Altenburg, einem Waldberge bei Blankenheim, gesessen, später aber sich weiter südlich eine neue Burg erbaut hat, die im Gegensatze zu der Altenburg Beyers neue Burg oder Beyernaumburg genannt worden ist.

181. Brunos Brunnen bei Beyernaumburg.*

Am Fuße des Schloßberges von Beyernaumburg quillt ein Brunnen, welcher ein wohlschmeckendes Wasser liefert, der Brunosbrunnen, vom Volke Brunsborn genannt. In diesem ist unter großem Gepränge und vielem Zulauf der heilige Bruno von Querfurt getauft worden, dem zu Ehren er auch seinen jetzigen Namen erhalten hat.

182. Der frühe Tod.*

Der vorvorige Besitzer des Rittergutes in Beyernaumburg war ein wunderlicher alter Herr und hieß bei jung und alt nur der Herr Stiftsrat. Von ihm sind noch viele Erzählungen in der Leute Munde. Da er ein besonderer Liebhaber fremder Gewächse und Blumen war, so kümmerte er sich sehr darum, was aus denselben nach seinem Tode werden würde, und verfluchte im voraus einen jeden, der sich an seinen Lieblingen

vergreifen würde. Der Sohn des Stiftsrats jedoch war das gerade Gegenteil seines Vaters. Kaum war der alte Herr tot, so ließ sein Sohn die seltenen Pflanzen in den Gewächshäusern erfrieren, und durch die schönen Blumengärten seines Vaters ließ er den Pflug gehen. Da wurde aber der Fluch seines Vaters an ihm wirksam, denn er ist bald darauf als junger Mann gestorben.

---

183. Der Grabsdorfer Teich.*

Zwischen Beyernaumburg und Liedersdorf hat ehedem ein Dorf gelegen, welches Grabsdorf hieß, und noch kennt man den Grabsdorfer Weg und den Grabsdorfer Teich. An diesem Teiche ist es „nicht richtig", namentlich seitdem die Frau eines Pächters aus Beyernaumburg sich mit ihrer vierzehnten Tochter hier ertränkt hat, um sich an ihrem Manne zu rächen, der mit ihrer Schwester einig gewesen. Die beiden Ertrunkenen sind im Beyernaumburger Garten begraben worden, an dem Teiche aber lassen sich Spukgestalten sehen.

---

184. Die Gans auf goldenen Eiern im Kloster Kaldenborn.*

Ungefähr eine halbe Stunde südlich von Emseloh konnte man noch vor wenigen Jahren Ruinen bemerken. Jetzt sind sie verschwunden, denn teils ist der Damm der Halle-Casseler Eisenbahn über ihnen aufgeschüttet, teils haben sie die Einwohner von Riestedt als Steinbruch benutzt. Das waren die letzten Reste des reichen, berühmten und sagenumwobenen Klosters Kaldenborn. Jahrhunderte hatte es geblüht, bis es durch den Ungehorsam eines Mönches unterging. Innerhalb seiner Mauern nämlich brütete früher eine weiße Gans über zwölf goldenen Eiern. Weil an sie das Bestehen des Klosters geknüpft war, wurde sie hoch in Ehren gehalten und kein Uneingeweihter durfte sie sehen; denn die Mönche wußten, ihr Kloster würde untergehen, sobald dies geschehe. Deshalb hatten sie einen der

Ihrigen als Wächter hingestellt, dem bei Todesstrafe verboten war, einem Laien die Besichtigung zu gestatten.

Eines Tages nun, als niemand außer diesem Wächter anwesend war, kamen drei adelige Fräulein geritten, stiegen vor der Klosterpforte ab und begehrten Einlaß. Der Wächter öffnete und frug nach ihrem Begehr. Da baten sie ihn inständig, er möchte ihnen doch die Gans mit den zwölf goldenen Eiern zeigen. Als er dem Verbote gemäß sie abwies, wurden die Fräulein nur noch neugieriger und zudringlicher, bis der Mönch von ihren wiederholten Bitten und namentlich zuletzt durch ihre liebliche Erscheinung sich bestechen ließ. Er versprach, sie zu dem Wunder zu führen, wenn sie ihm schwören wollten, niemandem zu verraten, daß sie es gesehen. Brächen sie ihren Schwur, so würden die goldenen Eier schwarz, die Gans selbst aber würde in eine schwarze Katze verwandelt; daran müßten die Mönche sofort merken, daß er, der Wächter, seinen Eid gebrochen habe. Dann würden sie ihn wegen seiner Treulosigkeit töten, das Kloster aber würde verfallen und sie, die Fräulein, würden von Stund an verwelken. Nach dieser eindringlichen Warnung leisteten letztere den verlangten Eid und bekamen nun das Wunder zu sehen.

Ein Jahr war vergangen und während desselben war der Wächter nie frei von Angst gewesen. Fast stündlich hatte er nach den Eiern gesehen und es schon tausendmal bereut, daß er die Neugierde der Mädchen befriedigt hatte. Aber es war nichts geschehen, was seine Befürchtungen gerechtfertigt hätte. Eines Morgens jedoch erwachte er von einem schweren Traume, und sofort vermutete er ein Unglück. Nur notdürftig bekleidet eilte er dahin, wo die Gans brütete; doch, o wehe! die Gans war fort. Eine schwarze Katze stürmte an ihm vorüber, und in dem Neste lagen zwölf schwarze Eier. Eine Zeit lang stand er wie versteinert da. Als er aber dann seine ungeheure Beklemmung überwunden hatte, ergriff er einen Reisestab und stürzte, ohne nur vorher gegessen und getrunken zu haben, aus dem Kloster hinaus, um in einem fernen Lande der ihm ange-

drohten schrecklichen Todesstrafe zu entgehen. Die Urheberin des ganzen Unglücks war das jüngste der drei Fräulein. Sie hatte tags zuvor den Eid gebrochen, indem sie ihrem Vater das Geheimnis mitteilte. Weil aber auch er die Folgen ihres Meineids kannte, so erfaßte ihn ein Grausen, und alsbald stürzte er sich von der Zinne seines Wartturms herab. Seine drei Töchter verwelkten von Stund an, und das Kloster verfiel. Die schwarze Katze aber soll noch jetzt öfter bei den Trümmern zu sehen sein.

185. Schatzgräber im Kloster Kaldenborn.*

Zwischen Blankenheim und Emseloh begegnete einst ein alter Mann einem Fuhrwerke und bat den Knecht, ihn eine Strecke weit mitzunehmen, was dieser auch bereitwillig that. Als nun der Alte in der Gegend von Emseloh den Wagen wieder verließ, bedeutete er den gutherzigen Führer desselben, er könne ihm kein Trinkgeld geben, werde ihn aber auf andere Weise entschädigen. Er solle nur um die zwölfte Stunde der Nacht zu den Trümmern des Klosters Kaldenborn gehen, wo ihm ein brennendes Licht erscheinen werde. Wenn er da nachgrabe, werde er einen Schatz finden. Nun hatte auch ein Bergmann mit auf dem Wagen gesessen und darum alles mit angehört. Der stieg bald darauf unter einem Vorwande ab, eilte nach dem bezeichneten Orte, sah das Licht, grub nach und fand den Schatz. Als er aber nach demselben greifen wollte, biß ihm ein großer schwarzer Hund die fünf Finger der rechten Hand ab, und er mußte unverrichteter Sache wieder abziehen. Als nach einiger Zeit auch der Fuhrmann kam und nachgrub, gelang es diesem, den Schatz zu heben.

186. Katzenspuk bei Kaldenborn.*

Bei den Trümmern des Klosters Kaldenborn läßt sich öfter eine große schwarze Katze sehen, welche jedoch auch die

Nachbarschaft besucht, denn die Nachtwächter von Pölsfeld und Riestedt wollen sie um die zwölfte Stunde der Nacht bemerkt haben. Der eine hat mit seinem Stocke nach ihr geschlagen; dem andern hat sie gedroht, ihm den Hals umzudrehen. Jeder aber, der sie gesehen hat, ist am folgenden Tage gestorben.

---

187. Die Beichte im Kaldenborner Klostergarten.*

Schon oft haben verspätete Wanderer in dunkeln, stürmischen Nächten auf den Trümmern des Klosters Kaldenborn seltsame Dinge gesehen. Verirrt sich einer im Dunkel der Nacht in den Klostergarten, so taucht nicht selten ein blaues Flämmchen vor ihm auf, welches ihn mit geheimnisvoller Macht näher und näher zieht. Mag der Wanderer sich auch sträuben und fliehen wollen vor der unheimlichen Erscheinung: er kann es nicht; er muß Zeuge der Dinge werden, die dort vorgehen.

Ein Bruder und eine Schwester haben vor vielen hundert Jahren mit einander ein Verbrechen begangen, für das sie nun büßen müssen. Wohl hatte der erstere an die Pforte des Klosters Kaldenborn gepocht, um als Mönch Erleichterung von seiner Schuld zu suchen; wohl hatte er sich Tag für Tag flehend zu den Füßen dessen geworfen, der für die Sünder gestorben ist; aber Friede und Vergebung hat er weder in diesem noch in jenem Leben gefunden. Denn als abgeschiedener Geist muß er allnächtlich mit seiner Schwester, der Genossin seiner Sünde, Buße thun. Als blaue Flamme kommt diese an sein Grab, um ihn zur Buße zu rufen; er steigt herauf aus seinem Grabe, ächzt dreimal schwer und blickt mit kummervoller Miene zum Himmel empor. Darauf tritt, schimmernd wie Sterngefunkel, aus dem Dunkel der Nacht ein Knäblein hervor, das fordert mit Thränen in den Augen den Mönch auf, niederzuknieen und seine Schuld zu beichten. Da fällt dieser auf seine Kniee und hebt an zu klagen und seine Schuld zu beichten, die keine Reu und Buße sühnen könne. Hat er das Bekenntnis seiner Schuld vollbracht, so erlischt das blaue

Flämmchen, das Knäblein weist weinend himmelan, und alles verschwindet. Nun ist auch der Wanderer des Bannes ledig und kann wieder weiter ziehen. Schon viele hundert Jahre dauert diese Buße, und nicht eher können die Schuldbeladenen die ersehnte Ruhe erlangen, als bis ein frommes Paar sich findet, das nach empfangenem kirchlichen Segen ein ganzes Jahr lang in einem Hause miteinander lebt, ohne sich gegenseitig zu berühren, und dann im Kaldenborner Klostergarten für die unglücklichen Geschwister um Ruhe und Vergebung fleht. Tonnen Goldes sind denen beschieden, denen die Erlösung gelingt, und viele Paare haben schon versucht, den Schatz zu gewinnen; aber noch ist er ungehoben, denn noch ist die Sühnung nicht vollbracht.

---

188. Mönchische Bosheit.*

In der Nähe des Klosters Kaldenborn hatte ein adliges Fräulein ein Liebesverhältnis mit einem jungen Ritter angeknüpft; ihre Eltern jedoch waren damit nicht einverstanden und thaten sie in das Kloster Kaldenborn. Weil sie nun aber durchaus keine Lust hatte, eine Himmelsbraut zu werden, so versuchte sie wiederholt aus dem Kloster zu entkommen, aber nie gelang es ihr. Da suchte sie einen Mönch welcher eine heftige Zuneigung zu ihr gefaßt hatte, zu bewegen, daß er ihr zur Flucht aus dem Kloster verhelfe. Wohl erklärte dieser sich bereit dazu, aber nur unter der Bedingung, daß sie ihm einen Kuß gebe. Natürlich wies diese den Frechen zurück; aber weil die Sehnsucht nach Freiheit zuletzt übermächtig in ihr wurde, so gab sie endlich nach langem Sträuben nach. Jedoch der Mönch verschaffte ihr nun die Freiheit nicht; vielmehr beschuldigte er aus Aerger darüber, daß es ihm für alle Zeit versagt war, das Fräulein zu besitzen, die Unglückliche, sie habe geheimen Umgang mit ihrem Geliebten, und bekräftigte seine Aussage gar noch mit einem Eide. Da wurde die Betrogene, aller Beteuerungen ihrer Unschuld ungeachtet, dazu verurteilt, lebendig

eingemauert zu werden, und als sie unter Begleitung der Nonnen abgeführt wurde, ging der heimtückische Mönch dem Zuge voran und sang ihr den Totengesang. Aber auch ihr Geliebter wurde als Verführer einer Himmelsbraut mit Ketten belastet und in das Klostergefängnis gelegt.

---

189. Die wandelnde Laterne.

(Richter, deutsche Sagen I., No. 44.)

Zu der Pfarre in Oberröblingen bei Sangerhausen gehört das Pfaffenholz, welches nicht weit vom Dorfe Martinsrieth liegt. Zwischen diesem Dorfe und dem Holze wandelt eine Laterne. Ein Jäger stand dort einst um Mitternacht auf dem Anstande, da sah er bei dem Mondlichte auf dem Felde von Martinsrieth her statt eines Wildes ein Licht auf sich zukommen. Nun erinnerte er sich zwar der Sage von der wandelnden Laterne, konnte aber nicht glauben, daß etwas Wahres daran sei. Als das Licht ziemlich nahe gekommen war, rief er es an. Jedoch er erhielt keine Antwort. Als das Licht nun immer noch näher kam, rief er nochmals, aber alles blieb still. Da sah er ganz deutlich eine ellenhohe Laterne, die von einer Hand gehalten wurde. Als die Erscheinung nur noch zehn Schritte von ihm entfernt war, erschien ihm die Sache gefährlich; er rief zum dritten Male, und als er wieder keine Antwort erhielt, legte er sein Gewehr an und drückte im Namen Gottes ab. Alsbald war die Laterne verschwunden; der Jäger aber machte, daß er nach Hause kam. Auch andere Leute haben diese Laterne gesehen.

---

190. Der weiße Mann.*

Auf der Straße von Oberröblingen bis Sangerhausen zeigt sich sehr oft nachts zwischen zwölf und ein Uhr der „weiße Mann“ mit einem langen Stabe in der Hand. Viele sagen, er habe seinen Kopf im Arme, und es sei der kahle

Amtmann von Oberröblingen.*) Er begleitet die Leute von Oberröblingen bis nach Sangerhausen, kehrt an der „scharfen Ecke" (Bühlingsche Restauration am Kilischen Thore) um, nachdem er einige unverständliche Worte gesprochen, und geht langsam den Weg nach Oberröblingen zurück. Nun fuhren einmal mehrere Fuhrleute der Saline Artern nachts nach Artern zurück. Als sie bis zum hintersten Hasenthal gekommen waren, hielt der erste Wagen plötzlich an. Von den übrigen Knechten aufgefordert, weiter zu fahren, erklärte der erste Wagenführer, er könne nicht weiter, denn der weiße Mann lasse den Wagen nicht fort und halte ihm die Pferde auf. Da schrie ein junger Bursche, der den hintersten Wagen fuhr, in vollem Zorne, den Kerl solle der Teufel holen, und sprang auf den weißen Mann zu, um ihn fortzuzerren; aber in demselben Augenblicke bekam er eine so gewaltige Ohrfeige, daß er lange Zeit Zahn- und Kopfschmerzen hatte; das Zeichen des Schlages aber behielt er zeitlebens.

---

191. Der Schäfer mit dem feurigen Hunde.*

Zwischen Martinsrieth und Sangerhausen geht ein Schäfer um, welcher von einem großen feurigen Hunde begleitet wird. Beide thun den Leuten nichts zu leide, nur darf man nicht von ihnen sprechen, sonst stirbt man. Eine Frau aus Sangerhausen war gegen Abend noch zur Hüttenmühle gegangen, um Korn mahlen zu lassen. Sie hatte sich hier etwas aufgehalten, und so war der Abend herein gebrochen. Obwohl der Müller ihr anbot, sie solle in der Mühle übernacht bleiben, ging die Frau doch nach Hause. Kaum aber war sie einige hundert Schritte gegangen, als sie plötzlich dicht hinter sich einen Schäfer mit einem ganz feurigen Hunde erblickte, welchem der erstere zurief: „Suck, suck, suck!" Angstvoll lief die Frau, ohne sich umzusehen, weiter, immer aber hörte sie wieder in ihrer unmittelbaren

*) Anmerk. Die Familie Kale besaß fast 200 Jahre lang das Gut in Oberröblingen.

Nähe die Worte: „Suck, suck, suck!“ In der Nähe der Stadt verschwanden plötzlich Schäfer und Hund. „Wie gerädert“ kam die Frau nach Hause und wurde recht krank. Sie erzählte aber von dem Geschehenen nichts und erreichte ein hohes Alter; erst auf dem Totenbette teilte sie ihr Erlebnis mit.

Zwei Frauen aus Sangerhausen, die noch spät von Martinsrieth zur Stadt zurückgingen, erschien der Schäfer mit seinem Hunde an der Kärnerbrücke, begleitete sie gleichfalls unter dem Rufe: „Suck, suck, suck!“ bis zur Stadt und verschwand dann. Dieselben erzählten zu Hause sofort die gehabte Erscheinung und die von ihnen ausgestandene Angst, legten sich krank zu Bett und waren nach drei Tagen tot.

---

192. Katzen zeigen falsche Wege.*

Auf dem Wege von Oberröblingen nach Sangerhausen zeigen sich öfter zwei schwarze Katzen, welche die Leute auf falsche Wege locken. Einst kamen zwei Schusterfrauen vom Markte in Allstedt zurück. Gegen zwölf Uhr nachts kamen sie nach Oberröblingen und sahen vor sich zwei große schöne Katzen laufen. Sie gingen denselben nach, merkten aber nicht, daß sie dabei vom Wege abkamen und sich zu weit links hielten, bis sie zuletzt vor der Schenke in Martinsrieth anlangten. Unwillkürlich folgten sie den Katzen weiter bis nach Wallhausen und kamen gegen Morgen völlig abgespannt zu ihrem Erstaunen aus dem Schützenhause in Sangerhausen heraus. Dort waren die Katzen verschwunden. —

Zwei andere Frauen sahen am Oberröblinger Wege eine weiße Katze, welche stets vor ihnen herlief und sie ebenfalls vom Wege abbrachte. Als sie sich umsahen, waren sie ebenfalls im Garten des Schützenhauses, die Katze aber war verschwunden.

---

193. Das Stiefsche Loch in der Helme.*

Zwischen Wallhausen und Martinsrieth hat die Helme verschiedene tiefe und gefährliche Stellen. Eine derselben heißt das Stiefsche Loch; bei dem ist es nicht geheuer. Eine gewisse Frau Stief hatte neben ihrem Manne noch einen Liebhaber. Als nun ersterer dieses Liebesverhältnis entdeckte, kam es zu Streitigkeiten und Händeln und endlich dahin, daß der Mann den Liebhaber erschlug, in die Helme warf und darauf für immer verschwand. Die Frau wollte nun auch nicht länger leben und ertränkte sich in der Helme an der Stelle, die nach ihr das Stiefsche Loch genannt worden ist. Die beiden Männer aber kämpfen allnächtlich am Helmeufer ihren Streit weiter, doch nicht jedem ist die Gabe verliehen, die gespenstischen Wesen zu sehen; mancher hat sie genau gesehen, mancher nicht. Wer aber über die linke Schulter eines andern hinsieht, kann die beiden Streitenden ganz deutlich erblicken.

---

194. Der Distelkampf.*

Mein Großvater — erzählt ein Sangerhäuser — kam einst spät von Wallhausen zurück. Als er in der Nähe des Stiefschen Loches war, stutzte sein wachsamer, sonst furchtloser Hund und wollte nicht weiter. Da erblickte er auch bald am Ufer der Helme ganz deutlich zwei Männer, welche sich hin- und herrauften, und von denen jeder bemüht war, den andern in das Wasser zu stoßen. Anfänglich von einem Schauder ergriffen, wollte mein Großvater umkehren, doch bald ermannte er sich und schritt vorwärts, um den Streit zu schlichten; der Hund aber war nicht zu bewegen, mitzugehen. Auf zehn Schritte herangekommen, rief mein Großvater den Streitenden zu, sie sollten einhalten und den Kampf beendigen. Als er aber näher hinzutrat, erblickte er statt der sich bekämpfenden Männer zu seinem größten Erstaunen zwei große Stacheldisteln, welche der Wind gegeneinander wehte. Als er tags darauf dieselbe Stelle wieder aufsuchte, waren die Disteln verschwunden.

---

195. Der Mann mit der Laterne.*

Vor gar nicht langen Jahren gingen der Schulze von Hackpfiffel und dessen Frau noch spät abends von Brücken weg, wo sie einige Scheffel Korn hatten mahlen lassen. Er hatte das Korn auf einem Schiebekarren, und sie trug einen gefüllten Tragekorb. Auf der Hälfte des Weges ruhten sie aus, und da gewahrte die Frau, daß hinter ihnen jemand mit einer Laterne kam, und sprach daher zu ihrem Manne: „Wir wollen warten oder recht langsam gehen, dann bekommen wir Gesellschaft, und der Mann, der hinter uns mit einer Laterne kommt, kann uns bei dieser Finsternis leuchten." Bald kam auch das Licht näher, und vor ihnen stand ein Mann, der eine Laterne trug. Aber das Gutenabendbieten blieb beiden Eheleuten in der Kehle stecken, denn nun sahen sie erst, daß der Mann keinen Kopf hatte. Schnell gingen sie ihres Weges; der Mann mit seiner Laterne aber blieb ihnen stets zur Seite. Bald troff ihnen der Angstschweiß vom Leibe, und sie zitterten so, daß sie sich ausruhen mußten; doch auch der Mann blieb stehen und begleitete die Weitergehenden bis an einen Bach; da verschwand plötzlich die Laterne von ihrer Seite und erschien unmittelbar darauf hoch oben auf dem Kyffhäuserturme. Zum Tode ermattet und in Schweiß gebadet, kamen beide in Hackpfiffel an, als es eben Eins vom Turme schlug.

---

196. Die drei Becher der Familie von der Asseburg.

(Thüringen und der Harz III, S. 57 ff. — Sehr abweichend: Gottschalck, Deutsche Volksmärchen II., S. 281—298.)

In einer hellen klaren Winternacht schlief in einem der Gemächer des Schlosses Asseburg sanft und friedlich mit ihren Kindern die Herrin der Burg, deren Gemahl im Gefolge seines Kaisers in Wälschland weilte. Plötzlich fühlte sie ihre Hand sanft gedrückt und lächelte friedlich, weil der Traumgott ihr vorgaukelte, der Ritter sei heimgekehrt und ergreife zum Willkommen die Hand seines treuen Weibes. Als sie jedoch darauf

ihre Hand schütteln fühlte, erwachte sie und sah zunächst nur die Scheibe des Mondes, welcher mild zum Fenster hereinleuchtete, dann aber niederwärts vor ihrem Bette ein kleines Männchen, welches ihre Rechte zwischen beiden Händen hielt. Es war ein Bergmännchen, welches sie flehentlich bat, sie möge mitkommen und seinem in Kindesnöten liegenden Weibe Beistand leisten. Frau Helene, welche schon oft den Weibern ihrer Knechte als barmherzige Helferin sich erwiesen hatte, folgte dem Kleinen willig in die kalte Winternacht hinaus. Unberührt öffneten und schlossen sich Thüren und Thore, und bald gelangten sie an den Eingang einer Felsenhöhle unweit der Burg. Auf einem schroff abwärts führenden Pfade, der durch kein Licht, sondern durch das flimmernde Gestein erleuchtet wurde, welches die Wände bedeckte, gelangten beide durch unzählige, sich kreuzende Gänge und Gemächer endlich bis dahin, wo das Weibchen des Zwerges lag. Nachdem sie derselben hilfreich beigestanden, drängten sich die winzigen Basen und Gevatterinnen herbei, um ihr unter lautem Jubel die Hand zu küssen. Die Gattin des Zwerges aber überreichte ihr zum Abschied drei gläserne Becher und drei goldene Kugeln mit der Mahnung, alle diese Stücke wohl zu verwahren, denn an sie sei das Bestehen und das Glück ihres Hauses geknüpft. So lange auch nur eines dieser Stücke im Besitze ihrer Nachkommen sei, werde ihr Stamm grünen und blühen, geehrt und geliebt von hoch und niedrig. Seien aber die Kugeln verloren und der letzte Becher zerbrochen, so werde der letzte ihres Stammes in die Gruft sinken, und nur in Büchern noch werde man lesen, daß es einst ein Geschlecht von der Asseburg gegeben. Sorgsam nahm die Edelfrau Becher und Kugeln zu sich und ließ sich wieder nach ihrem Schlosse zurückführen. Am andern Morgen wäre ihr alles Erlebte wie ein Traum erschienen, wenn nicht vor ihrem Bette die drei Becher gestanden hätten, in deren jedem eine goldene Kugel lag. In der Truhe, in welcher sie ihre kostbarsten Kleinodien verwahrte, barg sie die verhängnisvollen Geschenke. —

Einige hundert Jahre später, gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts, als man Helene von der Asseburg kaum noch dem Namen nach kannte und die alte Stammburg in Trümmer zerfallen war, die Nachkommen des Geschlechtes aber auf andern Schlössern und weit ausgebreiteten Besitzungen wohnten, da befanden sich die drei Becher — die goldenen Kugeln waren im Laufe der Zeit abhanden gekommen — im Besitze einer verwittweten Frau von der Asseburg auf Wallhausen, welche nur zwei Söhne hatte, die in dem benachbarten Dorfe Brücken auf einem Gute lebten. Einst waren dieselben in Begleitung eines Freundes, eines Herrn von Werther, nach Wallhausen gekommen, um in zahlreicher Gesellschaft den Geburtstag ihrer Mutter festlich zu begehen. Als die Herren bereits etwas berauscht waren, bat der ältere Junker seine Mutter um die drei Familienbecher, um daraus auf ihr Wohl zu trinken. Vergeblich machte die Edelfrau Einwendungen, weil sie Unheil ahnte; aber endlich gab sie den stürmischen Bitten des geliebten Sohnes nach, holte die Becher herbei und bat nur die Zecher, ja recht vorsichtig mit denselben umzugehen, weil an sie das Glück des Hauses geknüpft sei. Lachend ob der Besorgnis seiner Mutter, füllte der ältere Junker die Becher, jeder der drei Freunde ergriff einen derselben, und klirrend stießen sie zusammen. Aber, o weh! ein schriller Ton mischte sich in den Jubel: Der Becher, welchen der ältere Junker in der Hand gehalten hatte, lag in Scherben am Boden. Starrer Schreck ergriff alle, und die Edelfrau sank, düsterer Ahnungen voll, auf einen Sessel. Vergebens suchte der Herr von Werther durch die Bemerkung, man brauche nicht zu verzagen, da ja zwei Becher noch unversehrt und wohlerhalten seien, die frohe Stimmung oder wenigstens den Gleichmut der Gesellschaft wiederherzustellen; selbst die redseligsten Zungen waren auf die Kunde von dem vorgefallenen Unglück verstummt, und bald brachen die Gäste unter verschiedenen Vorwänden auf. Auch der von Werther befahl seinem Knechte, die Pferde anzuspannen, da erklärten die Brüder v. d. Asseburg, sie wollten mit ihrem Freunde

nach Brücken zurückfahren. Zwar bat die besorgte Mutter ihre Söhne, die Nacht über bei ihr zu bleiben und erst am andern Morgen zurückzufahren, aber der jüngere entgegnete, auch bei der Mutter könne sie ein Unglück treffen, und der ältere fügte hinzu, wegen des zerbrochenen lumpigen Bechers würden sie doch nicht wie alte Weiber in den Winkel kriechen. Sie umarmten ihre Mutter, sprangen hinab in den Hof, und schon im nächsten Augenblicke saßen sie in dem Wagen. Mächtig griffen die feurigen Rosse aus, und bald lag das Städtchen hinter ihnen. Als aber plötzlich die raschen Tiere vom Wege ablenkten und über eine Wiese hinweg auf das hohe, abschüssige Ufer der Helme zueilten, da wurde den dreien doch wunderlich zu Mute, und unwillkürlich gedachten sie des zerbrochenen Bechers. Vergebens suchten sie die Pferde zu halten, endlich rissen sogar die straffgespannten Zügel, der aufgelockerte Uferrasen gab nach, und Rosse und Wagen sanken in die von geschmolzenem Harzschnee furchtbar angeschwollenen Fluten der Helme hinab. Am andern Morgen brachten Landleute der unglückseligen Mutter die von den Fluten ausgeworfenen Leichen ihrer Söhne ins Haus. Noch ein Jahr lebte die trostlose, ihrer Kinder beraubte Witwe, dann bettete man auch sie an den Ort des ewigen Friedens.

Die beiden unversehrt gebliebenen Becher von starkem, gelblichgrünem Glase sind noch jetzt im Besitze derer v. d. Asseburg. Der eine befindet sich auf Hinneburg in Westfalen, einer der ältesten Besitzungen des Geschlechts; der andere wird, wohlverwahrt und dreifach behütet, auf Burg Falkenstein im Unterharze aufbewahrt und den wißbegierigen Fremden gerne gezeigt.

---

197. Der Bickinger Stein.*

An der Sangerhausen-Wallhäuser Straße steht in der Nähe des Sachsgrabens, der auch Sarggraben genannt wird, ein großer Stein, der Bickinger Stein, gewöhnlich der bucklige Stein genannt. Bei diesem Stein, der wohl ursprüng-

lich ein Grenzstein war, ist es nicht geheuer, und schon mancher hat hier etwas Besonderes gesehen.

Ein Schuster, der nun schon lange tot ist, ging einst spät von Sangerhausen nach Wallhausen zurück. Eine halbe Stunde vor Mitternacht kam er an den Sachsgraben und sah schon in der Dunkelheit den buckligen Stein vor sich. Schnell wollte er an demselben vorüber eilen, da sah er plötzlich hinter demselben einen Leichenzug hervorkommen und den Weg quer über die Straße nach dem Walde zu einschlagen. Entsetzt blieb er stehen und ließ den Zug an sich vorüberziehen, aber noch größeres Entsetzen packte ihn, als er sah, daß die Träger sowohl, als auch sämtliche Begleiter ohne Köpfe waren. In dem, welcher den Zug schloß, erkannte er einen seiner Nachbarn, der seinen Kopf unter dem Arme trug. Dieser winkte dem Schuster, schnell zu entfliehen, was dieser auch that. In Schweiß gebadet, kam er in Wallhausen an und sah zu seinem Erstaunen bei dem erwähnten Nachbar noch Licht in der Stube, auch Menschen in dieser hin- und hergehen. Obwohl es schon spät war, ging er doch noch hinein und erfuhr nun, daß sein Nachbar vor einer halben Stunde plötzlich gestorben war. —

Nach anderen ist am Sachsgraben vor langen, langen Zeiten eine große Schlacht geschlagen worden, in der viele Menschen umgekommen sind. Auch des Kaisers Feldherr, der auf der Morungsburg wohnte, ist damals gefallen, und der nächtliche Leichenzug ist die Uebertragung seiner Leiche nach Morungen, welche von einer großen Schar kopfloser Reiter begleitet wird.

Wer an dem buckligen Stein morgens sein Messer wetzt, verliert es gewiß noch desselben Tages.

In der Nähe des Bickinger Steins erscheint mitunter ein Zwerg mit einer Laterne. Mit dem Glockenschlage zwölf Uhr nachts springt derselbe auf eine der drei Pappeln, welche am Wege stehen.

---

198. Die goldene Orgel.*

In einem Flurstücke bei Wallhausen, welches der Kaiser heißt, liegt eine goldene Orgel vergraben.

---

199. Kloster Helmesthal.

(Richter, deutscher Sagenschatz I., No. 43.)

Im Helmesthale, eine halbe Stunde von Sangerhausen, sind die Bergabhänge noch mit Gebüsch und Wald bedeckt. Steigt man den Berghang empor, so findet man die Mauern einer alten Kapelle, die einst zu dem Kloster gehört hat, welches auf der Höhe des Berges lag und der heiligen Katharina geweiht war. Wer zur Vollmondszeit um Mitternacht dorthin kommt, der sieht einen Mönch, in ein Leichentuch gehüllt, aus der Tiefe emporsteigen und einigemal die Kapelle umwandeln. Jägersleute, die dort auf dem Anstande waren, erzählen, daß er ihnen gewinkt habe; aber obwohl er noch keinem etwas zu leide gethan hat, ist doch noch niemand beherzt genug gewesen, ihm zu folgen.

Auch vor dem Hasenthore in Sangerhausen liegt ein kleiner Grasplatz, der ehemals der Gottesacker eines nahen Klosters gewesen ist. Dort haben viele Leute hellbrennende Lichter hüpfen sehen. Weil nun der Platz ziemlich hoch liegt und gar nicht sumpfig ist, so glaubt man, daß es nicht Irrlichter, sondern die Geister verstorbener Mönche sind, welche nach ihrem Tode ihr Licht vor den Leuten leuchten lassen.

---

200. Das Kilichsloch bei Wettelrode.*

Im Forstorte Hohenstein bei Wettelrode liegt eine etwa fünf Fuß hohe, vier Fuß breite und zehn Fuß tiefe, durch Menschenhand in den Fels gehauene Höhle, die heißt das Kilichsloch. Eines Nachts träumte dem alten Kilich in Grillenberg, an der Stelle, wo jetzt die Höhle ist, sei ein

großer Schatz zu heben. Ort und Stelle wurde ihm im Traume genau beschrieben und befohlen, er solle in den Fels eine Höhle hauen, vorher aber seine beste Kuh schlachten. So lange er an ihrem Fleisch zu zehren habe, müsse er unermüdlich an Herstellung der Höhle arbeiten; wenn er aber das letzte Stück Kuhfleisch verzehrt habe, sei die Höhle tief genug geworden, und die Zeit gekommen, den Schatz zu heben.

Der alte Kilich kam der Weisung pünktlich nach, schlachtete seine beste Kuh und arbeitete aus Leibeskräften an der Höhle, so lange das Kuhfleisch reichte; aber weil sich auch dann der Schatz nicht zeigen wollte, hat er seine Arbeit eingestellt.

---

201. Koboldkauf in Wettelrode.*

In Lengefeld und Wettelrode bei Sangerhausen spricht man noch viel von den Koboldcn, die in manchen Familien hausen. Der Kobold (im Volksmunde Köbbelt) ist ein kleines Männchen, eine Spanne hoch, mit hellen, klaren Augen. Die Kobolde vermehren sich auch, und wenn ein Hauskind solcher Leute, die Kobolde haben, heiratet, so bekommt es einen jungen Kobold mit. In Wettelrode heißen die Kobolde auch Heckemännchen, weil sie Geld hecken. Man giebt ihnen Semmel und Milch zu essen. Eine alte Frau in Wettelrode kann sich noch darauf besinnen, wie die Kobolde nach ihrem Dorfe gekommen sind. „Als ich noch ein Kind war“ — erzählte sie — „ist eines Tages eine alte Frau zu meinen Eltern gekommen und hat Kobolde zum Kauf angeboten; meine Eltern aber haben sie zum Hause hinausgeworfen. Bei andern Leuten im Dorfe dagegen hat sie vier Stück abgesetzt. Wer einen Kobold gekauft hat, der hat seinen Namen mit seinem eigenen Blute in ein Buch schreiben müssen, das die alte Frau bei sich gehabt.“

---

202. Der dreibeinige Hase.*

Aus der Pfarre zu Lengefeld kommt jeden Abend ein dreibeiniger Hase herausgelaufen.

---

203. Der wilde Jäger.*

Im Probstholze bei Lengefeld (jetzt Feld geworden) haust der wilde Jäger.

---

204. Der Schlangenkönig.*

In Kästners Holze bei Lengefeld auf dem nördlichen Abhange des Pfaffenberges hauste früher ein Schlangenkönig, der sah braun aus und hatte eine goldene Krone auf dem Kopfe. Der Besitzer des Holzes, der nach der Krone gierig war, hat ihn auf folgende Weise gefangen. Er legte ein weißes Tuch, mit Zucker getränkt, vor das Schlangenloch; da kam der Schlangenkönig heraus, setzte die Krone auf das Tuch und fing an, den Zucker aufzusaugen. Wie das der Bauer, der in der Nähe lauerte, bemerkte, drückte er dem Könige den Kopf mit einer Holzgabel fest auf den Boden, schlug ihn tot und nahm die Krone. Als er später von Lengefeld weg nach dem Rheine gezogen ist, hat er sie für vieles Geld verkauft.

---

205. Das Patengeschenk.*

Als einst der Kurfürst von Sachsen bei dem Grafen von der Asseburg Gevatter gestanden, da hat er ihm Neuserlengefeld bei Sangerhausen als Patengeschenk gegeben mit den Worten: „Da hast du einen Dornenrain und einen Schweinestall!“

---

206. Die Butterkuppe bei Sangerhausen.*

Zwischen Großleinungen und Sangerhausen erhebt sich der 954 Fuß hohe Butterberg, auf dessen Hochfläche die Niederlassung Pfeiffersheim liegt, und von welchem man eine herrliche Aussicht auf die goldene Aue und das Kyffhäusergebirge genießt. In der Nähe von Pfeiffersheim befinden sich auf dem Butterberge in nicht allzuweiter Entfernung von einander drei Hügel, von denen der südlichste die Butterkuppe heißt. Von dieser geht folgende Sage: Auf der Numburg bei Kelbra wohnte vor langen Jahren, als es noch keine Städte und Dörfer gab, eine Hünenfamilie. Das Riesenfräulein, die lange Hüne genannt, hatte auf dem Harze einen Liebsten, mit dem sie allabendlich zusammentraf. Da jedoch ihr Vater damit nicht einverstanden war, so verabredeten die Liebenden, sich in Zukunft auf dem Butterberge zu treffen. Mit wenigen Schritten erreichte die lange Hüne diesen abgelegenen Ort. Um aber von ihrem wachsamen Vater nicht bemerkt zu werden, holte sie in ihren Schuhen von dem nach Leinungen zu gelegenen Abhange Erde herbei und türmte dieselbe zu einem Hügel auf, hinter welchem sie mit ihrem Liebsten manche frohe Stunde verbrachte. Das ist die Butterkuppe.

---

207. Der Sarg im Kessel.*

In der Nähe der Butterkuppe befindet sich auch ein Erdloch, vom Volke gemeinhin der Kessel genannt. Dasselbe ist vor gar nicht langer Zeit erst entstanden. Auf dieser Stelle nämlich sahen sehr oft Leute, welche nachts den Weg von oder zu der Stadt zurücklegten, einen Sarg, von Trägern umstanden. Kamen die Leute näher, so huckten die Träger den Sarg auf und folgten den Vorübergehenden. Im Schreck hierüber irrten dieselben dann gewöhnlich weit vom Wege ab. Verschiedene beherzte Leinunger jedoch, welche diese Erscheinung schon öfter gesehen hatten, beschlossen in einer der nächsten dunkeln Nächte

auf der Stelle, wo der Sarg zu stehen pflegte, nachzugraben, um zu sehen, ob da nicht ein Schatz verborgen sei. Die Nacht kam heran, und zwischen elf und zwölf Uhr gingen sie, jeder mit einem Spaten versehen, stillschweigend dem Orte zu und begannen schweigend ihre nächtliche Arbeit. Bald stießen sie auf etwas Hartes und erblickten nach Wegräumung der Erde einen eisernen Kasten in Gestalt des ihnen wohlbekannten Sarges. Vereint griff man nun zu, um mittelst der Ringe den Sarg empor zu heben. Schon war er fast bis zur Oberfläche der Erde gehoben, da brach der Tischler W. freudig in die Worte aus: „Donnerwetter, jetzt haben wir ihn!“ Kaum hatte er das gesagt, so entglitt der Sarg ihren Händen und sank mit Krachen in die Tiefe zurück, in welcher er vor ihren Augen verschwand. Seit der Zeit hat niemand den Sarg und die Träger wieder gesehen; das Loch aber ist heute noch vorhanden.

---

208. Die Mooskammer.*

Zwischen Lengefeld und Morungen, anderthalb Stunden von Sangerhausen, zieht sich von Südwest nach Nordost ein bewaldeter, zumteil sumpfiger Bergrücken hin, die Moos- oder Maßkammer genannt. Dieser Wald ist der Aufenthalt abgeschiedener Seelen für eine bestimmte Anzahl von Jahren. Gar mancher hat hier einen längst verstorbenen Freund wiedergesehen.

Einst ging Karl Grimm aus Sangerhausen nach Morungen. In der Mitte der Mooskammer angekommen, kam ihm aus einem Graben ein schwarzgekleideter Mann entgegen und sprach zu ihm: „Komm heute über ein Jahr zu derselben Stunde wieder hierher, so sollst du etwas Wichtiges erfahren. Mein Name ist August Rausche!“ Da schrak Grimm heftig zusammen, denn sein Freund Rausche war vor ein paar Wochen gestorben. Als er sich einigermaßen wieder erholt hatte, war

die Erscheinung verschwunden. — Wenn Grimm nach einem Jahre wieder zur Mooskammer gegangen wäre, so hätte er seinen Freund erlösen können; aber er hat es nicht gethan.

209. Der Mann ohne Kopf.*

Im Schlosse zu Großleinungen läßt sich ein Mann ohne Kopf sehen.

IX. Gegend von Stolberg.

210. Das Questenfest in Questenberg.*)

(Thüringen und der Harz, VI., S. 74—76.) (Kuhn und Schwarz, Norddeutsche Sagen Nr. 250.) (Meyer, Beiträge zur Geschichte der goldenen Aue S. 15.) (Schumann und Schiffner, Lexicon von Sachsen XVIII., S. 355.) (Reiche, Preußens Vorzeit I., 288—291.)

Vor langer, langer Zeit wohnte auf einem der drei Berge, welche Questenberg oder, wie es früher seiner schattigen Lage wegen hieß, Finsterberg umgeben, ein Ritter namens Knaut. Friedlich hauste er auf seiner Burg im Kreise seiner Familie, und nichts trübte sein Glück. Jedoch an einem schönen Frühlingstage des Jahres 1300 war seine einzige Tochter, mit Namen Jutta, der Hut ihrer Wärterin entlaufen und in den Wald gegangen, welcher viele Stunden weit im Umkreise die Burg umgab, um Blumen zu suchen. Vergnügt sammelte sie die blühenden Kinder des Frühlings, und immer schönere fand sie, je tiefer sie in den Wald hineinkam. Auf diese Weise war sie, ohne es zu merken, soweit von der Burg weggelaufen,

*) Anmerk. Obwohl diese Sage schon oft gedruckt worden ist, nehme ich dieselbe doch, nicht nur der Vollständigkeit halber, sondern auch aus dem Grunde in die Sammlung auf, weil die aus Questenberg mir mitgeteilte Fassung derselben einige Züge enthält, welche von den bisher bekannten abweichen und nicht ohne Bedeutung sind. D. H.

daß sie den Heimweg nicht wieder finden konnte. Schon neigte sich die Sonne zum Untergange und vergoldete nur noch die höchsten Gipfel der Berge. Um diese Zeit pflegte der Burgherr mit seiner Tochter von dem höchsten Punkte des Schloßberges aus den Untergang der Sonne zu betrachten. Als nun das Kind ausblieb, fragte er ängstlich die Wärterin nach dem Verbleib desselben, aber diese vermochte ihm keine Auskunft zu geben. Je tiefer die Sonne hinter den Bergen sich verbarg, um so größer wurde die Angst und Aufregung in der Burg. Alle Leute wurden von dem besorgten Vater ausgeschickt, um Jutta zu suchen. Bis tief in die Nacht hinein durchsuchten sie den Wald, allein vergebens. Am andern Morgen wurden die Bauern aus sieben Dörfern der Umgegend (Finsterberg, Breitenbach, Dietersdorf, Rotha, Horla, Leinungen nnd Hainrode) zum Suchen aufgeboten. Schon neigte sich die Sonne zum zweiten Male ihrem Untergange zu, da endlich fand ein Köhler aus Finsterberg das Kind zwei Stunden von der Burg entfernt in der Gegend von Rotha auf einer Waldwiese unter einer Eiche. (Nach andern fanden es die Finsterberger vor der Hütte eines Köhlers.) Hier hatte sich das wie durch ein Wunder wohlbehaltene Kind aus den gesammelten Blumen einen Kranz gewunden, ihn auf einen Stecken gehängt und zwei Quästen (Sträuße von Pfingstblumen) daran befestigt. Im Triumphe wurde sie von dem Köhler dem harrenden Vater zugeführt, der die Heimkehrenden mit größter Freude empfing. Den Köhler, den Finder und Retter des Kindes, belohnte er dadurch, daß er ihm erlaubte, unentgeltlich das zum Kohlenbrennen erforderliche Holz in seinen Waldungen zu schlagen. Doch auch die Bauern der sieben Dörfer vergaß er nicht; ihnen schenkte er die Landgemeinde, eine große, zwischen ihren Dörfern gelegene Fläche, zu gemeinsamer Benutzung; den Rothaern insbesondere aber die Wiese, auf welcher das Kind gefunden worden war, und die seitdem die Fräuleinwiese genannt wurde. Weil aber die Rothaer das ihrem Dorfe so nahe gekommene Kind nicht aufgefunden hatten, wurde ihnen,

gleichsam als Strafe, eine jährliche Abgabe auferlegt, welche aus einem Brote und vier Käsen bestehen und allemal in der Nacht vom zweiten zum dritten Pfingstfeiertage vor Sonnenaufgang an den Pfarrer in Questenberg entrichtet werden sollte. Noch jetzt kommen die Rothaer an dem bestimmten Tage und melden sich bei dem Pfarrer von Questenberg mit den Worten:

„Wir sind die Männer von Rothe
Und bringen die Käse mit dem Brote."

Der Pfarrer muß sie bewirten und ihnen bescheinigen, daß sie zur rechten Zeit und in hergebrachter Weise ihre Abgabe entrichtet haben. Kommen sie nicht zur rechten Zeit, oder verweigern sie die Lieferung, so haben die Questenberger das Recht, der Gemeinde Rotha die schönste Kuh aus der Herde zu nehmen; nur muß dieselbe dann dort auf der Weide geschlachtet und verzehrt werden. Den Bewohnern Questenbergs aber, die der Burgherr am Tage nach der glücklichen Auffindung seiner Tochter bei Musik und Bier hatte fröhlich sein lassen, beschloß derselbe zum ewigen Andenken an das Ereignis ein Fest zu geben. Zu dem Ende erlaubte er ihnen, alljährlich die größte Eiche in seinen Waldungen nach eigener Wahl zu fällen, dieselbe geschmückt mit einem Quästenkranze, ähnlich dem der Jutta, auf dem Gipfel des höchsten der drei Berge, welcher Himmelsberg hieß, aufzurichten und dort sich zu vergnügen. Auch das zu der Ausrichtung des Festes erforderliche Geld ward aus dem Erlös der Waldungen angewiesen. Seitdem wurde der Berg, auf welchem der Quästenbaum aufgerichtet wurde, der Quästenberg, und das Fest selbst das Quästenfest genannt. Auch das Dorf nannte man nun nicht mehr Finsterberg, sondern Quästenberg (Questenberg.) Uebrigens bringen auch die Questenberger Burschen durch einen aus ihrer Mitte am dritten heiligen Tage dem Pfarrer ein Geschenk von 5—6 Maß Bier, das Questenbier genannt, welches jener in Person in Empfang nehmen muß.

Noch jetzt wird alljährlich dieses Fest in Questenberg, feierlicher fast, als alle übrigen Feste, begangen. Am Himmel-

fahrtstage oder am Sonntag vor Pfingsten wird der zum Quästenbaum bestimmte Eichbaum gehauen, dann seiner Rinde, Zacken und Zweige entledigt und auf den Festplatz getragen. Denn so hoch und steil auch der dem Schloßberge gegenüber gelegene Questenberg ist, der Baum darf nicht hinaufgefahren, sondern muß von nicht mehr als nur sechszehn Männern und Burschen, jedoch mit Zuhilfenahme vieler Stützen und Hebebäume, auf den Schultern hinaufgetragen werden. Auch nimmt man jetzt nicht alle Jahr mehr einen neuen Baum, um den Wald zu schonen. Während man früher noch aller sieben Jahre einen neuen Baum schlug, wird jetzt nur dann ein neuer gehauen, wenn der alte umzufallen droht. — Ist der Tag des Questenfestes, der dritte Pfingstfeiertag, gekommen, so findet zunächst eine kirchliche Feier statt. Der Pfarrer schreitet durch die mit einer helmartigen Kopfbedeckung, sowie mit Ober- und und Untergewehr versehenen, parademäßig aufgestellten Männer des Ortes zur Kirche und hält daselbst einen Gottesdienst, in welchem auf die Bedeutung und den Ursprung des Festes hingewiesen wird. Dann zieht die junge Mannschaft unter Musik und Trommelschlag mit fliegenden Fahnen, von der ganzen Gemeinde und der Menge der herbeigeströmten Festgäste begleitet, hinauf auf den Felsen zur Eiche. Ein junger Bursche ersteigt den Baum und schmückt seine Spitze mit einem wagenradgroßen Kranze aus frischen Maien (Birkenreis) mit Quästen an den Seiten, und andere Burschen hängen noch kleine bänderreiche Kränze an die abgestutzten Zweige. Nachdem so der Questenbaum geschmückt worden, durchschießen die Burschen drei Mal den Blumenkranz und umtanzen ihn. Hierauf zieht man in die Mitte des Dorfes vor die Schenke, wo von Maien eine Laube erbaut ist, und hier erreicht das Fest unter Musik und Tanz seine Endschaft.

---

211. Die Wunderblume.

(Kuhn und Schwarz, Norddeutsche Sagen No. 249.)

Im alten Schloß Questenberg stecken noch gewaltige Schätze, und mancher ist dadurch zum reichen Manne geworden. So lebt auch einer in Sangerhausen, der kommt einmal im Thal über den Anger daher, da sieht er eine schöne Blume stehen, pflückt sie ab und geht nach Questenberg. Wie er im Dorfe ist, denkt er bei sich: „Bist doch so oft in Questenberg gewesen und noch nie auf der alten Burg; willst einmal hinaufgehen." Und da thut er's. Als er hinaufkommt, sieht er da eine große eiserne Thür, und wie er davor tritt, springt sie auf, und er tritt in einen großen Keller. Da liegt Gold und Silber in gewaltigen Haufen; er steckt sich alle Taschen voll, und zuletzt schüttet er's in seinen Hut, weil in seinen Taschen kein Platz mehr ist. Da ruft's: „Vergiß das Beste nicht!" aber er geht, und wie er zur Thür hinaustritt, schlägt sie zu und zerquetscht ihm die Ferse, so daß er noch bis diesen Tag lahm ist. Er hatte die Wunderblume darin liegen lassen.

Ein andrer hat auch mal die Wunderblume gefunden und darum auch die eiserne Thür, da hat er sich alle Tage eine Silbermünze geholt, die ist viereckig gewesen; die hat er dann nach Nordhausen gebracht und fünf Thaler dafür bekommen. Aber bald hat er gedacht: Was sollst du so oft gehen, hat gleich zwei genommen, bald darnach drei, und endlich ist er mit einem ganzen Wagen gekommen; aber da hat er nichts mehr gefunden.

---

212. Der versunkene Schatz.

(Thüringen und der Harz, VI., 77.)
(Meyer, Beiträge zur Geschichte der goldenen Aue, S. 21.)

Im dreißigjährigen Kriege haben sich die Bewohner der Auendörfer in den Harzwald und auch auf die Questenburg geflüchtet und ihr Geld im Gemäuer verborgen. Aber viele

konnten es später, wenn sie es suchten, nicht wiederfinden, weil es die Berggeister als ihr ursprüngliches Eigentum wieder an sich genommen hatten.

Eines Sonntags wanderte ein Questenberger, ein Sonntagskind, zur Burg hinauf, und als er die Trümmer durchschritt, erblickte er auf einmal den Eingang zu einem Gewölbe, den er noch nie bemerkt hatte. Obwohl es ihm graute und er ein Spiel des Teufels vermutete, so bewog ihn doch seine Neugierde sowohl, als auch die Vermutung, daß hier vielleicht ein Schatz zu heben sei, in den dunkeln Raum einzutreten. Der Weg führte ihn abwärts immer tiefer in den Berg hinein; endlich erblickte er eine lichte Gestalt, welche mit der Hand auf einen großen Braukessel voll von blanken Goldstücken zeigte und die Worte sprach: „Nimm dir ein Goldstück, aber nur eins; und komm alle Tage wieder und hole dir eins, aber nur eins.“ Der Questenberger gehorchte und ging; holte alle Tage sein Goldstück und kam Wochen und Monate lang jeden Tag. So hatte er schon viele Goldstücke gesammelt, da zog beim Anblick des schönen Goldes die Habgier in sein Herz, und er entschloß sich, von nun an täglich zwei Goldstücke zu nehmen. Er that es, und siehe, es geschah ihm nichts, und alles blieb wie zuvor. Nun wurde er dreister und meinte, er brauche seiner Habsucht gar keine Zügel mehr anzulegen. Am andern Morgen nahm er alle seine Säcke mit hinauf und stand schon vor dem ersten Hahnenruf in dem Gewölbe. Noch fand er den Kessel mit seinem blinkenden Inhalte auf der wohlbekannten Stelle; aber als er seine Hände ausstreckte, um einen Sack zu füllen, da hemmte ein gewaltiges Krachen seinen Arm. Von Schreck betäubt, taumelt er zurück und sieht kaum noch, wie der Kessel in unabsehbare Tiefen hinabsinkt und blaue Flammen über ihm zusammenschlagen. Ohnmächtig und regungslos stürzt er zusammen. Aber als er erwacht, da liegt er neben dem Turme auf dem Rasen; die brennenden Strahlen der Morgensonne haben ihn geweckt. Niemals wieder verlangte er danach, die Burg zu betreten und nach dem versunkenen Schatze zu spähen.

Es sollen nun zwar nach ihm noch andere Schatzgräber gekommen sein, von denen man sagt, sie hätten die Oeffnungen im Turmgewölbe durchgebrochen. Schon hatten sie mit Fausts „Höllenzwange“ den Schatz vermocht, sich zu zeigen, als einer von ihnen anfing zu sprechen. Da ertönte eine Stimme: „Weichet zurück! Nicht euch wird dieser Schatz hier aufgehoben, sondern der Graf von Stolberg soll ihn haben, welcher mit Augen von zweierlei Form und Farbe geboren wird.“ Hierauf verschwand der Schatz wieder, und alle sind seitdem des Suchens müde geworden.

---

213. Die Schlüsseljungfer bei Schwenda.*

In der Flur von Schwenda bei Stolberg läßt sich eine Prinzessin sehen, welche einen Schlüsselbund mit goldenen Schlüsseln in der Hand trägt. Man sieht sie gewöhnlich nach einem am Waldrande befindlichen Sumpfe gehen und dort verschwinden.

---

214. Der Totenweg und die Schlüsseljungfer.(*)

(Schumann und Schiffners Lexicon von Sachsen IX., S. 318.)

Eine viertel Stunde von dem Dorfe Rottleberode in der Grafschaft Hohnstein zieht sich an dem Forste, welcher der alte Stolberg heißt, zwischen hohen Kalkbergen ein schauerlicher Grund hin, der heißt der Totenweg. Die rote Farbe desselben rührt von dem vielen Blute her, das vor Zeiten hier vergossen worden. Im Jahre 1437 nämlich überzogen Bischof Burchard III. von Halberstadt und der Erzbischof von Magdeburg mit ihren Kriegsvölkern die goldene Aue und verübten ringsumher viel Frevel und Unfug. Da versuchte Graf Heinrich von Hohnstein mit seinen Bundesgenossen, den Grafen Heinrich von Schwarzburg und Botho von Stolberg, das bischöfliche Heer durch eine verstellte Flucht in diesen Hohlweg zu locken, und als das gelungen war, rollten sie auf ihre darin

zusammengedrängten Feinde große Steine herab und töteten so viele, daß der Hohlweg von Toten angefüllt war. Mehrere wurden auch in einen nahen Teich gejagt, und über 700 wurden gefangen. Der Bischof Burchard wurde ebenfalls gefangen genommen und starb bald darauf. So kläglich endete dieser geistliche Räuberzug.

Noch jetzt ist es in diesem Hohlwege nicht geheuer, denn es läßt sich in demselben zuweilen eine weiße Jungfer sehen mit zwölf Schlüsseln. Dieselbe kann lauten Lärm nicht vertragen. Nun wohnten in dem Dorfe Berga in der goldenen Aue viele Gärtner, welche vorzugsweise Kohl bauten und ihre Kohlköpfe nach Stolberg zu Markte zu bringen pflegten. Weil es aber zu jener Zeit noch viele Wölfe in der Gegend gab, die einem einzelnen Reisenden leicht gefährlich werden konnten, so machten die Gärtner ihre Reise nach Stolberg gewöhnlich in größerer Zahl mit einander, um den Wölfen besser widerstehen zu können. Wenn die Zeit der Abreise, Ein Uhr nachts, gekommen war, wurden die Reisegenossen durch das Läuten einer Glocke zusammengerufen. Dann zogen sie unter großem Lärm davon. Da erschien ihnen aber einmal auf dem Totenwege die Jungfer mit den zwölf Schlüsseln, bedrohte sie und sagte, diesmal wolle sie sie noch ungestraft ziehen lassen; wenn sie aber wieder mit solchem Lärm einhergezogen kämen und das Glockenläuten nicht einstellten, würde es ihnen schlecht ergehen.

---

215. Der Stolberger Gemeindewald.*

Zwischen Uftrungen, Schwenda, der Hasel und der Krumschlacht, einem langen, gewundenen Thale zwischen Rottleberode und Stolberg, liegt der Gemeindewald, an welchem sieben Dörfer Anteil haben. Mit diesem Walde hat es folgende Bewandtnis. Einst hatte sich der junge Sohn eines Grafen von Stolberg in dem dichten Walde verlaufen. Als er dann vermißt wurde, bot der geängstete Vater die Bewohner der umliegenden Dörfer auf, um das verloren gegangene Kind zu

suchen. Da machten sich die Bauern aus allen aufgebotenen Dörfern auf; nur die Rottleberöder, welche gerade Kirmeß feierten, blieben weg. Der kleine Graf wurde auch r chtig gefunden, und der hocherfreute Vater schenkte nun den sieben Gemeinden, welche sich an der Suche beteiligt hatten, — nämlich Görsbach im Amte Heringen; Berga, Rosperwende, Thürungen und Uftrungen aus der Grafschaft Stolberg-Roßla; Bösenrode aus der Grafschaft Hohnstein; und Schwenda aus der Grafschaft Stolberg-Stolberg — so viel Wald, als eine Frau in einer bestimmten Zeit umgehen könnte. Der Umlauf fand statt, und aus dem so gewonnenen Walde erhalten die Bewohner der alten Häuser in den genannten Dörfern noch jetzt alljährlich einen beträchtlichen Anteil von Waldwellen.

---

216. Die lange Hüne auf der Numburg.*

Auf den Bergen über der Numburg bei Kelbra hauste in grauer Vorzeit eine Riesin, die lange Hüne genannt. Die drehte sich eines Tages zum Zeitvertreib auf ihrem Absatze rund herum, und dadurch entstand das große, kreisrunde Loch bei der Numburg. Nach dem Umdrehen aber verspürte sie Sand in ihren Schuhen; daher zog sie dieselben ab, schüttelte sie aus, und nun flogen die Sandkörner in der ganzen Helmeaue umher; das größte Sandkorn aber, ein gewaltiger Granitblock, flog bis auf die Höhe bei Görsbach, wo es noch heute zu sehen ist. — In dem „Hünengrabe“ bei der Numburg liegt die lange Hüne begraben.

---

217. Der Glockenguß zu Stolberg.(*)

(Thüringen und der Harz, II., 214 u. 215.)

In der Stadt Stolberg am Harz lebte einst ein Glockengießer, der schon manche schöne Glocke gegossen hatte. Nun verlangte auch einmal die Stadt Stolberg ein Werk seiner Hand; da bot natürlich der Meister alles auf, um für seinen

Heimatort ein ganz vorzügliche Glocke zu Stande zu bringen. Aber es war, als ob der Böse seine Hand dabei im Spiele hätte, denn der Guß wollte durchaus nicht gelingen. Verdrießlich gab er die Arbeit auf, befahl seinem Gesellen, auf einen bestimmten Tag, an welchem er zurückkehren würde, alles zum Beginn der Arbeit bereit zu halten, und wanderte hinauf nach dem Eichsfelde (andere sagen, nach Nordhausen), um sich von seinem dort wohnenden Vater, der ein weithin berühmter Glockengießer war, Rat zu erbitten. Als der Meister fort war, sann der kluge Bursche darüber nach, warum wohl seinem sonst so geschickten Meister der Guß mißlungen sein möchte; und als er nach langem Grübeln die Ursache entdeckt zu haben glaubte, sprang er fröhlich empor, arbeitete Tag und Nacht, und bald stand die Glocke ohne Tadel vor den entzückten Augen des Jünglings da.

Mit freudig, aber doch auch ängstlich pochendem Herzen ging er nun seinem Meister entgegen, um ihm das Gelingen mitzuteilen und ihn zu besänftigen. Bei Steigerthal am Hardtwalde traf er ihn, wie er von der Anstrengung seiner Reise rastete. Da konnte der Bursche sein Geheimnis nicht lange auf dem Herzen behalten und entdeckte seinem Meister, daß die Glocke, von seiner Hand gegossen, fertig und wohlgelungen zu Hause stehe. Da schwoll dem Meister die Stirnader dick auf vor Zorn, und Wut und Scham, von seinem Lehrlinge sich übertroffen zu sehen, bemächtigte sich seines sonst so milden Herzens. Er sprang auf, ergriff seinen Reisestock und versetzte dem unglücklichen Jünglinge mit demselben einen so gewaltigen Schlag über das Haupt, daß derselbe blutend und mit gebrochenem Blick zu Boden sank. Bei dem Anblick des Blutes verrauchte der Zorn des Meisters, eine furchtbare Gewissensangst packte den kräftigen Mann und trieb ihn schnellen Schrittes von dannen. Aber bald kehrte er eilig um, um zu sehen, ob er den hervorquellenden Blutstrom vielleicht noch hemmen und den Unglücklichen retten könnte. Jedoch da war keine Hilfe mehr möglich; bleich und starr lag der Jüngling

am Boden. Unstät und flüchtig irrte nun der Mörder die ganze Nacht im Walde umher; als aber der Morgen kam, da war sein Entschluß gefaßt. Er ging nach Stolberg, stellte sich dem Gerichte und wurde, da seine Schuld keinem Zweifel unterlag, bald darauf hingerichtet. Auf dem Kirchhofe des jetzt wüsten Dorfes Grumbach wurde der erschlagene Jüngling begraben; den Mörder aber scharrte man auf der Stelle ein, wo der Mord geschehen war. Noch heute ist dieselbe durch einen Stein gekennzeichnet, auf welchem eine Glocke und eine Keule eingehauen ist. Alte Schäfer erzählen, daß die Schafe die Grabstätte des Meisters meiden. Sobald sie an jene Stelle kommen, springen sie nach allen Richtungen hin auseinander.

---

218. Das verwünschte Bergwerk.*

Zwischen Rodishayn und Stempeda in der Grafschaft Stolberg-Stolberg liegt der Rödersee. Dort wurde vor Zeiten starker Bergbau betrieben, und auch eine Münze hatte man erbaut, um das gewonnene Gold sofort auszumünzen. In einer Röhre kam vom Eichenforst herab das Wasser, um das Werk im Gange zu erhalten. Nun lebte zu der Zeit in Rodishayn in dem Hause, welches jetzt die Pfarre ist, ein Bürgermeister, welchem noch in hohem Alter ein Sohn geboren wurde. Voller Freude über diese kaum noch erwartete Himmelsgabe, sann er darüber nach, wie er seinen Sohn recht glücklich machen könnte. Da kam er auf den Gedanken, die Berggeister zu Paten zu nehmen, und diese verschafften ihrem Patenkinde auf die Bitte ihres Gevatters Reichtum, Verstand und Schönheit. So war es denn nicht zu verwundern, daß schon der Knabe bei allen Leuten wohlgelitten war. Als er aber das zwanzigste Jahr erreicht hatte, verliebte sich eine Gräfin in den schönen Jüngling und gab ihm deutlich ihre Neigung zu verstehen, er aber schenkte ihren Andeutungen kein Gehör. Als ihm nun die Gräfin wieder einmal auf dem Schlosse „zum alten Stolberg“

vergeblich zugesetzt hatte, erfüllten Rachegedanken ihr Herz, und sie beschloß, den jungen Mann zu verderben. Daher lief sie eines Tages ihrem nach Hause zurückkehrenden Gemahl klagend entgegen und erzählte ihm, der Jüngling habe ihr mit einer Liebeserklärung zu nahen gewagt. Da ließ der erzürnte Graf den Unschuldigen festnehmen, hinrichten und zwischen Stempeda und Rodishayn begraben; auf das Grab aber das Kreuz setzen, welches noch jetzt dort steht. Vor seinem Tode aber hat der Ermordete den ganzen Bergbau verflucht, und sein Fluch war auch so wirksam, daß die reiche Ausbeute bald ein Ende genommen hat, und keine Spur der ganzen Anlage mehr zu sehen ist.

---

219. Der Pomeybog auf dem Windehäuser Turme.*

In dem jetzt eingegangenen Dorfe Grumbach in der Grafschaft Hohnstein lebte ehemals ein reicher Ritter namens Pomeybog. Als derselbe nun einst vor Feinden flüchten mußte und auf seiner Flucht nach Windehausen gekommen war, wurde er von den Bewohnern dieses Dorfes erschlagen. Die Windehäuser sollen zum Lohne für diese That von dem Bezirke des gräflich Stolbergschen Waldes, welcher das Windehäuser Holz heißt, zwei Teile, den dritten Teil aber sollen die Ortschaften Urbach, Steigerthal und Leimbach bekommen haben, so jedoch, daß Urbach von diesem Drittel zwei Teile, die beiden andern Dörfer zusammen aber nur einen Teil erhielten. Pomeybog wurde in Holz nachgebildet, und dieses Holzbild ist noch heute auf dem Windehäuser Turme zu sehen. Die Windehäuser aber werden seitdem in der ganzen Gegend Pomeybogs genannt.

---

220. Das „Wahl“ bei der Goldenaumühle.*

Nördlich der Aumühle, dicht an der Helme, ungefähr zehn Minuten von Görsbach entfernt, liegt ein Stück Land, welches

„das Wahl“ heißt und früher von einem lebendigen Zaune umgeben war. In der Mitte desselben erhebt sich ein Hügel, um welchen sich früher ein Graben zog. Freilich ist heutzutage der größte Teil desselben durch den Bau der Eisenbahn verschwunden, doch sind noch Spuren davon zu sehen. Es scheint ein alter Gerichts- oder Opferplatz unserer heidnischen Vorfahren gewesen zu sein. Alte Leute wissen allerlei geheimnisvolle Geschichten von dem Wahl zu berichten. Einst pflügte ein Landmann daselbst seinen Acker; wie er sich nun einmal umschaute, da sah er, daß die soeben gezogene Furche voll alter Goldmünzen lag. Schnell wollte er sich bücken und das Gold auflesen, aber plötzlich wurden seine Pferde scheu und wollten durchgehen. Dies veranlaßte den Bauer, ihnen zuzurufen, aber sobald er das that, verschwand die ganze Herrlichkeit, und nur ein einziges Stück, welches auf der Pflugschar liegen geblieben war, zeigte ihm, daß er nicht geträumt hatte.

221. „Gott helf!“*

Vor langen Jahren ging einmal ein Görsbacher, welcher sein Getreide in der Aumühle gemahlen hatte, spät abends am Wahle vorbei. Es war stockfinster, und kein Stern ließ sich am Himmel sehen. Auf einmal hört der Mann nicht weit von sich jemanden niesen. Wie es gute Sitte ist, ruft der Görsbacher dem Niesenden ein „Gott helf!“ zu. Da niest es im Wahle zum zweiten Male, dankt aber nicht auf den ersten Wunsch. Der Vorübergehende ruft lauter zum andern Male „Gott helf!“ und abermals schallt kein Dank zurück. Als es nun zum dritten Male nieste, sagte der späte Wanderer: „Ei, wenn du mir nicht dankst, so schweig ich auch.“ Da rief es ihm kläglich zu: „Ach, hättest du mir doch noch einmal „Gott helf!“ zugerufen, so wäre ich erlöst gewesen; nun muß ich wieder hundert Jahre nach Erlösung schmachten!“ Da fing der Görsbacher an sich zu fürchten und schritt schneller aus, um nach Hause zu kommen.

222. Bestrafte Untreue.*

Etwa eine halbe Stunde von dem Dorfe Urbach in der Grafschaft Hohnstein liegt das Gut Berrungenhöfen, welches, wie man sagt, früher ein Kloster gewesen ist. Von diesem Gute führen nach verschiedenen Richtungen hin drei unterirdische Gänge, und zwar der eine nach dem Forsthause Rodeberg, die beiden andern dagegen nach den Dörfern Görsbach und Urbach. In dem letzterwähnten Gange ist einmal einem Mönche zur Zeit des dreißigjährigen Krieges ein unbekannter Mann in schwarzem Gewande mit weißem Kragen erschienen, mit der Aufforderung, ihm zu folgen. Etwa in der Mitte des Ganges angekommen, hat der Fremde, nachdem er zuvor Gott mit lateinischen Gebeten angerufen, eine Thür geöffnet und den Mönch in ein Gewölbe geführt, in welchem ein Altar zu sehen war. Hier mußte der Mönch schwören, nichts von dem, was ihm begegnen würde, zu verraten, und nun übergab ihm der Fremde ein Kruzifix und eine bedeutende Summe Geldes, damit er beides für sein Kloster verwende, weil dasselbe die hohen Kriegssteuern nicht erschwingen konnte. Das Kruzifix lieferte der Mönch auch richtig ab, das Geld jedoch versteckte er, um es für sich zu behalten. Das ist ihm aber übel bekommen, denn wenige Tage darauf fand man ihn am Marschbache tot. Das Kruzifix soll später in die Urbacher Kirche gekommen sein.

---

223. Die verfluchte Mühle.*

Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges lag bei dem jetzt wüsten Dorfe Grumbach zwischen Urbach und Nordhausen eine Mühle. In diese Mühle kam einmal ein armer Bauer aus Grumbach, um zu mahlen. Während nun derselbe damit beschäftigt war, sah der Müller Feinde kommen und flüchtete mit den Seinen in den benachbarten Wald, ohne seinen Mahlgast zuvor zu warnen. Als die Feinde kurz darauf in die Mühle eindrangen, marterten sie den Bauern, den sie für den Müller

hielten, zu Tode und plünderten die Mühle. Sobald sie sich entfernt hatten, kehrte der flüchtige Besitzer zurück und setzte seine Mühle wieder in Gang. Aber seit der Zeit ruhte kein Segen mehr auf ihr; es ging mit dem Müller immer mehr und mehr rückwärts, bis er sich endlich gezwungen sah, Schulden halber sein Besitztum zu verkaufen. Auch von den nachherigen Besitzern brachte keiner etwas vor sich, ja die meisten von ihnen sollen sich sogar das Leben genommen haben.

---

224. Der Pastor von Hohndorf.*

Zwischen den Dörfern Steigerthal und Buchholz hat früher ein Dorf gelegen, welches Hohndorf hieß. In diesem Dorfe gab es einmal einen recht gottlosen Pastor, der darum auch im Grabe keine Ruhe hat finden können und die Leute oft durch seine gespenstische Erscheinung erschreckt hat. Besonders häufig soll er dem jedesmaligen Pastor in Steigerthal erscheinen, wenn dieser Sonntags nach Buchholz geht, um dort die Nachmittagspredigt zu halten. Dann erscheint er dem Steigerthaler ungefähr auf halbem Wege und fragt ihn, wohin er gehe. Sobald dieser antwortet, er sei auf seinem Berufswege, seufzt jener und verschwindet.

---

225. Die Niedersachswerfener Glocke.*

Nur etwa zehn Minuten von dem Dorfe Niedersachswerfen bei Nordhausen erhebt sich links von der Straße der mäßig hohe Kirchberg. In alter Zeit schmückte eine Kirche das Haupt dieses Berges, von der heutzutage nur noch Trümmer zu sehen sind, über welche Gras gewachsen ist. Als eines Tages ein Mädchen aus dem Dorfe auf jener Stätte Säue hütete, lief eins der Schweine abseits auf den Schutthaufen und wühlte geraume Zeit darin herum. Als es nun Zeit war, die Säue wieder nach Hause zu treiben, ging das Mädchen, um das Schwein zurückzuholen. Da erblickte sie neben demselben etwas

Glänzendes in dem Schutte. Bei näherer Besichtigung fand sie zu ihrem Erstaunen, daß es eine große Glocke war. Erfreut über den Fund, band sie sofort ihr Schürzenband um die Krone der Glocke und schleppte dieselbe, freilich nur mit Mühe und Not, nach Niedersachswerfen hinein. Dort wurde die Glocke, obwohl sie beim Zusammensturze der wüsten Kirche einen großen Riß erhalten hatte, auf den Turm gezogen, und angeblich ist das dieselbe, welche beim Neubau der Niedersachswerfener Kirche vor sieben Jahren eben wegen dieses Risses umgegossen worden und noch immer im Gebrauche ist.

---

226. Das Nadelöhr bei Ilefeld.

(Nach Hermes, Hercynia curiosa, Nordhausen 1703 bei C. C. Neuenhahn S. 126.)

Linker Hand der Straße von Nordhausen nach Ilefeld liegt unweit des letzteren Ortes an einem hohen Berge ein großer, aber nicht sehr hoher Stein, in dessen Mitte sich eine enge, schmale Höhle befindet, welche das Nadelöhr heißt, weil sie so ziemlich die Gestalt eines solchen hat. Durch dieses Loch müssen die Knechte, welche zum ersten Mal hinter Ilefeld in den Harz fahren, um Holz daher zu holen, sobald sie an diesen Stein gelangen, dreimal hindurchkriechen, was bei solchen, die starken Leibes sind, nicht allzuleicht von statten geht. Das Schlimmste aber ist, daß sie von ihren Kameraden, sowohl wenn sie ein-, als auch wenn sie auskriechen, mit den Peitschenstielen tapfer gehauen werden. Wer jedoch solche Kurzweil nicht ausstehen will und hat etwas im Vermögen, der kann es mit Geld abkaufen. Die Obrigkeit hat zwar dieses Unwesen bei beträchtlicher Strafe verboten, weil vielen Knechten die Lust verging, hinter Ilefeld in den Harz zu fahren, so daß man großen Abbruch für den Holzhandel befürchtete; aber das hat wenig geholfen. Denn will ein Knecht vor seinen Kameraden Friede haben und in ihrer Gesellschaft wohl gelitten sein, so muß er doch nach ihrer Pfeife tanzen, und hilft ihm kein Kläglichthun.

Uebrigens soll ein Riese, der auf einer Reise hier vorübergekommen, besagten Stein aus seinem Schuh geschüttelt haben, weil er ihn heftig gedrückt.

X. Gegend von Allstedt.

227. Die warme Reise.*

Zwischen Mittelhausen und Sotterhausen bei Allstedt erhebt sich ein Höhenzug, welcher „die warme Riese oder Reise“ heißt. Diesen Namen soll er folgender Begebenheit verdanken. Als Kaiser Karl auf einem seiner Züge gegen die Sachsen hierher kam, war ein so heißer Sommertag, daß er manchen Schweißtropfen vergießen mußte. Auf der erwähnten Höhe angelangt, soll er ausgerufen haben: „Ei, das war eine warme Reise!“ und seitdem hat der Ort seinen Namen. Nach andern freilich hat Gustav Adolf auf seinem Siegeszuge durch Deutschland, nach wieder andern Napoleon auf seiner Flucht aus Rußland diese Worte gesprochen und dadurch der Höhe ihren Namen gegeben.

228. Die geschobene Kirche.*

Die Kirche des Dorfes Nienstedt bei Allstedt liegt auf einem Berge über dem Dorfe. Ursprünglich hat dieselbe anderswo gestanden und ist erst auf den Berg geschoben worden. Alle Kahlköpfe werden beschuldigt, dabei geholfen zu haben.

229. Die Pelzkocher, oder Till Eulenspiegel in Nienstedt.(*)

(Simrock, deutsche Volksbücher X., S. 376—378.)

Auf seinen Fahrten kam Eulenspiegel auch in das Land Thüringen nach Nienstedt und bat da um Herberge. Da fragte

ihn die Wirtin, was für ein Gesell er wäre. Eulenspiegel sprach: „Ich bin kein Handwerksgesell, sondern pflege die Wahrheit zu sagen.“ Jene sprach: „Die hör' ich gern und bin denen sonderlich günstig, die die Wahrheit sagen.“ Und als Eulenspiegel sich umsah, bemerkte er, daß die Wirtin schielte, und sprach also: „Schele Frau, schele Frau, wo soll ich sitzen, und wo leg' ich meinen Stab und Ranzen hin?“ Die Wirtin sprach: „Ach, daß dir nimmermehr Gutes geschehe! All mein Lebtag hat mir niemand verwiesen, daß ich schiele.“ Eulenspiegel sprach: „Liebe Wirtin; soll ich die Wahrheit sagen, so kann ich das nicht verschweigen.“ Die Wirtin war damit zufrieden und lachte.

Als nun Eulenspiegel die Nacht dablieb und mit der Wirtin zu reden begann, da kam es zwischen ihnen zur Sprache, daß er Pelze waschen könne. Das gefiel der Frau gar wohl, darum bat sie ihn, daß er ihr die Pelze wüsche; sie wollte es auch ihren Nachbarinnen sagen, daß sie alle ihre Pelze brächten, daß er sie wüsche. Eulenspiegel sagte Ja; da rief die Frau ihre Nachbarinnen zusammen; die kamen alle und brachten ihre Pelze. Eulenspiegel sprach: „Wir müssen Milch dazu haben.“ Die Frauen hatten nach den neuen Pelzen Lust und Verlangen und holten alle Milch, die sie in ihren Häusern hatten. Da setzte Eulenspiegel drei Kessel ans Feuer, goß die Milch hinein, that dann die Pelze hinzu und ließ sie sieden und kochen. Als es ihm nun genug däuchte, sprach er zu den Frauen: „Nun müßt ihr zu Holze gehen und mir junges weißes Lindenholz holen und das abstreifen. Bevor ihr wiederkommt, will ich unterdes die Pelze ausheben, denn sie sind nun genug gekocht, und will sie dann auswaschen, und dazu muß ich das Lindenholz haben.“ Die Weiber gingen williglich nach dem Holze, nahmen ihre Kinder, welche neben ihnen herliefen, bei den Händen, sprangen und sangen: „Oho, gute neue Pelze! Oho, gute neue Pelze!“ Eulenspiegel aber stand und lachte und sprach: „Ja wartet; die Pelze sind noch nicht gar.“ Als sie nun im Holze waren, stieß Eulenspiegel immer mehr Brände

unter die Kessel, ließ die Kessel mit den Pelzen stehen, ging ganz still aus dem Dorfe, und soll noch wiederkommen und die Pelze auswaschen. Als nun die Frauen mit dem Lindenholze kamen, und fanden Eulenspiegel nicht, und merkten, daß er hinweg wäre, da wollte immer eine vor der andern ihren Pelz aus dem Kessel thun, und waren alle nicht wenig verblüfft, wie sie auseinander fielen. Darum ließen sie die Pelze stehen und meinten, er käme noch wieder und würde ihnen die Pelze auswaschen. Der aber dankte Gott, daß er mit Glimpf davon gekommen war. Darum heißen die Nienstedter noch jetzt in der ganzen Nachbarschaft die Pelzkocher, werden aber grob, wenn sie an die Geschichte erinnert werden. Einer von den Kesseln soll übrigens noch im Dorfe vorhanden sein.

---

230. Einzingen.*

Als man mit dem Bau des Dorfes Einzingen zu Ende gekommen, hat der Schulze zur Gemeinde gesagt: „Nun wollen wir uns hinsetzen und Eins singen!“ und davon hat das Dorf seinen Namen erhalten.

In der Mitte des Dorfes Einzingen stand früher die älteste und größte Linde in ganz Thüringen. Jetzt sind nur noch durchlöcherte Reste des gewaltigen Stammes übrig, welcher siebzehn Ellen im Umfange hatte. Vor der Linde steht ein Bauerstein, an dem die Bauern ihre Sprache hielten.

---

231. Der Mittelpunkt der Welt.(*)

(Harzzeitschrift für Geschichte und Altertumskunde 1875, S. 343 siehe Capellenberg.) — Schumann u. Schiffner, Lexicon von Sachsen II., 370.) (Kuhn und Schwarz, Norddeutsche Sagen No. 244.)

Nordwestlich von Einzingen bei Allstedt liegt der Kapellenberg mit dem noch sichtbaren Grunde einer kleinen, einst dort vorhandenen Kapelle, aus dessen Erdreich starker Regen noch jetzt Schädel und Totengebeine auswäscht. Dort war einst ein

Schäfer beim Hüten seiner Schafe eingeschlafen und erwachte erst, als die Sonne gerade über ihm stand. Erstaunt über diesen Stand der Sonne, rief er aus: „Einzingen liegt mitten in der Welt!" Noch jetzt ist dies bei den Nachbarn der Einzinger ein beliebtes Sprichwort.

Nach andern jedoch hat dieses Sprichwort eine andere Ursache. Bei Einzingen liegt nämlich im Dorfteiche ein Kieselstein, in welchen viele Hufnägel eingeschlagen sind, zum Wahrzeichen, daß dort der Mittelpunkt der Erde ist. Ein Schmied, der die Erde ausgemessen und gefunden, daß Einzingen im Mittelpunkt derselben liege, hat dieselben eingeschlagen und dabei gesagt: „So wahr ich Hufnägel in diesen Kiesel schlage, so wahr ist Einzingen die Mitte der Erde."

---

232. Die Schuhe des Riesen.*

Hart am Wege von Allstedt nach Rienstedt erblickt der Wanderer in der Nähe des letztgenannten Dorfes zwei Hügel, welche Riesenhügel heißen. Einer von ihnen hat noch jetzt die Gestalt eines mit der Sohle nach oben gekehrten Schuhes. Einem dort vorübergehenden Riesen war nämlich Erde in seine Schuhe gefallen; daher stürzte er sie um, und die ausgeschüttete Erde bewahrte die Form und Größe der Schuhe. Als man vor einiger Zeit diese Hügel untersuchte, ergab sich, daß es Hünengräber waren, wie sie sich in der ganzen Gegend, besonders aber im Hagen bei Allstedt, häufig finden.

---

233. Die Kreuzsteine bei Allstedt.*

Kreuzsteine sind nach dem Bauernkriege allen den Ortschaften gesetzt worden, die sich an dem Aufruhr beteiligt hatten. Auch bei Allstedt stehen nahe der Stadt auf deren Nordseite am Rande des Hornfeldes sechs Kreuze, deren sonst angeblich neun waren, aus gewöhnlichem Sandstein roh gearbeitet. Es sind warnende Denksteine auf den Grabstätten von neun

Männern, die auf diesem Platze wegen Meuterei oder wegen Teilnahme am Bauernaufruhr hingerichtet worden sind. Oftmals vernimmt man um Mitternacht an diesem Orte großes Geschrei, welches von den Toten herrührt, die unter den Steinen begraben liegen.

Uebrigens soll aus der Stadt unter der Stadtmauer weg ein unterirdischer Gang zu diesen Kreuzen führen.

---

234. Thomas Münzer.(*)

(Schumann und Schiffner, Lexicon von Sachsen XIV., 36.)
(Spangenberg, Sächsische Chronik.)

Am Südostende der Stadt Allstedt befinden sich die Ueberbleibsel der Skt. Wiprechtskirche, welche nun in ein großes Wohnhaus verwandelt worden sind. Der Turm dieser Kirche, welcher noch steht, ist dadurch merkwürdig, daß der berüchtigte Anführer der Bauern, Thomas Münzer, welcher im Jahre 1525 Pfarrer zu Allstedt war, den Aufruhr zum Schallloche dieses Turmes heraus gepredigt haben soll.

An der Spitze einer großen Schar seiner Anhänger ist dann Münzer nach dem nahegelegenen, jetzt wüsten Dorfe Mallerbach gezogen, in dessen Kirche ein wunderthätiges Heiligenbild war, zu dem man von nah und fern wallfahrtete. Diese Kirche samt dem Heiligenbilde soll Münzer in seinem bilderstürmerischen Eifer zerstört haben.

---

235. Der Leichenzug auf der Wüste.*

Durch die Wüstenberge bei dem Städtchen Allstedt zieht in den heiligen zwölf Nächten jedes Jahres ein Leichenzug. Wer ihn führt, wer daran teil nimmt, und wohin er geht, das weiß man nicht mehr.

---

236. Die nächtliche Hirschjagd.*

In einem alten Steinbruche, der hart am Wege vom Schlosse Allstedt nach Kloster-Naundorf gelegen ist, haust der wilde Jäger. Einst war in den herrschaftlichen Forsten große Jagd. Da zog ein ausgesucht schöner Hirsch die Aufmerksamkeit eines hochadeligen Herrn auf sich, und nun hetzte dieser auf seinem schnellen Rosse das schöne Tier. Bald kam er ihm nahe, aber ihn völlig zu erreichen vermochte er nicht. Auf einmal versank der Hirsch vor den Augen seines Verfolgers, und erst jetzt bemerkte der Jäger einen vor ihm aufgähnenden Abgrund. Zwar versuchte er sein Roß zurückzureißen, aber es gelang ihm nicht: er stürzte in die Tiefe und zerschellte. Seit der Zeit jagt er in den Nächten um Martini ruhelos durch Feld und Wald, und mancher hat ihn schon mit dem gellenden Rufe: „Hussa! hu!“ pfeilschnell vorüber sausen hören. Sobald jedoch der Morgen zu dämmern beginnt, verschwindet der wilde Jäger in dem Steinbruche.

237. Der Mönch im Backtroge.*

Sowohl in Kloster-Naundorf, als auch im Hause des Landwirtes H. in Allstedt geht ein Mönch um. An letzterem Orte liegt er den Tag über in einem Backtroge in einer zugemauerten Kammer tot da, verläßt dieselbe aber nachts auf rätselhafte Weise. In demselben Hause will auch mancher den Teufel zur Esse ein- und ausfahren gesehen haben.

238. Siebenhitze.*

Südlich von dem Städtchen Allstedt liegt eine Gruppe von ärmlich aussehenden Häusern, das ist die Vorstadt Siebenhitze. Dieselbe bestand ursprünglich aus nur sieben Hütten, deren Bewohner keine freien Leute, sondern Hörige der Mönche in Mönchpfiffel waren. Dafür, daß ihnen die Klosterbrüder erlaubt hatten, auf ihrem Grund und Boden sich anzusiedeln,

mußten sie ihnen den dichten Wald ausroden, der mit seinen gewaltigen Buchen und uralten Eichen sich damals noch bis in die unmittelbare Nähe von Allstedt erstreckte, und alles Brennholz liefern, dessen man im Klosterhofe bedurfte. Weil sie so für die Heizung in den Zellen der frommen Brüder zu sorgen hatten, wurde ihre kleine, aus sieben Hütten bestehende Ansiedelung Siebenhitze genannt.

Auch von der Eislebischen Vorstadt Siebenhitze erzählt man sich ganz dasselbe, nur daß hier die Bewohner der ehemals auch nur aus sieben Hütten bestehenden Ansiedelung für die Heizung der Zellen im Kloster Helfta zu sorgen verpflichtet gewesen seien.

---

239. Die Wasserleitung auf dem Allstedter Schlosse.*

Aus dem Bornthale bei Allstedt geht eine Wasserleitung auf das Schloß. Die rührt von einem Mönche her, der wegen eines Verbrechens zum Tode verurteilt worden war, aber begnadigt worden ist, weil er die Wasserleitung herstellte.

Auch die Wasserleitung, welche auf das Kloster Oldisleben bei der Sachsenburg geht, soll von einem Mönche angelegt worden sein, der sich dadurch von der Todesstrafe freigemacht habe.

---

240. Die versunkene Altenburg bei Allstedt.*

Südlich vom großen Hagen bei Allstedt heißt eine Stelle auf dem Höhenrücken der Wüste, durch Ausrodungen zu freiem Felde geworden, die Altenburg oder auch das Erfurter Gericht. Dort gehen grauenhafte Dinge vor: ein Mann ohne Kopf geht um, nächtliche Gerichte werden abgehalten und dergleichen mehr. Vor Zeiten ist da ein herrliches Schloß versunken. Golden waren seine Kuppeln, von Silber die Glocken seiner Türme, und weithin schaute es über das blühende Gefilde der goldenen Aue. Wem das Glück wohl will, der kann den Zauber lösen, durch den es in die Tiefe

gesunken ist. In den heiligen Nächten zwischen Weihnachten und Neujahr muß er um Mitternacht mit einem Spaten sich auf den verrufenen Ort begeben, und sobald er einsticht, beginnt das Schloß sich langsam zu heben. Aber auf dem ganzen Wege bis zur Burg darf er kein Wort sprechen, und wenn das Schloß anfängt sich zu heben, den Mund nicht einmal zum sprechen öffnen. Außerdem muß er mit der Leber eines frischgeschlachteten, pechschwarzen Ziegenbockes versehen sein. Wozu dieselbe dienen soll, das weiß man freilich nicht mehr. Auch wird die Erlösung der Burg durch einen mächtigen Hund erschwert, der nach einigen die Burg bewacht, nach andern aus dem nahen Walde kommt, um den kühnen Befreier zu belästigen.

---

241. Der Mönch zu Mönchpfiffel.*

Auf dem Gute zu Mönchpfiffel bei Allstedt ging früher in der heiligen Weihnacht ein Mönch um und setzte durch seine Erscheinung manchen in Angst und Schrecken. Er pflegte alle Räume zu durchwandern, besonders aber machte er sich im Kuhstalle bemerkbar, wo er das Vieh so sehr peinigte, daß man noch am Morgen darnach dichten Schweiß auf dem Rücken der Tiere bemerken konnte. Doch gab es auch noch andere Dinge, um welche er sich Sorge machte. Wie man nämlich erzählt, hatte derselbe bei Lebzeiten alle übrigen Mönche an Frömmigkeit und Gott wohlgefälligem Lebenswandel weit übertroffen. Für alles Irdische abgestorben, hatte er sein Dichten und Trachten nur auf geistliche Dinge gerichtet; tiefer Gram über den immer mehr zunehmenden Sittenverfall und Unglauben der Menschheit hatte schon früh an seinem Leben genagt, und weil es ihm nicht gelungen war, durch Psalmensingen und Bußgebete im Verein mit seinen Brüdern seine sündigen Mitmenschen zu reumütiger Umkehr zu bewegen, so war er voll Kummer über die Gottlosigkeit seiner Zeitgenossen aus diesem Erdenleben geschieden. Doch auch im Grabe hatte er keine Ruhe gefunden; alljährlich einmal hatte sein Geist in Mönchs-

gestalt im Kloster die Runde gemacht, um zu sehen, ob es denn noch nicht besser geworden in der Welt; aber öde und verlassen hatte er die Zellen gefunden, wo er sonst mit seinen Brüdern seine Andacht verrichtet hatte, und traurigen Blickes, wie er gekommen, war er wieder verschwunden. Endlich aber fanden seine Wanderungen auf folgende Weise ein Ende. Die heilige Weihnachtszeit war herangekommen, und wieder einmal hielt der einsame Gast seinen Umgang; doch siehe da, in eben die Mauern, in deren Frieden sonst nur die Mönche ihr frommes Leben geführt hatten, war neues Leben eingezogen; die Betriebsamkeit der umwohnenden Landleute hatte inzwischen jene Gebäude in Scheuern verwandelt, und nur die Kapelle war unberührt geblieben. Dorthin, wo er bei Lebzeiten gläubigen Herzens das „Te deum“ anzustimmen gewohnt war, begab er sich jetzt, um sein Gebet zu verrichten. Aber, o Wunder! an der Stätte, die er ganz verlassen und vernachlässigt glaubte, am Altar, erblickte er ein Mädchen, die gläubigen Sinnes zu dem Allmächtigen betete. Erstaunt verharrte er auf seinem Platze, sich stumm verneigend, so oft er den Namen des Hochgelobten aussprechen hörte. Als dann die Andacht zu Ende war, und die fromme Beterin sich zum Gehen anschickte, trat der Mönch an den Altar heran. Da ließ das Mädchen aus Schreck über die seltsame, unheimliche Erscheinung ihr Gebetbuch fallen; der Mönch hob es auf, und nachdem er auf dem Einbande desselben unter dem heiligen Zeichen des Kreuzes die Worte gelesen hatte: „Gelobt sei Jesus Christ!“ gab er es dem Mädchen mit mildem, freundlichem Blick zurück und sprach: „Habe Dank! Heute habe ich zu meiner Freude gesehen, daß der Herr bei Euch noch nicht vergessen ist, und daß es noch frommen Glauben in der Welt giebt. Nun kann ich ruhig schlafen.“ Seit dieser Zeit ist er nicht wieder gesehen worden.

---

242. Der Tod anzeigende Hirsch.*

Aus dem Feldbusch bei Mönchpfiffel tritt in den zwölf Nächten mancher Jahre ein weißer Hirsch, geht auf das Dorf zu und durchschreitet es langsam. So oft er erscheint, stirbt sicher drei Tage darauf ein Ortseinwohner.

XI. Gegend von Artern und Heldrungen.

243. Die Davidskanzel oder der Davidstaufstein.*

Im Walde über Heigendorf bei Artern heißt eine Stelle die Davidskanzel oder der Davidstaufstein. Während des dreißigjährigen Krieges haben die aus ihrem Dorfe vertriebenen Heigendorfer Bauern dort oben Gottesdienst gehalten.

244. Der verbannte Pfarrer.*

In der Heigendorfer Flur giebt es eine Vertiefung, welche mit einem großen Steine bedeckt ist. Unter denselben ist der Pfarrer des wüsten Dorfes Sulza gebannt, welches nördlich von Schönewerda a. d. Unstrut lag.

245. Das Glockenloch in der Sülze.*

Auf dem Kirchturme in Kalbsrieth hängt eine alte Glocke, die eine Sau aus der Sülze, der Dorfstätte des wüsten Dorfes Sulza östlich von Kalbsrieth, ausgewühlt hat. Die Stelle, wo man die Glocke gefunden hat, heißt noch jetzt das Glockenloch.

246. Irrlichter.*

Die Irrlichter, auch Irwische oder Erwische genannt, sind die Seelen der ungetauft gestorbenen Kinder, die nicht in den

Himmel können. Betet einer, wenn er solche sieht, so kommen sie ganz nahe an ihn heran; flucht er, so entfernen sie sich und führen die Nachfolgenden oft in der Irre herum. Ein Schuster aus Sangerhausen wurde einst auf dem Heimwege von Edersleben, als die Straße noch nicht gebaut war, von einem Irrlichte längere Zeit hin und her geführt und geriet endlich in die Sümpfe. Da rief er: „Donnerwetter, was ist das für ein dummes Ding!“ und sogleich war das Irrlicht verschwunden.

---

247. Das Mönchsgespenst zu Bockstedt.*

Es ist schon mehrere hundert Jahre her, da saß einmal der Besitzer des Freigutes zu Bockstedt bei Artern im Kreise guter Freunde in seiner Herrenstube und ergötzte sich nebst seinen Gästen an der Erzählung von Abenteuern und lustigen Geschichten, während die gewaltigen Humpen fleißig geleert wurden. Es ging schon stark auf Mitternacht, draußen schlug der kalte Regen gegen die Fenster, und um die Ecken des altertümlichen Wohnhauses heulte der Wind; aber die Herren drinnen achteten dessen nicht, sondern lauschten der Erzählung eines von ihnen, als ihre Aufmerksamkeit plötzlich durch starkes Pochen abgelenkt wurde. Der Gutsherr öffnete das Fenster und sah im Scheine der Kerzen zwei riesige Mönche in regentriefenden, zerfetzten Kutten stehen. Da er sie für Spitzbuben und Gauner hielt, versagte er ihnen das begehrte Obdach, ließ ihnen sogar trotz ihres Flehens nicht die geringste Labung reichen und befahl schließlich einem Knechte, die beiden großen, wütend bellenden Kettenhunde auf die immer noch bittenden Brüder zu hetzen. Es geschah; ehe die Hunde jedoch die Mönche erreicht hatten, kehrten sie sonderbarer Weise wieder um und verkrochen sich winselnd in ihre Hütten.

Der Gutsherr hatte sich unterdessen wieder zu seinen Gästen gesetzt und wollte eben den Humpen an die Lippen führen, als ein Schlag gegen das Fenster dasselbe dermaßen

erschütterte, daß die meisten Scheiben klirrend zersprangen. Die verwitterten Gesichter der erzürnten Mönche schauten herein, und einer von ihnen sprach einen schrecklichen Fluch über den hartherzigen Mann aus: derselbe solle auf Erden keine Ruhe mehr finden und nach seinem Tode in Mönchskleidung so lange umgehen, bis er von einem späteren Herrn des Gutes aus seinem ehemaligen Besitztume mit Gewalt entfernt würde. Mit diesen Worten verschwanden sie, und bald darauf ging auch die Gesellschaft auseinander. — Nach einer Reihe von Jahren starb der Gutsherr und fing alsbald an, in Mönchskleidung umzugehen. — Jahrhunderte waren wieder vergangen, da gehörte das Gut einem Nachkommen des Verwünschten, der seiner Rechtschaffenheit, Klugheit und Wohlthätigkeit halber in der ganzen Umgegend großes Ansehen genoß. Ohne eine Ahnung davon zu haben, wer der beharrlich schweigende Bruder war, ließ er, von Mitleid erfaßt, dem in Mönchstracht Umgehenden ein Stübchen einrichten, welches der letztere in jeder stürmischen Nacht aufsuchte. Dem Gesinde aber war der Mönch ein unheimlicher Geselle, besonders weil er am Morgen stets verschwunden war, ohne daß ihn jemand hatte gehen sehen. Als dem jungen Gutsherrn das zu Ohren kam, lachte er anfangs über den Aberglauben; aber das Zeugnis mehrerer Knechte, die auf der einzigen Treppe, welche zu des Mönches Stüblein führte, dessen Weggang vergeblich erwartet hatten, veranlaßte ihn zuletzt, der Sache nachzuforschen. Beim nächsten Erscheinen des Bruders geleitete ihn der Herr selbst in das Zimmer, vor dessen Thür er mit dem ersten Knechte die Nacht hindurch wachte. Während dieser ganzen Zeit ließ der Gast weder etwas von sich hören noch sehen, war aber früh wiederum spurlos aus der Stube verschwunden. Nun fing der Herr selbst an zu glauben, der vermeintliche Mönch sei ein Gespenst, und da er von dem auf seinen Ahnherrn geschleuderten Fluche gehört hatte, so kam er bald auf den richtigen Gedanken, das Gespenst sei der Geist seines verdammten Ahnherrn, und beschloß daher, demselben die ersehnte Grabesruhe zu verschaffen.

In einer pechschwarzen, grausigen Herbstnacht hörte er den unheimlichen Gast wiederkommen, ging ihm entgegen, und als jener mit stummem Gruße an ihm vorüberschreiten wollte, wies er denselben in den Schuppen, woselbst er ihn durch eine gebieterische Handbewegung aufforderte, in eine verdeckte Kutsche zu steigen. Der Mönch gehorchte, der Gutsherr schloß die Kutsche zu und rief durch einen Pfiff den ersten Knecht herbei, der in der Gesindestube hatte wachen müssen, während die andern Dienstboten zeitig zu Bett geschickt worden waren. Nunmehr erhielt der Knecht die Weisung, das stärkste Pferdepaar vor die Kutsche zu spannen. Dies geschah; Herr und Knecht stiegen auf den Bock, die Pferde zogen an, aber aller Anstrengung ungeachtet war es ihnen nicht möglich, die Kutsche auch nur eine Spanne weit von der Stelle zu bringen. Es mußte darum noch ein zweites und drittes Paar vorgespannt werden, ehe die in allen Fugen krachende Kutsche fortbewegt werden konnte. Langsam und mühevoll ging die Fahrt bis an die Grenze der Gutsfeldmark; dort aber schien sich die Last plötzlich bedeutend zu vermindern, denn die Pferde fielen freiwillig in gestreckten Galopp. Zuletzt schienen sie gar vor einem unsichtbaren Feinde zu fliehen, denn trotz ihrer sichtlichen Ermattung brausten sie mit wildfunkelnden Augen und fliegenden Mähnen dampfend und schaumbedeckt dahin, so daß unter ihren schweren Hufen fortwährend Feuerfunken hervorsprühten und der Knecht sie nur mit Mühe unter einer alten Linde zum stehen bringen konnte. Während er die scheuen Tiere in einiger Entfernung umherführte, um sie zu beruhigen und abzukühlen, schloß der Herr die Kutsche auf, um nach dem Insassen zu sehen. Aber dieser war verschwunden. — Nach einer Weile wurden die Pferde wieder angespannt, und die Fahrt ging heimwärts. Hinfort stand das Mönchsstübchen leer, denn sein ehemaliger Bewohner war erlöst.

---

248. Die drei Steine bei Kastedt.*

Auf einem flachen Hügel unweit Kastedt bei Artern, welches jetzt ein Vorwerk ist, früher aber ein Kirchdorf war, liegen, in einem Dreieck gelagert, drei große Findlingsblöcke. Dort haben drei Brüder, denen Kastedt gehört hat, Gericht gehalten. Andere erzählen, diese drei Brüder wären dort uneins geworden, hätten sich gegenseitig ermordet, und seien dann darunter begraben worden.

---

249. Die Eisfrau bei Ichstedt.(*)

(Wolff, Zeitschrift für deutsche Mythologie.)
(Richter, deutscher Sagenschatz.)

In einer südlich vom Ichstedter Schlosse gelegenen Kalkschlotte, welche aus dem Schloßgarten in den Berg sich hineinzieht und in dem geräumigen Eisloche endet, wohnt die Eisfrau, welche sich aber nur von Sonntagskindern sehen läßt. Silberfarben ist ihr Haar, bleich ihr Gesicht, schneeweiß ihr langes Gewand. Nie hört man sie einen Laut von sich geben; nur das Klirren des Schlüsselbundes an ihrem Gürtel verkündet ihr Nahen. Um Mitternacht zeigt sie sich in der Nähe des Eislochs und auf dem Wege zum Schlosse; dieses selbst aber betritt sie nicht. Wenn die Nacht dunkel ist, zündet sie sich auf einem benachbarten großen Baume eine Leuchte an. Man will wissen, daß sie aus der Familie von Ebra stamme. Ein silbergrauer Hase leistet der Eisfrau Gesellschaft. Oft hat man ihn, wenn er sich im Schloßgarten zeigte, verfolgt; aber immer entkam er in das Eisloch, wo ihn seine Herrin schützt.

Diese ist indes nicht bloß ein Nachtgespenst; auch am Tage hat sie Gewalt, anzuziehen und abzuwehren. Noch vor kurzem wollte ein Knecht am Eisloche vorübergehen, aber unwillkürlich mußte er seine Schritte nach ihm hinlenken. Da gedachte er der Eisfrau und suchte zu entkommen, aber eine unsichtbare Hand zog und schob ihn vorwärts: er stürzte in das Eisloch und brach einen Arm, wurde aber durch Feldarbeiter, welche ihn hatten verschwinden sehen, gerettet.

Jedoch nur selten straft und verderbt die Eisfrau. Sie ist vielmehr die wohlthätige Beschützerin des Dorfes Ichstedt. Nordöstlich vom Eisloche nämlich befindet sich ein stets mit Wasser gefüllter Erdfall, das Gründlingsloch. Dieses etwa 200 Fuß tiefe Loch betrachten die Ichstedter als den Brunnen, den sich die Eisfrau gegraben hat. Bei starken Gewittern nimmt es eine ungeheure Menge Wasser auf und führt es unterirdisch schnell weiter. Das hat die Eisfrau so eingerichtet, damit Ichstedt vor Ueberschwemmungen bewahrt bleibt.

---

250. Der Königsstuhl.*

In der Flur Artern gab es früher einen etwa eine Elle über das Feld sich erhebenden Rain in Gestalt eines Dreiecks. Diese Stelle hieß der Königsstuhl. Man behauptet, sie heiße so, weil Gustav Adolf hier sein Zelt gehabt, als er in der Nähe von Artern gelagert.

---

251. Der Hahnstein.*

Nicht weit vom Königsstuhle bei Artern lag früher ein großer Granitblock, den man den Hahnstein nannte, weil sich auf ihm zu der Zeit, wo Gustav Adolf sein Zelt in der Nähe hatte, ein Hahn niedergelassen und laut gekräht haben soll.

---

252. Hufeisen am Thore.*

Die Republik Venedig unterhielt vor Zeiten mit dem Grafen Busso von Mansfeld einen für sie sehr vorteilhaften Kupferhandel. Als nun der Graf einmal nach Venedig kam, schenkte ihm die Obrigkeit der Stadt aus Dankbarkeit nicht nur eine stattliche Rüstung, sondern auch einen schönen Hengst mit goldenem Sattelzeug und silbernem Hufbeschlag, der mit goldenen Nägeln befestigt war. Auf seiner Heimreise kam Graf Busso

auch nach Artern, und wie er durch das Altstädter Thor ritt, verlor sein Pferd ein Hufeisen. Zum Wahrzeichen dessen hing noch im vorigen Jahrhundert ein Hufeisen am Altstädter Thore, und auch am Thorpfeiler konnte man noch in diesem Jahrhundert ein Hufeisen eingehauen sehen.

---

253. Die Schlüsselmarte.*

In dem früher gräflichen Schlosse zu Artern ging sonst die Schlüsselmarte um. Noch im vorigen Jahrhundert hat man gesehen, wie sie das Schloßthor geschlossen hat, über die Zugbrücke gegangen und dann in einem gemauerten Stollen, der sich unter den Vorwerksgebäuden hinzieht, verschwunden ist.

---

254. Der heilige Bonifacius in der Ungarnschlacht.*

Vor fast tausend Jahren, als noch die Ungarn Deutschland verheerend und plündernd heimsuchten, erschienen diese gefürchteten Feinde alljährlich in unermeßlicher Anzahl auf ihren flinken Rossen auch in Thüringen, um dann, mit reicher Beute beladen, schnell wieder zu verschwinden. Zuletzt konnten sich die Bewohner Thüringens ihrer Einfälle nur durch Entrichtung eines Tributs erwehren, der besonders in Schweinen bestand und darum der Schweinezins genannt wurde.

Nun traf es sich einmal, daß die Schweinezucht in der Unstrutaue nicht den gewohnten und gehofften Ertrag geliefert hatte. Die Leute hatten kaum für sich selber zur Genüge, geschweige denn, daß sie noch an andere hätten abgeben können. In Folge dessen sahen sie mit Zittern und Zagen dem Tage der Tributzahlung entgegen. Als nun die Abgesandten ihrer Bedrücker erschienen, um den Zins einzufordern, konnten die Zinspflichtigen trotz aller Opferwilligkeit sie nicht zufriedenstellen, und darum zogen jene mit der Drohung ab, sie würden zurückkehren und den Tribut mit Heeresmacht einziehen. Sie ließen auch nicht lange auf sich warten, denn bald verbreitete

sich in der Gegend wie ein Lauffeuer das Gerücht, ein starker ungarischer Heerhaufe sei im Anmarsch und hause überall mit Feuer und Schwert. Jetzt war guter Rat teuer. Die Unstrutanwohner überlegten in ihrer Angst hin und her, wie sie dem Unheil entgehen könnten, aber niemand wußte ein Mittel zur Rettung.

Während sie nun in ihrer Herzensangst die ganze Nacht mit Gebet und Flehen zu Gott auf den Knieen zubrachten, vernahmen sie plötzlich eine überirdische Stimme, welche sie ermahnte, gutes Muts zu sein. Sie sollten nur die Feinde zuversichtlich angreifen, und der Herr, der in den Schwachen mächtig sei, werde ihnen Sieg verleihen. Wunderbar durch diese Tröstung gestärkt, bewehrte sich das kleine Häuflein der Deutschen und zog dem überlegenen Feinde kühn entgegen. Wie ein die Dämme überflutendes reißendes Gewässer stürmten die Ungarn von allen Seiten her in dichten Massen hoch zu Roß auf die Deutschen ein, und so sahen diese trotz tapferster Gegenwehr ihre geringe Zahl immer mehr zusammenschmelzen. Da erschien ihnen in der höchsten Not, strahlend in Himmelsglanz, der heilige Bonifacius und bahnte ihnen einen Weg mitten in die Feinde hinein. Durch seine Nähe und seinen ermunternden Zuruf zu neuer Siegeshoffnung entflammt, drangen die Deutschen mit verdoppelter Kraft auf die Ungarn ein, und diese, durch die Lichterscheinung wie betäubt, suchten in schimpflicher Flucht das Weite. Seit dieser Zeit haben sie nie wieder versucht, in das Herz Deutschlands einzudringen.

---

255. Die Teufelsscheune in Reinsdorf.*

In dem Dorfe Reinsdorf bei Artern lebte im Anfange dieses Jahrhunderts ein liederlicher und darum auch armer Bauer namens Gränser, dessen Wirtschaft in einem erbärmlichen Zustande war. Sein Pferd war das schlechteste im Dorfe, und kein Mensch wollte ihm auch nur einen Groschen borgen. Einst machte er eine Fruchtfuhre nach Nordhausen.

Als er zurückkehrte, ließ er seine baufällige Hütte niederreißen und ein neues, großes Haus bauen, kaufte Land und später ein ganzes Bauerngut, so daß sich alle im Dorfe darüber verwunderten. Das ist natürlich nicht mit rechten Dingen zugegangen, denn der Teufel hatte ihm geholfen, wie man an einer Stelle auf dem Dache seiner Scheuer sehen konnte. Diese mochte nämlich noch so oft gedeckt werden, niemals hielt darauf die Dachung.

Auch von einer Stelle am jetzigen Domänengebäude in Artern, wo der Kalkputz immer wieder abfällt, erzählt man sich, der Teufel habe beim Bau geholfen, und darum halte der Kalkputz nicht.

---

256. Wüst Bärnsdorf.*

Auf dem Reinsdorfer Kirchturme hängt eine Glocke, die von der Kirche des wüsten Bärnsdorf herrührt und dort ausgegraben worden ist. Da, wo früher die Bärnsdorfer Kirche stand, hat man noch um 1820 in einem unterirdischen Gange Schätze ausgegraben. Man mußte aber aufhören zu graben, weil man auf einen großen Stein stieß, der mehr als vier Ellen lang war.

---

257. Der Baach bei Gehofen.*

Im Ebersteinschen Walde bei Gehofen giebt es einen jetzt wasserlosen Tümpel mit einer ehemals als Abfluß dienenden bachbettähnlichen Rinne, welche der Baach heißt. Dort soll vor Zeiten eine Mühle gestanden haben. Noch in diesem Jahrhundert will dort mancher Gehofener ein altes, graues Mütterchen „mit verschimmeltem Gesichte“ gesehen haben, das auf die Leute zugeschritten, aber nicht weit von ihnen immer wieder unsichtbar geworden sei.

---

258. Der Betmann zu Gehofen.*

In der alten, jetzt abgebrochenen Kirche zu Gehofen bei Artern stand das Steinbild eines knieenden Ritters, welches nach dem Abbruch der alten Kirche in die neue gebracht worden ist. Das Volk nennt den knieenden, die Hände betend erhebenden Ritter den Betmann und erzählt, das sei ein Herr von Trebra, nach dessen Besitzungen es die von Eberstein gelüstet habe. Der Feldmarschall von Eberstein habe den Betmann ums Jahr 1656 im freien Felde erschlagen, obwohl ihn derselbe flehentlich gebeten, ihn am Leben zu lassen.*)

---

259. Tod im Gewitter.(*)

(M. Lessing, Entwurf einer Geschichte von Kloster Donndorf, Mansfeld 1861, S. 5 und 6.) (Thüringen und der Harz III., S. 149.)

In dem freundlichen Unstrutthale zwei Stunden von Artern liegt Kloster Donndorf. Nach der Reformation ließ man die Nonnen aussterben. Die zuletzt übrig gebliebene war die Aebtissin Felicitas Hacke, welche aus einer in der Umgegend reich begüterten und angesehenen Familie stammte. Schon manchen lieben Tag, wenn das Horaglöckchen ausgeläutet hatte, hatte die alte fromme Aebtissin aus ihrer einsamen Zelle mit herzlicher Sehnsucht nach dem Himmelsgewölbe hinaufgeblickt und sich oft genug die wehmütige Frage vorgelegt: „Wann werde auch ich endlich heimgerufen werden in die ewigen Hütten des Friedens?“ So war der 12. Juli des Jahres 1561 herangekommen. Schon in den Vormittagsstunden hatte sich vom Kyffhäuser her ein Gewitter zusammengezogen und stand fürchterlich drohend über dem Kloster; alle Gebete und Seufzer der ängstlich zagenden Bewohner des Klosters und Dorfes brachten die dunklen Wolken nicht zum weichen,

---

*) Anmerk. Das Bild ist vermutlich das des Ritters Betmann von Trebra. Thatsache ist, daß die von Eberstein die Güter derer von Trebra in Gehofen nach und nach an sich gekauft haben.

und noch gegen Abend nahmen sie dieselbe drohende Stellung ein. Da kam der ehrwürdigen Aebtissin die fromme Ahnung in das bebende Herz, der himmlische Vater wolle sie vielleicht im Wetter von dieser Erde zu sich rufen, und schnell war sie entschlossen, diesem Rufe entgegenzukommen. Sie ließ daher ihren Lehnstuhl draußen vor die Klosterpforte stellen, nahm mit ihrem Gebetbuche darin Platz und erwartete getrost ihr Ende. Sie hatte auch noch nicht lange gesessen und gebetet, da rollte der Donner gewaltig über ihrem Haupte, ein Blitzstrahl fuhr leuchtend und schmetternd hernieder, und — Felicitas Hacke war nicht mehr. Zwar hatte der Blitz ihren Leib unversehrt gelassen, aber ihr altes Haupt hatte sich auf die Brust gesenkt, und ihre Augen hatten sich geschlossen. Am dritten Tage darauf wurde die Leiche der letzten Nonne des Klosters Donndorf auf dem stillen Friedhofe beigesetzt.

Jetzt aber pflegen alle Gewitter, mögen sie auch noch so fürchterlich aussehen, über dem Kloster sich zu teilen und vorüber zu ziehen, ohne dem Dorfe und der Flur zu schaden. „Die letzte Nonne“, sagen die Leute, „war sehr gut und dem Dorfe wohlgesinnt; die hat die Gewitter „„versprochen““, so daß keins mehr schaden kann.“

---

260. Pastor Beyer in Roßleben.*

In Roßleben versah im vorigen Jahrhundert ein Pastor namens Melchior Beyer das Amt eines Seelsorgers.*) Als derselbe gestorben war, konnte sein Geist im Grabe keine Ruhe finden und wandelte rastlos auf der Mauer des Kirchhofs umher, welcher die Dorfkirche umgiebt. Da wurde ein Zauberer verschrieben, um ihn zu bannen. Derselbe kam in einer Kutsche angefahren, bannte den unruhigen Geist in eine Flasche, fuhr mit ihm nach der Sechse, einem Walddistrikt zwischen Roß-

*) Anmerk. Der Name des genannten Pastors, welcher im Jahre 1760 gestorben, und dessen Grabdenkmal noch auf dem Roßleber Kirchhofe zu sehen ist, ist historisch.

leben und Ziegelrode, wo er einen Baum mit einem Zauberkreise umschrieb, und ließ dort den Geist wieder aus der Flasche heraus. Aus diesem Kreise konnte nun der Verbannte nicht heraus; aber es war auch niemandem zu raten, ihn zu betreten; denn wer sich hineinwagte, bekam von dem Pastor Prügel. Lange hatte der Geist in solcher Gefangenschaft zugebracht, da wurde der Baum gefällt. Die Holzhauer aber vernahmen aus dem Baume lautes Aechzen. Und als er endlich auf dem Wagen lag, da konnte ein gewöhnliches Gespann Pferde ihn nicht von der Stelle bringen; vielmehr mußte man noch ein zweites Gespann vorlegen.

Doch auch noch auf andere Weise hat sich der Pastor bemerklich gemacht. In der Roßleber Kirche hängt ein Bild von ihm, mit dem nicht zu spaßen ist. Einmal ging ein Junge an dem Bilde vorüber und bleckte vor ihm die Zunge heraus. Da reckte sich die Hand des Pastors leibhaftig aus dem Bilde heraus und versetzte dem Unartigen eine Ohrfeige, die er zeitlebens nicht vergessen hat. Seit der Zeit halten sich unartige Buben von dem Bilde möglichst fern.

---

261. Die Zerstörung der Burg Rabinswald.*

Auf einem ziemlich hohen, steilen, schönbewaldeten Berge der Finne, im Hintergrunde eines Seitenthales der goldenen Aue, liegt die Ruine der Burg Rabinswald, welche ihren Namen von dem adligen Geschlechte der Rabin empfangen haben soll. In der kaiserlosen schrecklichen Zeit übten die Besitzer der Burg die Wegelagerei in entsetzlicher Weise aus, was freilich sehr lohnend für sie war, da unten im Thale auf der alten Verkehrs- und Handelsstraße nach Leipzig fast täglich Kaufleute mit Geld oder Waren daherzogen und den Wegelagerern Gelegenheit zu reicher Beute boten. Dieses Raubnest war daher mit unter denen, welche Rudolf von Habsburg einschloß und hart belagerte, um die Uebelthäter, welche darin hausten, zu bestrafen. Aber die zahlreiche und wohlgerüstete

Besatzung hatte sich so reichlich mit Vorräten aller Art versehen und wehrte sich so verzweifelt, daß der Kaiser unverrichteter Sache abziehen mußte. Was jedoch der Gewalt nicht gelungen, das gelang später der List. Ein Bürger von Nordhausen, der teils seiner Verschlagenheit, teils seines roten Haares wegen der schlaue Fuchs genannt wurde, faßte einen klugen Plan zur Gewinnung der Feste. Er belud mehrere Wagen mit großen Fässern, in denen er Bewaffnete verborgen hatte, und fuhr nun in der Tracht eines wohlhabenden Kaufmannes unweit der Burg thalabwärts. Kaum hatten die Raubgesellen den Wagenzug bemerkt, so fielen sie über denselben her und brachten ihn mit Ladung und Mannschaft nach Rabinswald. Dort führte der Burgherr den schlauen Fuchs in ein kleines Gemach, in welchem ein Schwert, ein Beil und ein Strang zu sehen war. Auf die Frage des ersteren, durch welches der drei Hinrichtungswerkzeuge er sterben wolle, entgegnete er ruhig, darüber habe er nichts zu bestimmen, doch möge man ihm vor seinem Tode noch die letzte Bitte gewähren, daß er sein treues Faustrohr zum letzten Mal zum Fenster hinaus abfeuern dürfe. Arglos bewilligte der Burgherr den Wunsch des Gefangenen, aber kaum war der Knall im Schloßhofe vernommen worden, da verließen auf dies vorher verabredete Zeichen die Insassen der Fässer ihr Versteck und drangen mit gezückten Schwertern auf die unbewaffnete Burgmannschaft ein. Erstaunt über das Kampfgetümmel, eilte der Burgherr hinab in den Hof, fiel aber hier in die Hände seiner Feinde. Hierauf ließ der schlaue Fuchs die Burg bis zur Unbrauchbarkeit zerstören und kehrte mit seiner Beute nach Nordhausen zurück.

Abweichend von diesem Bericht soll ein Gedicht von B. Wilhelm († 1832) welches auf der Mitteilung eines Garnbacher Schäfers beruhte, folgendermaßen den Hergang dargestellt haben:

Auf Rabinswald hauste ein böser Ritter, der wilde Rabe genannt. Einst überraschte derselbe einen Jüngling,

wie er mit einer Jungfrau koste, die in das Kloster Roßleben gethan war, erstach denselben und entführte das Mädchen auf sein Schloß. Der Jüngling war jedoch nicht zu Tode getroffen, schleppte sich von dannen und fand einen treuen Pfleger, der ihn wiederherstellte. Mit diesem schmiedete er nach seiner Genesung Racheplane. Der neugewonnene Freund verkleidete sich als Fuhrmann, fuhr mit einem Wagen, auf welchem vier Fässer, angeblich alle voll Wein, lagerten, an der Burg vorüber und wurde, wie es vorausgesehen und beabsichtigt war, von dem Rabinswalder gefangen und samt seinem Wagen in die Burg geschafft. Alsbald wurde ein Faß Wein zur Probe geöffnet, und da der Wein gut war, betranken sich die Burgleute. Als dieselben ihrer Sinne nicht mehr mächtig waren, ließ der Fuhrmann den rachedürstenden Jüngling heraus, und nun erschlug dieser den Ritter und seine Knechte, befreite seine Braut und zündete die Burg an, welche seitdem in Trümmern liegt.

---

262. Die Quelle in Hauterode.*

In Hauterode bei Heldrungen giebt es eine Quelle, von einem Gewölbe überbaut. Wer von dem Wasser derselben trinkt, der kann nicht wieder fort von Hauterode.

---

263. Der Bonifaciusberg.*

Der heilige Bonifacius ist auch in Oberheldrungen gewesen. Denn die Kirche des Ortes ist ihm geweiht, und nicht weit davon liegt der Bonifaciusberg, auf welchem er gepredigt hat, als er in Thüringen umherzog, um die Heiden zu bekehren.

---

264. Der Schäfer und die Schafe.*

In der Flur von Braunsrode bei Heldrungen konnte man noch vor etwa vierzig Jahren einen großen Granitblock sehen, und um ihn her viele hundert kleinerer Steine, so daß eine

große Fläche von ihnen wie besät war. Der große Stein hieß der Schäfer, die kleinen aber die Schafe, denn hier soll einmal ein Schäfer, weil er am Sonntag gehütet, mit seinen Schafen in Stein verwandelt worden sein. Um das Jahr 1830 aber hat man die Steine zerschlagen und mit ihnen den ganzen Flecken Schloßheldrungen gepflastert.

265. Der Krötenstein am Heldrunger Schlosse.*

Am Treppenhause des Heldrunger Schlosses, rechts vom Eingange der Wohnung des Rentamtmanns, befindet sich in einer Höhe von fünf bis sechs Ellen ein Stein, auf welchem eine Kröte ausgehauen ist. Als das Schloß einmal recht baufällig geworden war, mußte der Besitzer viel Geld auf seine Wiederherstellung verwenden, und weil die Summe den Anschlag weit überstieg, rief er zornig aus: „Du verdammte Kröte hast mir viel gekostet!“ Des zum Wahrzeichen wurde dieser Stein eingemauert. Als man aber später denselben an eine andere Stelle gebracht hatte, wurde es sehr „unheimlich“ im Schlosse, so daß man sich genötigt sah, den Krötenstein wieder an seinen alten Ort zu bringen.

266. Schreibers Kreuz und die Mansfeldische Ecke.*

Im Felde zwischen Schloßheldrungen und Oldisleben steht auf einem Berge ein altes Kreuz von ähnlicher Form, wie der Orden vom eisernen Kreuz, das heißt Schreibers Kreuz. Das hat folgenden Ursprung. Ein Landpfleger, namens Schreiber, geriet einmal mit den Grafen von Mansfeld in Streit wegen der Grenze der Herrschaft Heldrungen gegen das Amt Sachsenburg. Da kam es an der Stelle, wo jetzt das Kreuz steht, zum Kampfe, und Schreiber wurde erschlagen. Zum Andenken daran hat man das Kreuz gesetzt, und seitdem heißt die äußerste westliche Spitze des Amtes Heldrungen gegen das Amt Sachsenburg zu die Mansfeldische Ecke.

Andere freilich erzählen, der Landvoigt Schreiber habe seine Untergebenen so unmenschlich bedrückt, daß sie sich wider ihn empört und ihren Dränger an jener Stelle erschlagen hätten.

XII. Gegend von Nebra.

267. Die Ableitung des Unstrutsees.

(Nach der Thuringia von 1843.) (Richter, Deutscher Sagenschatz IV., No. 81.) (Schumann und Schiffner, Lexicon von Sachsen XV., 1021.)

Vor mehr als tausend Jahren füllte das Thal der Unstrut bis unterhalb Memleben ein großer, tiefer See. Nachdem man schon oftmals vergeblich versucht hatte, demselben einen Abfluß zu verschaffen, kam das Riesenwerk endlich durch einen einzelnen Mann zu Stande. Das war ein Mönch, welcher das Gelübde der Keuschheit gebrochen hatte und darum zur Strafe für seine Schuld lebendig eingemauert werden sollte. Als nun die Zeit zur Vollstreckung des Urteils heranrückte, ließ der Mönch seinen Abt um eine letzte Unterredung bitten, und als ihm die gewährt worden war, erbot er sich, dem See einen Durchbruch zu verschaffen, wenn man ihm das Leben schenke. Das Angebot schien der Erwägung wert, und nachdem man alle Klöster der Umgegend darum befragt hatte, kam man dahin überein, den Mönch den Versuch machen und straflos ausgehen zu lassen, wenn er ohne alle menschliche Hilfe den Abfluß bewirke. Nun untersuchte der Mönch sorgfältig die ganze Umgegend und fand, daß unterhalb Memleben in der Gegend der Steinklebe der Felsen durchbohrt werden müßte, wenn der Abfluß gelingen sollte. Alsbald begab er sich an die Arbeit und fing an, einige Fuß unter dem Wasserstande des Sees eine Flutrinne durch die Felsen zu arbeiten; aber bald erkannte er, daß er allein mit dem Riesenwerke nicht zu Ende kommen könne. Er nahm daher den Beistand des Teufels an, und nun rückte die Arbeit so mächtig vorwärts, daß das Wasser

bald zu strömen begann und sich donnernd selbst einen Weg durch die Felsmassen bahnte. So hat der Mönch dem Thüringer Volke ein weites, fruchtbares Thal eröffnet, sich selbst aber dem Teufel zur Beute gegeben.*)

268. Der Unstrutnix.*

Die Unstrut ist ein tiefes und gefährliches Wasser, dem sich die Kinder nicht nähern dürfen, weil sie sonst der Nix holt, der in der Unstrut wohnt. Alljährlich muß die Unstrut ein Opfer haben, aber nur bis zum Johannistag ist sie gefährlich; ist dieser Tag vorüber, so braucht man sich nicht mehr vor ihr zu fürchten.

269. Mutterthränen in Perlen verwandelt.

(Nach der Thuringia von 1843.) (Richter, Deutscher Sagenschatz IV., No. 82.)

In der Unstrut wohnt eine Nixe; der hängen lange, triefende Haare vom Haupte bis zur Ferse herunter, und wasserhell sind ihre Augen. Ihr Kleid rauscht wie von Seide und ist von wunderbaren unterirdischen Stoffen gewebt. Zuweilen wandelt sie in der Dämmerstunde am Ufer und lächelt wohlgefällig, wenn die ruhigen Gewässer ihr Bild glänzend zurückstrahlen.

Gegen schlechte Menschen 'erweist sie sich sehr böse; den guten aber ist sie wohlgesinnt und lächelt mit ihren kleinen, blinzenden Augen diejenigen freundlich an, denen sie wohl will.

Einst brachte eine arme Witwe ihren Flachs an die Unstrut zum röşten. Beim Anblick des Flusses mußte sie bitterlich

*) Anmerk. Auch von einer andern Strecke des Unstrutthales geht eine ähnliche Sage. Zwischen Erfurt und der Sachsenburg lag vor Zeiten der große See. Diesen soll ebenfalls ein Mönch durch einen Durchstich bei der Sachsenburg trocken gelegt und sich so Erlösung aus dem Kerker verschafft haben. D. H.

weinen, denn erst kürzlich war ihr einziges Töchterlein in die Unstrut gefallen und spurlos darin verschwunden. Glänzend rollten die Thränen über die Wangen der Frau und mischten sich mit den Wellen. „O mein liebes, einziges Töchterlein,“ seufzte sie, „du liegst nun tief unten im kalten Wasser begraben! Oder hat dich vielleicht die Nixe um deiner Schönheit willen mit sich hinabgenommen in ihr dunkles Haus? Ach, nur einmal noch möchte ich dich sehen, mein herziges Kind!“ Bei dieser Klage der unglücklichen Mutter flossen die Wellen plötzlich ruhiger dahin, sanfter Gesang ertönte aus der Tiefe, die Nixe tauchte empor, und in ihren Armen ruhte das so schmerzlich beweinte Kind. Als nun die Mutter bat, die Nixe möchte ihr doch ihr Töchterlein wiedergeben, und erklärte, alles, selbst ihr Leben, zur Lösung geben zu wollen, da schwebte die Nixe mit leichtem Fuße über das Wasser zu der Bittenden und legte ihr das Kindlein in die Arme. Aber ach! das Kindlein war starr und tot. Mit schmerzlichen Blicken betrachtete die Mutter ihren Liebling und sagte dann zur Nixe: „Hast du es getötet? — O nein, so grausam bist du nicht, denn voll Teilnahme blickt dein Auge. Gewiß ist es ohne deine Schuld ertrunken, und du hast es nicht retten können. Doch da ich's nicht lebendig wieder haben kann, so will ich's wenigstens feierlich begraben und mit schönen Blümlein sein Grab bepflanzen.“ Da sagte die Nixe: „Thu es, arme Mutter, und damit du es kannst, so nimm die Perlen hier in goldener Schale. Es sind deine Thränen, die ich aufgefangen und in Perlen verwandelt habe.“ Also sprach sie und verschwand in den Wellen des Flusses.

---

270. Die Rache der Unstrutnixe.

(Nach der Thuringia von 1843.) (Richter, Deutscher Sagenschatz IV., No. 82.)

Einst spielten Knaben in der Nähe der Unstrut; da sagte einer von ihnen: „Kommt, wir wollen die Nixe zu Tode steinigen, die an der Gartenecke dort im Flusse wohnt, wo er am

tiefsten ist!“ Alle waren dazu bereit und liefen nach der bezeichneten Stelle. Stein auf Stein warfen sie in die Tiefe und riefen dabei:

„Wassernixe, du mußt sterben
In dem tiefen Wasserloch!
Wassernixe, bist getroffen?
Wassernixe, lebst du noch?“

Bei jedem Wurfe schäumten die Wellen auf; dadurch wurden die Knaben nur noch lustiger und setzten immer eifriger ihr Spiel fort. Auf einmal, sie wußten nicht, wie ihnen geschah, stand die Wassernixe mitten unter ihnen, blickte sie zornig an, erfaßte den Knaben, der das alles angestiftet hatte, bei den Haaren und sprang mit ihm in die Tiefe. Starr vor Entsetzen standen die übrigen Knaben da, hörten noch aus der Tiefe den gellenden Angstschrei ihres Gespielen und sahen bald darauf das Wasser sich blutrot färben, ein Zeichen, daß die Nixe ihn getötet hatte.

---

271. Das Unstrutwehr.

(Nach der Thuringia von 1843.) (Richter, deutscher Sagenschatz IV., No. 82.)

An der Unstrut wohnte ein Müller, der wollte ein Wehr bei seiner Mühle bauen. Zwei Mal hatte das Wasser den Bau wieder weggerissen, darum besprach er sich, bevor er zum dritten Mal an den Wiederaufbau ging, mit einem Baumeister. Jedoch dieser erklärte, hier sei alle Mühe umsonst. „Nur Ein Mittel — so flüsterte er dem Müller ins Ohr — giebt es, den Bau zu Stande zu bringen. Ihr müßt heimlich ein Kind kaufen, das noch an der Mutterbrust trinkt.“ — „Wozu das?“ fragte betroffen der Müller. — „Das Kind muß lebendig in das Wehr vermauert werden, wenn dieses der Gewalt des Wassers widerstehen soll“, gab der Baumeister zur Antwort. Anfangs hatte der Müller keine Lust, auf diesen Vorschlag einzugehen; weil ihm aber der Baumeister täglich zuredete und das Wehr gar notwendig war, so setzte er zuletzt alle Bedenken

beiseite und suchte heimlich nach einem Säugling. Endlich fand sich eine arme Frau, welche bereit war, für schnödes Gold ihr Kindlein zu verkaufen, und nun mauerte der Baumeister unter allerhand Zaubersprüchen das arme Kindlein ein, ohne daß jemand die böse That erfuhr. Als das nächste Jahr herankam, wurde die Unstrut über die Maßen groß und wild, aber das neue Wehr trotzte den Wogen, als wäre es von Granit, und so hielt es volle zwanzig Jahre lang. Da kam eines Tags von ungefähr die Mutter des eingemauerten Kindes in die Nähe des Wehres, und sogleich fing das Wasser des Flusses an, gewaltig zu brausen und zu toben und den tiefsten Grund aufzuwühlen. Vor diesem Ungestüm wankte das Wehr, barst in Stücke und sank unter furchtbarem Krachen in die Wogen. Aus diesen aber tauchte die Unstrutnixe empor und hielt eine holde Jungfrau in ihrer Hand. Entsetzt erkannte die Rabenmutter in dem schönen Mädchen ihr armes Kindlein und eilte davon; aber noch am selbigen Tage wurde das Weib tot an den Ufern des Flusses gefunden.

---

272. Die Nobisschenke.

(G. Hesekiel,*) Frau Schatz Regine II., 99.) (Witzschel, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Thüringen No. 176.)

Etwa eine Stunde vom Strande der Unstrut entfernt lag die Nobisschenke, ein altes Besitzstück des Hauses auf dem Werder, das seit undenklichen Zeiten in Erbpacht ausgethan war. Die Nobisschenke war der besuchteste Vergnügungsort für das Landvolk der ganzen Umgebung. Man sagte, wer in der Nobisschenke nicht Karten spielen lerne, der müsse zur Strafe dafür im Himmel den Spielern Späne schnitzen zum anbrennen ihrer Tabakspfeifen. Andere sagten auch, in der Nobisschenke sei es ungefähr ebenso, wie im Himmel.

---

*) Ob G. Hesekiel No. 272, 274, 275 dem Munde des thüringischen Volkes entnommen hat, scheint mir noch zweifelhaft. D. H.

273. Die Schlüsselkathrine.

(Kuhn und Schwarz, Norddeutsche Sagen No. 235.)

Bei Nebra an der Unstrut ist ein Fels, aus dem kommt alle Fastenabend um neun Uhr die Schlüsselkathrine mit einer Laterne hervor und geht bis zwölfe am Flusse auf und nieder. Gewöhnlich sieht man aber nur ihre Hand, in der sie die Laterne hält. Kein Mensch weiß, warum sie in den Felsen gebannt ist.

274. Die Schlüsseljungfrau von Nebra.

(G. Hesekiel, Frau Schatz Regine II., 103 ff.) (Witzschel, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Thüringen. No. 177.)

Unweit der Nobisschenke, dicht am Ufer des Sees, liegt ein Steinblock, aus welchem die rostigen Köpfe von drei großen eisernen Nägeln hervorragen, welche die Bauern eingeschlagen haben zum Zeichen, daß hier der Mittelpunkt der Erde ist. Auch zeigt sich hier in stillen Winternächten die Schlüsseljungfrau von Nebra; sie läßt aber nur ihre rechte Hand sehen, in welcher sie eine Laterne trägt; sonst ist sie unsichtbar. Einst hatte sie auf diesen Stein das Kind ihrer Herrschaft niedergelegt, als ihr Liebster, der Jäger, aus dem Walde gekommen war, und koste mit demselben im Eichengebüsch. Als aber dann die Leichtsinnige zu dem Stein zurückkehrte, da hatte sie Reue im Herzen und fand das Kind ihrer Herrschaft nimmermehr. Das hatte der Nix geholt, und es war der letzte Herr von Nebra gewesen. Seitdem sucht die Unglückliche allnächtlich nach dem verlorenen Kinde an dieser Stätte; man sieht sie aber nie, und nur in dunkeln Nächten ihre rechte Hand, weil sie darin eine Laterne trägt.

275. Der Lieper Heidenbaum.

(G. Hesekiel, Frau Schatz Regine II., 200.) (Witzschel, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Thüringen No. 179.)

In der Gegend an der Unstrut stand eine Eiche, die hieß der Lieper Heidenbaum und war ihrer Größe und Schönheit

sowie ihres Alters wegen berühmt in der ganzen Gegend. Man konnte sie sehr weit sehen, wo nicht Hölzer den Blick hemmten. Aber nicht bloß deshalb war die Eiche berühmt, es knüpften sich auch allerlei Sagen daran. Kein Landmann wagte, sich in ihrem Schatten auszuruhen, und zehrendes Fieber überfiel den, der unter ihren Zweigen auch nur hinschritt; mit Einem Worte: der Lieper Heidenbaum beschattete einen beschrieenen Platz.

Es ist noch gar nicht so lange her, daß jeder, der an dem Platze vorbei kam, einen Stein darauf warf, oder eine Scherbe, einen Baumast, oder was er sonst gerade zur Hand hatte, damit der Platz kenntlich sei und ihn kein Unkundiger betrete, seinem Leibe oder gar seiner Seele zum Schaden. Auch wurden solche Schreckensorte mit Dornen eingefaßt oder auch mit einem Erdwall und Graben umzingelt, wodurch dieselben schon von weitem wüst und unheimlich erscheinen mußten.

---

276. Das Uebelessen.*

Auf der Höhe zwischen Bibra und Altenrode lag früher das Dorf Neurode, welches im dreißigjährigen Kriege zerstört worden ist. Dicht bei der wüsten Dorfstätte liegt eine Stelle, die allgemein das Uebelessen genannt wird. Dort hatte sich vor längst vergangener Zeit während eines Krieges einmal eine Heerschar gelagert und war gerade beim Essen, als sie von den Feinden überfallen und mit einer solchen Menge von Wurfgeschossen überschüttet wurde, daß das Mahl sich in ein vernichtendes Blutbad verwandelte. Darum erhielt in der Folge die Stelle, wo das geschehen war, den Namen Uebelessen.

Nach andern aber stammt der Name aus der Schwedenzeit. Da hatte eine schwedische Abtheilung in dem Dorfe Neurode Quartier gemacht; die Offiziere aber hatten sich außerhalb des Ortes im Freien zur Tafel gesetzt. Wie sie nun gerade im besten Zechen waren, richteten die Kaiserlichen, die in der Nähe lagen, eine Kanone auf die Stelle und zielten so gut,

daß die Kanonenkugel mitten auf den Tisch traf und alles zertrümmerte. Da sagte einer von den Offizieren: „Meine Herren, hier ist übel essen!“ und schnell verließen alle den gefährlichen Ort.*)

---

277. Das Hasenspiel am Mordgraben.*

Ganz nahe bei der wüsten Dorfstätte Neurode zieht sich nach Abend zu eine Bodensenkung hin, welche der Mordgraben heißt. Dorthin hat einmal ein Jagdliebhaber einen andern, dem er spinnefeind gewesen, zu einem Jagdessen eingeladen und mit vergiftetem Hasenbraten bewirtet, weil er sich nicht getraut hat, seinem Feinde auf andere Weise beizukommen. Der Gast hat in der vergifteten Mahlzeit seinen Tod gegessen, aber auch der Mörder ist kurz darauf zur Strafe seines Frevels plötzlich gestorben. Seitdem gehen beide, der Mörder und der Ermordete, um mitternächtliche Zeit in der Gegend als Hasen um. Dabei wirft sich der Vergiftete stets auf den Vergifter, um Rache an ihm zu nehmen, und so bekämpfen sich beide grimmig, bis es Eins schlägt, um das Spiel — denn man nennt ihren Kampf kurzweg das Hasenspiel — die folgende Nacht von neuem zu beginnen. Noch leben Leute, die den Kampf der Hasen um Mitternacht gesehen haben wollen.

---

278. Der Teufelsstein bei Wennungen.*

Etwa eine halbe Stunde von dem Dorfe Wennungen liegt nach Abend zu, auf der Südseite des zur Unstrut sich hinabziehenden Thalgrundes der Neideck, ein großer Stein, den man den

---

*) Anmerk. Dieselbe Geschichte erzählt man aber auch von dem Thonberge, eine halbe Stunde südöstlich von Leipzig, der seit dem dreißigjährigen Kriege Uebelessen heißt, weil Gustav Adolf einst vor dem dort gelegenen Gute im Freien gespeist und, als ihm eine feindliche Kanonenkugel in die Schüssel geflogen, ausgerufen haben soll: „Hier ist übel essen!“ (Schumann und Schiffner, Lexicon von Sachsen XI., S. 717.)

Teufelsstein, aber auch Teufelsaltar und Teufelskanzel nennt. Einst hatte sich der Teufel verpflichtet, in Memleben eine Kirche zu bauen; weil er aber um den Baulohn betrogen wurde, ergriff er den bezeichneten Stein, warf ihn nach der von ihm erbauten Kirche, verfehlte jedoch sein Ziel, und der Stein blieb in der Neideck liegen. Andre dagegen erzählen, der Teufel habe sich erboten, übernacht bis vor Tagesanbruch bei Kösen eine steinerne Brücke über die Saale zu bauen. Ehe er jedoch völlig mit dem Baue fertig war, krähte ein Hahn, und weil er nun um seinen Lohn betrogen war, erfaßte er den Stein, um sein Werk wieder zu zerstören, warf aber fehl, und der Stein fiel in der Neideck nieder.

279. Die Neidecke.*

Auf dem Schlosse Burgscheidungen lebten einmal zwei Brüder, liebten sich aber nicht, wie es Brüdern geziemt, sondern lagen fortwährend in Zank und Streit mit einander. Darum baute sich der eine von beiden, dem der Haß seines Bruders das Schloß Scheidungen zu enge gemacht hatte, unweit davon ein neues Schloß und that von dort aus alles Erdenkliche, um seinen Bruder zu ärgern und zu schädigen. Darum wurde die neue Burg die Neid-Ecke genannt.

XIII. Gegend von Querfurt.

280. Die Querfurter Neunlinge.

(Cyriacus Spangenberg, Querfurtische Chronik. 1590, 4. S. 134—138.) (Caspar Schneider, Beschreibung der Herrschaft Querfurt S. 15—17.) (Thüringen und der Harz, VI., S. 129—131.) (Kuhn und Schwarz, Norddeutsche Sagen No. 234.) (Grimm, Deutsche Sagen N. 577.) u. a. a. O.

In alten Zeiten herrschte auf dem Schlosse Querfurt Graf Gebhart, ein ernster und strenger Herr, mit seiner Gemahlin,

welche Sophia hieß. Diese gebar in Abwesenheit ihres Gemahls auf Ein Mal neun Knäblein, worüber sie sich mit ihren Weibern heftig entsetzte, sonderlich weil Graf Gebhart ein wunderlicher Herr war und schon zum öftern geäußert hatte, es gehe nicht mit rechten Dingen zu, wenn ein Weib mehrere Kinder auf Ein Mal zur Welt bringe. In dieser Furcht wurde die Gräfin mit den anwesenden Weibern einig, acht von den neugebornen Knäblein heimlich beiseite zu schaffen und nur das neunte und stärkste, welches Burkhart genannt und später Kaiser Lothars Großvater wurde, zu behalten. Einem von den Weibern ward demnach befohlen, die acht Knäblein in einem Kessel hinwegzutragen und in einem unter dem Schlosse oberhalb der Mühle gelegenen Teiche zu ertränken. Das Weib nahm das auch auf sich und ging mit dem frühesten aus der Burg. Aber was geschieht? Wie es so dahingeht, begegnet ihr gleich unten am Berge der heilige Bruno, Herrn Gebharts Bruder, der sich damals in Querfurt aufhielt und seiner Gewohnheit nach bei Tagesanbruch ins Freie gehen wollte, um sein Gebet zu verrichten. Als dieser sah, daß das Weib etwas trug und sich sehr beeilte vorbeizukommen, auch die Kindlein im Kessel unter ihrem Mantel winseln hörte, wurde er aufmerksam und frug das Weib, was sie trage, und was so winsele. Ob nun gleich das Weib ihm einreden wollte, es seien Welfe (junge Hunde), so schöpfte er doch aus ihrer Bestürzung Verdacht, zumal die von ihm vernommene Stimme nicht wie die eines Hündleins lautete, und beschloß, sich durch den Augenschein zu überzeugen. Er hob daher ihren Mantel auf und befand, daß es acht kleine Kindlein waren. Da war er über die Maßen entsetzt und drang in das Weib, ihm zu gestehen, woher sie mit den Kindlein komme, wem sie angehörten, und was sie mit denselben thun wollte. In ihrer Angst gestand das Weib alles; Bruno aber, als er erfahren, daß es die Kinder der Gräfin wären, gebot dem Weibe ernstlich, keinem Menschen etwas davon zu sagen und auch der Mutter nichts anderes zu melden, als daß sie ihren Befehl vollbracht habe. Hierauf

nahm er die Kindlein, taufte sie sämtlich im nächsten Brunnen, der an dem Brunsberge liegt und seitdem Brunsbrunnen (Brunos Brunnen) heißt, auf seinen Namen Bruno und brachte sie unter dem Vorgeben, es seien vater- und mutterlose Waisen, — kurz zuvor war ein großes Sterben gewesen — an verschiedenen Orten unter; zwei in der nahegelegenen Mühle, die daher die Brunsmühle (Brunos Mühle) heißt; die andern bei verschiedenen Leuten in einer Gasse, die man deshalb noch die Brunsgasse (Brunos Gasse) nennt. Dieser Vorfall blieb geheim bis zu der Zeit, da der heilige Bruno sich anschickte, nochmals als Heidenbekehrer nach Preußen zu reisen. Da offenbarte er beim Abschiede seinem Bruder, wie es mit den Kindern zugegangen, und verpflichtete denselben, daß er es seiner Gemahlin nicht unfreundlich entgelten lassen, sondern alles als ein Wunder Gottes und Gnadenwerk ansehen wolle; darauf ging er auch zur Gräfin, hielt ihr ernstlich ihre unmütterliche, grausame That vor und verkündete ihr zuletzt, daß die Kinder alle noch am Leben und getauft wären. Da war groß Leid und Freude beieinander; die acht Knäblein, nunmehr zwei Jahr alt, wurden herbeigeholt und gleichgekleidet ihren Eltern vorgestellt. Da wallte diesen beim Anblicke ihrer Kinder, an deren Gestalt und Geberden man verspüren konnte, daß sie des neunten rechte Brüderlein wären, das Herz freudig auf, und jeder mag leicht ermessen, was da für Freude und Wundern gewesen ist. Die acht Knäblein aber widmeten sich aus Dank gegen ihren Erhalter nachmals dem geistlichen Stande.

Den Kessel, in welchem das Weib die angeblichen acht Welfe von der Burg getragen hatte, zeigte man noch lange nachher in der Querfurter Schloßkirche, wo derselbe oben vor dem Chor an den Schwibbogen mit einer eisernen Kette zum Gedächtnis dieser Geschichte angeschmiedet worden war. Den Teich aber, in welchem die Kinder ertränkt werden sollten, nannte man seitdem den Welferteich oder — wie es heutzutage lautet — den Wellerteich.

Nach einer andern Erzählung jedoch ließ sich Graf

Gebhart nicht bewegen, den Vorgang als Gottes Gnadenwerk anzusehen, sondern fragte die Gräfin, was eine Mutter wohl verdiene, die ihre eigenen Kinder ersäufe; er habe einen solchen Fall und wisse keine Strafe dafür. Da sagte sie, eine solche müsse auf glühenden Schuhen stehen; und kaum hatte sie das ausgesprochen, so ließ er ihre neun Kinder, die er bis dahin verborgen, in gleicher Kleidung hervortreten und sagte ihr, sie solle aus diesen ihr eigenes Kind aussuchen. Das konnte sie aber nicht, und nun ließ er das Urteil, welches sie selbst gesprochen, an ihr vollziehen. Die eisernen Schuhe, auf welchen die Gräfin ihre Strafe erduldet oder nach andern die Feuerprobe zum Erweis ihrer Unschuld bestanden hat, sind lange Zeit in dem oben erwähnten Kessel aufbewahrt worden. Vor dem Brande von 1678 waren noch beide Schuhe vorhanden; jetzt nur noch einer, der in der Sakristei aufbewahrt wird.

---

281. Die Querfurter Eselswiese.

(Cyriacus Spangenberg, Querfurtische Chronik. S. 128. 132 133.) (Casp. Schneider, Beschreibung der Herrsch. Querfurt 1654. S. 30—33.) (Grimm, Deutsche Sagen No. 578.) (Thüringen und der Harz VI., S. 128 u. 129.) (Schumann u. Schiffner, Lexicon von Sachsen VIII., S. 680.) (Kuhn und Schwarz, Norddeutsche Sagen No. 234.)

Auf die Nachricht von dem Tode vieler christlichen Priester im Preußenlande beschloß der heilige Bruno von Querfurt, abermals nach Preußen zu ziehen, um die Heiden dort zu bekehren. Am Osterdonnerstage setzte er sich nach gesprochenem Segen auf seinen Esel, und seine Brüder Burkhart und Gebhart begleiteten ihn ein Stück. Als sie nun auf den grünen Anger morgenwärts von Querfurt kamen — denn Bruno wollte zunächst nach Merseburg reisen —, nahmen sie Abschied von einander; allein Brunos Maultier oder Esel wurde plötzlich stätig und war alles Schlagens, Peitschens und Spornens unerachtet nicht von der Stelle zu bringen. Daraus schlossen seine Brüder und alle, die ihn geleiteten, es wäre nicht Gottes Wille, daß er diesen Zug thue, baten ihn umzukehren, indem

sie ihn an Bileams Esel erinnerten, und redeten ihm solange zu, bis er wieder mit ihnen aufs Schloß Querfurt zurückkehrte. Die folgende Nacht jedoch erwog der Heilige nochmals mit Ernst diese Sache, und da er eine Versuchung des Satans darin erblickte, so ließ es ihm keine Ruhe, bis er endlich den Zug doch unternahm und in Preußen von den Heiden gefangen, gepeinigt und getötet wurde. Seine Brüder aber ließen zum Andenken an ihn auf dem Anger, wo vormals sein Esel stätig geworden war, eine Kapelle erbauen, die nannte man die Kapelle zu Eselstatt; der Anger aber heißt bis auf den heutigen Tag der Anger zur Eselstatt oder die Eselswiese. Alljährlich am Osterdonnerstage feierte man seitdem des heiligen Mannes Gedächtnis, predigte in der Kapelle von des heiligen Bruno Wunderthaten und erteilte den Gläubigen einen sonderlichen Ablaß. Darum geschahen große Wallfahrten des Volks auf die Eselswiese; und wie es denn zu geschehen pflegt, daß, wo Zulauf von Menschen ist, auch Käufer und Verkäufer sich einfinden, so geschah es auch hier; und wurde endlich ein Jahrmarkt daraus, den man um die Kirche auf der Wiese abhielt, und auf welchen allerlei Krämerei, sonderlich Hausrat von Holz und Eisen, Pferde und allerlei Vieh gebracht wurde. Noch jetzt unterläßt es kein Marktbesucher, seinen oder seiner Freunde Kindern ein Spielzeug von der Eselswiese mitzubringen, das dort in Menge feilgehalten wird; das sind kleine, von bunten Holzspänen geflochtene Köberchen, mit bunten Thonkugeln gefüllt, welche Schußkaulen oder Schnellkaulen heißen, und kleine grünglasierte oder auch bunte Eselreiter von Thon. Die Eselreiter stellen den die Reise zu den Heiden antretenden Bruno dar, die Köberchen aber mit ihrem Inhalt sind eine Nachbildung seines Reisegepäcks und Mundvorrats. In früherer Zeit besuchte man den Markt auf der Querfurter Eselswiese noch fleißiger als jetzt, so daß man zu sagen pflegte: „Skt. Brunens stätiger Esel hat das ganze Land gehend gemacht.“

---

282. Der Querfurter Mönch.

(Kuhn und Schwarz, Norddeutsche Sagen No. 228, 3.)

Im Querfurter Schloß spukt ein Mönch umher, namentlich in der Fastenzeit. Der spielt den Leuten allerhand Possen, und sie sehen ihn in seiner Kutte bald hier bald da zum Vorschein kommen. Eine Magd, die nicht recht gut thun wollte, hat er mal unter seinem Arm hindurch in die Küche gehen lassen; das hat sie nie vergessen. Er hat auch seine Kuh oben im Schloß, und das ist allemal die fetteste im ganzen Stall.

---

283. Der starke Hans in der Teufelsmühle.*

Zwischen Querfurt und Obhausen liegt am Ufer der Querne eine Mühle, welche 1473 unter dem Namen die Teuffelsmol erwähnt wird, und nach welcher von dem Dorfe Döcklitz aus der Teufelsrain führt. Ueber die Entstehung des Namens geht folgende Sage.

In der Mühle an der Querne wohnte ein tiefverschuldeter Müller, dem seine Lage hoffnungslos erschien, weil die Mühle ganz verfallen war. Da traf er mit dem Teufel ein Abkommen, wonach sich dieser verpflichtete, dem Müller die Mühle neu zu bauen; nur behielt der Teufel sich vor, daß ihm die Mühle von zwölf bis ein Uhr nachts allein zur Verfügung stehen sollte. Unter dieser Bedingung ward die Mühle gebaut und nun glaubte der Müller, es könne ihm nicht mehr fehlen; allein der Teufel trieb es in der ihm eingeräumten Zeit so arg, daß bald kein Mensch mehr in der Stunde nach Mitternacht mahlen, ja nur in der Mühle sich aufhalten wollte. Der Müller geriet darob in üblen Ruf und in Folge davon in große Not. Nun aber wohnte zu der Zeit in Querfurt ein Mann, der starke Hans genannt; der hörte von dem Spuk in der Teufelsmühle, und da ließ es dem zu Hause keine Ruhe mehr, denn er sehnte sich, seine Kräfte mit dem Teufel zu messen. Er nahm deshalb einen Sack Weizen auf die Schulter, ging nach der Teufelsmühle und begehrte nachts zu mahlen.

Der Müller warnte ihn zwar, war aber innerlich doch recht froh, als der starke Hans auf seinem Vorhaben bestand. Kaum hatte die ferne Schloßuhr in Querfurt die Mitternachtsstunde verkündet, so erschien der Teufel in der Mühle und versuchte zuerst durch freundliches Zureden und, als dieses nicht verschlug, durch Drohungen und Schreckmittel den tapfer weiter mahlenden Hans zu verdrängen. Dieser aber verstand den Spaß falsch, ergriff den bösen Feind und drückte ihn rücklings so fest auf den in vollem Gange begriffenen Mühlstein, daß ihm das Gesäß halb abgeschliffen wurde. Heulend verließ der Teufel die Mühle und hat sie nie wieder betreten. Keiner war darüber froher, als der Müller. Der Teufel aber hinkt seit der Zeit auf einer Seite.

284. Die Kreuzsteine bei Obhausen.*

Am Ausgange des Dorfes Obhausen Skt. Nikolai stehen in unmittelbarer Nähe der neugepflanzten Friedenseiche rechts von der Straße nach Querfurt drei uralte, zumteil beschädigte Kreuzsteine. An dieser Stelle, einer muldenförmigen Einsenkung, soll einmal eine Herzogin von Sachsen-Weißenfels-Querfurt mit ihrer Kutsche versunken, aber von den Bauern von Obhausen Skt. Nikolai herausgeholt worden sein. Zum Lohne dafür befreite die Herzogin die Bewohner des Dorfes von allen Lehnspflichten und ließ die drei Kreuze zum Andenken an den Vorgang an der bezeichneten Stelle errichten.

285. Die Gatterstedter Glocken.*

Vor dem Dorfe Gatterstedt bei Querfurt liegt eine alte, dem heiligen Petrus geweihte Kirche, auf deren Turme ein paar wohlklingende Glocken hängen. Die klangen den Herren auf dem Schlosse zu Querfurt so schön in die Ohren, daß sie den Entschluß faßten, sie auf einem Turme ihres Schlosses aufzuhängen, und die Gatterstedter mußten sich's gefallen lassen. Aber als nun die Glocken in Querfurt geläutet werden sollten,

da gaben sie keinen Klang, ein Zeichen, daß sie in Gatterstedt bleiben wollten; und weil sie auch ferner stumm blieben, so mußten sie wohl oder übel wieder nach Gatterstedt zurückgebracht werden, wo sie ihren Klang sofort wiederbekamen.

XIV. Gegend von Freiburg, Naumburg und Zeitz.

286. Das Jagen im fremden Walde.

(Grimm, deutsche Sagen, No. 552.) (Bechstein, Thüringer Sagenbuch No. 384.)

Als einstmals Mezelin, der Graf zu Nebra, ein reiches Gastmahl gab, lud er auch den Pfalzgrafen Friedrich von Sachsen, der auf der Weißenburg beim Dorfe Scheiplitz wohnte, samt seiner Gemahlin dazu ein. Diese Frau, Adelheid geheißen, war über alle Maßen schön, und Landgraf Ludwig von Thüringen, der auch mit auf dem Feste war, tanzte daher oft mit der schönen Pfalzgräfin, welche sein Herz zu heller Minne entzündete. Aber auch ihr hatte der schöne junge Mann das Herz abgewonnen, und verführt durch diese Liebe, trachtete sie hin und her, wie sie ihres alten Herrn abkommen und den jungen Grafen erlangen möchte. Da nun Ludwig nicht weit von der Weißenburg auf seiner Neuenburg bei Freiburg Hof hielt, so fanden beide bald Gelegenheit, sich in Abwesenheit des Pfalzgrafen zu sehen. Da wurden sie einig, denselben aus dem Wege zu schaffen auf folgende Weise: Ludwig sollte an einem bestimmten Tage in des Pfalzgrafen Forste bei Scheiplitz, die Reußen genannt, bis an das Schloß heran jagen, unbegrüßt und unbefragt; dann wollte Adelheid ihren Herrn reizen und bewegen, ihm die Jagd zu wehren; ihr Buhle aber sollte dann seinen Vorteil wahrnehmen. Der Graf ließ sich vom Teufel und der Schönheit der ungetreuen Frau verblenden und sagte zu. Als der zum Mord bestimmte Tag gekommen war, richtete Adelheid ein Bad zu und ließ ihren Herrn wohl pflegen und warten. Wie nun derselbe im Bade saß, vernahm er auf

einmal Hörnerschall und Rüdengebell in seinem nahen Forste, und als er deshalb entrüstet fragte, wer es wage, so freventlich in seine Wildbahn zu brechen, da stürzte Frau Adelheid heftig herein und rief ihm zu: „Du sitzest hier und pflegest deines Leibes, und inzwischen jagen andere freventlich auf dem Deinen. Wie magst du leiden, daß Graf Ludwig so nahe an dein Schloß heranjagt? Du hast kein Herz und keinen Mut, sonst würdest du ihm das verwehren. Wäre ich kein Weib, und geziemte mir's, so würd' ich selber solchen Frevel rächen." So trieb sie den Gemahl an, den Schimpf nicht zu dulden. Da stieg der Pfalzgraf eiligst aus dem Bade, warf nur einen Mantel über sein Badehemd und schwang sich auf seinen Hengst, ungewappnet und ungerüstet. Nur wenig Diener und Hunde rannten mit ihm in den Wald. In dem Eichwalde „die Reußen" ersah er den Grafen unter einer Linde und schalt ihn ob seines Unrechts mit harten Worten. Der aber wandte sich um und stieß dem Pfalzgrafen einen Schweinspieß in den Leib, so daß derselbe tot vom Pferde sank. Dann ritt Ludwig davon; Friedrichs Diener aber brachten den Leichnam heim und beklagten und betrauerten ihn sehr. Auch die Pfalzgräfin rang ihre weißen Hände und zerraufte ihr goldgelbes Haar, kurz: sie geberdete sich gar kläglich, damit ihr keine Schuld beigemessen werden könnte. Friedrich wurde begraben und an der Stätte des Mordes ein steinernes Kreuz gesetzt; auf der einen Seite war daran ein Schweinspieß, auf der andern eine lateinische Inschrift ausgehauen, die die That vermeldete. Adelheid aber ließ sich von ihrem Buhlen trösten und ward nach Ablauf eines Jahres seine Gemahlin.

---

287. Die treue Magd.

(Nach Brotuffs Chronik bei Lepsius, kleine Schriften II., 184.)

Als Landgraf Ludwig und die Pfalzgräfin Adelheid übereingekommen waren, den Pfalzgrafen Friedrich beiseite zu schaffen, erfuhr eine Magd in dem Kloster Goseck das böse

Vorhaben an demselben Tage, wo der Pfalzgraf erstochen wurde. Kaum hatte sie die Kunde erhalten, da machte sie sich eilends auf den Weg von Goseck über das Gebirge und den Wald nach der Weißenburg, um den Pfalzgrafen, ihren Herrn, zu warnen. Weil sie aber über ihre Kräfte gelaufen war, verging ihr in der Maidenau (jetzt Weidenau), auf einem Fahrwege an den Freiburgischen Weidlehden, der Atem, und sie mußte sterben, ohne ihr Ziel erreicht zu haben. Seitdem heißt das Holz dort die Maidenau; die Herzöge von Sachsen aber haben auf die Stelle einen hohen Kreuzstein mit dem Wappen des Rautenkranzes setzen lassen, den nachher die Bauern niedergeworfen und heimlich weggeschafft haben.

---

288. Der Edelacker.

(Grimm, Deutsche Sagen No. 557.) (Bechstein, Thüringer Sagenbuch Nr. 87.) (Brotuffs Chronik bei Lepsius, kleine Schriften II., S. 188.) (Rosenkranz, Zeitschrift für die Geschichte germanischer Völker I., 3, S. 17.)

Seit Landgraf Ludwig in der Schmiede zu Ruhla im Thüringer Walde hart geworden war, führte er eine andere Ordnung der Dinge in seinem Lande ein, sah allenthalben selbst zum Rechten, milderte den Druck des Adels und fing an, die Widerspenstigen zum Gehorsam zu zwingen. Das war ihnen sehr ungelegen, daher verbanden sich die Murrenden gegen ihren Herrn und unterstanden sich, ihm mit den Waffen in der Hand entgegen zu treten. Der Landgraf aber sammelte Kriegsvolk, stritt mit den Aufrührern bei der Neuenburg, schlug sie, fing alle und führete sie in seine Burg. Dort sprach er: „Was soll ich thun mit Euch? Euren Eid, den Ihr mir gelobet und geschworen, habt Ihrböslich gehalten. Töte ich Euch, so spricht man vielleicht, ich tötete meine eigenen Diener; schatze ich Euch, so rechnete man mir's auch zum Schimpf; lasse ich Euch aber ungestraft los, so achtet Ihr meines Zornes fürder nicht. Wartet, ich will Euch Demut lehren!" Da nahm er sie und führte sie zu Felde nordwärts vom Freiburger

Schlosse. Dort sah er einen Pflug auf dem Acker stehen, darein spannte er vier der ungehorsamen Edelleute, entkleidet bis aufs Hemde, ließ sie eine Furche auf dem Acker ziehen, und die Diener hielten den Pflug; er selbst aber ging mit der Geißel nebenher und hieb und trieb, wenn sie zögerten. Und wenn eine Furche gezogen war, so kehrte er den Pflug um und spannte vier andre ein, und trieb das so lange, bis ein ganzer Acker, wie mit Pferden, geahret (geackert) war. Darnach ließ er den Acker mit weißen großen Malsteinen umhegen, zu einem ewigen Gedächtnis, und freiete ihn dergestalt, daß ein jeder Uebelthäter, wie groß er auch wäre, frei sein sollte daselbst, wenn er darauf käme; und wer diese Freiheit brechen würde, sollte den Hals verwirkt haben. Seitdem hieß der Acker der Edelacker*) bis auf den heutigen Tag. Der Landgraf aber führte seine Gefangenen wieder zur Burg, da mußten sie ihm aufs neue schwören und huldigen. Darnach ward er im ganzen Lande gefürchtet; und wo die, so im Pfluge gezogen hatten, seinen Namen nennen hörten, erseufzten sie und schämten sich. Die Geschichte erscholl an allen Enden in deutschen Landen, und etliche schalten den Herrn darum und wurden ihm gram; etliche schalten die Beamten, daß sie so untreu gewesen; etliche meinten auch, sie wollten sich eher haben töten lassen, als in den Pflug spannen. Einige aber demütigten sich gegen ihren Herrn; denen that er Gutes und hatte sie lieb. Etliche aber konnten es ihm nicht vergessen, machten ihm Verdruß, wo sie nur konnten; ja sie trachteten ihm heimlich und öffentlich nach dem Leben. Daher ging der Landgraf mit eisernem Sinne, wo er auch hinging, samt seinen Dienern in eisernem Kleide, und schonte keinen, den er auf offenbarer Untreue ergriff, sondern ließ ihn ohne Weiteres hängen, enthaupten oder ertränken,

*) Anmerk. Die steinerne Umgrenzung des Edelackers, welcher jedoch nach einem vormaligen Nutznießer, namens Pfersdorf, auch die Pfersdorfstücke heißt, ist zumteil noch vorhanden. Er selbst liegt an dem Fahrwege, welcher vom Windberge hinunter nach der Merseburger Straße führt, und hat 5 Magdeburger Morgen und 38 □Ruten Flächeninhalt.

wie es eben kam. Davon gewann er den Namen des eisernen Landgrafen.

289. Die lebende Mauer.

(Grimm, Deutsche Sagen No. 558.) (Bechstein, Thüringer Sagenbuch No 401.)

Das Schloß **Neuenburg**, auch **Freiburg** genannt, liegt auf einem hohen Berge bei der Stadt Freiburg. Das alte Schloß Freiburg lag noch näher an der Stadt, ist aber von dem Landgrafen Ludwig dem Springer abgebrochen worden, der von den Steinen die Neuenburg gebaut hat. Doch wurde er mit dem Bau nicht fertig, und auch sein Sohn und Enkel gelangten nicht dazu, das feste Haus mit einer Ringmauer gleich andern Burgen zu umgeben. Da nun der zweite Landgraf, welcher der Eiserne genannt wurde, regierte, der des Kaisers Friedrich des Rotbart Schwager war, kam einstmals der Kaiser vom Kyffhäuser auf das Schloß Neuenburg, um seine geliebte Schwester Jutta zu besuchen, verwunderte sich aber gar sehr, als er die Burg ohne Ringmauer fand, und sprach: „Eure Burg behagt mir wohl; nur schade, daß sie keine Mauern hat; dann sollte sie wohl stark und feste sein.“ Der Landgraf erwiderte: „Um die Mauern sorg' ich nicht; die kann ich schnell erschaffen, so bald ich ihrer bedarf.“ — „Und wie bald“, fragte der Rotbart, „kann eine gute Mauer hier herum gemacht werden?“ — „In dreien Tagen“, sprach der Landgraf. Da lachte der Kaiser und sagte: „Das wäre ja Wunder! Mit Teufels Hilfe könnte es vielleicht geschehen; mit Gottes Hilfe aber ist es unmöglich; und wenn alle Steinmetzen des deutschen Reiches hier beisammen wären.“ Darnach gingen sie zu Tische, der Landgraf aber entbot alsbald durch reitende Boten all seine Vasallen im Thüringer Land, daß sie eiligst zu ihm nach Freiburg aufbrechen sollten, im besten Schmuck und Glast der Waffen und Wehren, doch mit nur wenig Wappnern, aber jeder mit seinem Bannerfähnlein und dem Wappenschilde, als wenn man zu streiten ausziehet. — Und die Geladenen säumten nicht, denn sie kannten ihren

Herrn. Am dritten Tage sprach der Landgraf zu seinem Schwager: „Mein Kaiser, geliebet es Euch, die Mauer zu beschauen: dieselbe ist fertig.“ Da sprach Friedrich: „Ihr täuschet mich!“ und bekreuzte sich, weil er meinte, das sei mit der schwarzen Kunst zuwege gebracht worden. Aber wie er auf den Söller hinaustrat, da staunte er, denn da stand keine Mauer von Stein, sondern eine lebende Mauer von Mannen, alle gereihet im Prunk der Harnische und der Waffen. Wo ein Mauerturm stehen mußte, da stand ein Graf oder ein Freiherr, und vor ihm sein Bannerträger mit wehendem Fähnlein, und dazwischen die edlen Herren und Ritter mit bloßen Schwertern in den Händen; alle, alle in Hast herbeigekommen auf ihres Herrn Geheiß und bereit, ihn zu decken mit ihren Leibern, einer Mauer gleich, eine prachtvolle, machtvolle Schar. Gerührt sprach da der Kaiser: „Hab Dank, Schwager, daß Du diese Mauer mir gezeigt. Eine köstlichere, edlere, teurere, bessere Mauer habe ich Zeit meines Lebens noch nicht gesehen.“ — „Ja, mein Herr und Kaiser,“ erwiderte der Landgraf; „es sind harte Steine darunter, haben sich aber doch gefügt.“ Und nannte dem hohen Gaste die Namen alle, und zeigte ihm ihre Banner, und freute sich selber seiner Macht und Thüringens herrlicher Blüte.

---

290. Das Leichenbegängnis des eisernen Landgrafen.

(Grimm, deutsche Sagen No. 559.) (Brotuffs Chronik bei Lepsius, kleine Schriften II., S. 189.)

Im Jahre 1173 befiel den eisernen Landgrafen zu Freiburg a. d. Unstrut eine schwere Krankheit, so daß er seinen Tod vor sich sah. Da ließ er all seine Ritterschaft, die ihm früher so widerspenstig gewesen war, vor sich erfordern, um sie zum Gehorsam gegen seine Söhne zu ermahnen und eine Probe ihres Gehorsams von ihnen zu heischen. „Ich weiß,“ sprach er, „daß ich sterben muß und von dieser Krankheit nicht genesen werde. Darum so gebiete ich Euch, so lieb Euch Euer

Leben ist, bei Strafe des Henkers, daß Ihr mich, wann ich gestorben bin, mit aller Ehrwürdigkeit begrabet und als Euren Herrn auf Euern Schultern von hier nach Reinhartsborn zu Grabe traget.“ Das versprachen sie ihm bei Eiden und Treuen ohne Bedenken, denn sie fürchteten ihn mehr, als den Teufel. Sie meinten aber, man würde seinen Leichnam von dem Schlosse Freiburg bis vor das Kloster Reinhartsborn auf einem Wagen fahren, und dann wollten sie ihn zu Grabe tragen. Der Landgraf ließ sie bei ihrer Meinung, machte aber ein Testament, in welchem er seine Söhne zu Erben seiner Länder Thüringen und Hessen einsetzte, jedoch nur unter der Bedingung, daß sie den Adel zwängen, seinen Leichnam auf ihren Achseln vom Schlosse Freiburg bis nach Reinhartsborn zu Grabe zu tragen, wie ihm zugesagt worden, oder seine beiden Fürstentümer sollten dem Kaiser verfallen sein.

Als nun der Landgraf gestorben war, öffneten seine Söhne ihres Vaters Testament und verlangten von denen vom Adel die Erfüllung der gemachten Zusage. Als diese sich jedoch zu einem so ungewöhnlichen Begräbnisse nicht verstehen wollten, drohten die jungen Landgrafen, jeden Ungehorsamen hängen zu lassen, und so leisteten jene denn ihre Gelübde und trugen den Toten auf ihren Schultern weiter als zehn Meilen Wegs.

---

291. Der Haingott am Freiburger Schlosse.

(Rosenkranz, Neue Zeitschrift für Geschichte I., 3, 27.)

An einer Außenseite des Freiburger Schlosses über der Wohnung des Schloßthorwärters, der sogenannten Münze, ist ganz oben am zweiten Stock ein altes steinernes Brustbild eingemauert, das nennt man den Haingott. Dasselbe soll eine heidnische Gottheit darstellen, die auf dem kaum hundert Schritt entfernten Hainberge, gewöhnlich der Hahneberg genannt, verehrt worden sein soll.

---

292. Alle Tage drei sichere Schüsse.

(G. Hesekiel, Frau Schatz Regine I., S. 199. Berlin, bei Gerschel 1864.)

Vor etwa fünfzig Jahren ist Claus, des alten Claus Sohn, der ein Jäger war bei der Herrschaft in Herrengosserstedt, den edelen Marschällen in Thüringen, auf die Springwiese hinter Eckartsberg gegangen und hat drei Mal auf ein Reh geschossen, es aber drei Mal gefehlt. Zornig darüber ging er heimwärts, da begegnete ihm am Pfaffenborn ein unbekannter Mann, der wie ein Jägersmann gekleidet war und eine graue Mütze trug. Der spottete über den ungeschickten Schützen und fragte ihn endlich, ob er ihn lehren solle, alle Tage drei sichere Schüsse thun. Das war dem jungen Claus willkommen, und sagte, daß er alles thun wolle, was der Fremde von ihm verlange. Da gab ihm der eine Wurzel und befahl ihm, damit drei Schüsse zu thun. Da that der junge Claus drei Schüsse; den ersten nach der Sonne, den zweiten gerade in die Höhe nach dem lieben Gott, den dritten nach einem steinernen Kreuz, das am Pfaffenborne stand. Von dem Tage an trug der junge Claus die Wurzel bei sich und hatte alle Tage drei sichere Schüsse, nicht mehr; aber er kam dadurch zu ganz gewaltigem Ansehn im Lande, bis er eines Morgens erschlagen gefunden wurde am Pfaffenborn auf der Springwiese.

---

293. Der Hirsch mit der goldenen Kette.*

Die Familie von Burkersrode besitzt schon seit mehreren Jahrhunderten das Rittergut Burghäseler bei Kösen. Als die Waldungen umher noch groß und dicht waren und zahlreiches Wild bargen, besaß ein Vorfahr jenes Geschlechtes einen zahmen Hirsch, den er, weil es sein Liebling war, mit einer goldenen Kette hatte schmücken lassen. Das Tier hatte so wenig Scheu vor Menschen, daß es überall mit hinging, und sogar einen Diener seines Herrn, der an gewissen Tagen nach Naumburg ging, um Einkäufe für die Herrschaft zu

machen, auf diesen Wanderungen begleitete, an welchen übrigens auch noch zwei Hunde teil nahmen. Im Laufe der Zeit lernte der Hirsch Weg und Leute so gut kennen, daß er auch allein, nur mit einem Bestellzettel versehen und von den beiden Hunden begleitet, nach Naumburg ging. Dort belud ihn der Kaufmann mit zwei Körben, und alsdann trat das edle Saumtier mit seinen beiden Gefährten den Rückweg nach Burghäseler an. Das ging eine Weile ganz gut; eines Tages aber kamen die Hunde ohne den Hirsch laut bellend heim, und als man ihrer Führung folgte, fand man ihren treuen Gefährten verendet und nicht nur der Waren, sondern auch seiner goldenen Kette beraubt. Räuber hatten ihm aufgelauert und ihn erschossen.

---

294. Meisterneid. (*)

(G. Hesekiel, Frau Schatz Regine I., S. 33.)

Der Naumburger Dom hat drei Türme, zwei am Ost- und einen am Westchor der Kirche, denn der zweite westliche Turm ist nur bis zur Dachhöhe fertig geworden. Die beiden östlichen Türme sind, der eine vom Meister, der andre vom Gesellen erbaut worden; den dritten im Westen dagegen, der bei weitem der schönste ist, hat der Lehrjunge gebaut. Wie nun die Türme fertig waren, und der Meister sich gestehen mußte, daß der Lehrjunge nicht nur den Gesellen, sondern auch ihn übertroffen, da bewog ihn sein Neid zu einer schändlichen That. Unter dem Vorwande, den Turm von oben betrachten zu wollen, stieg er mit dem Lehrjungen hinauf und stürzte den Arglosen, nichts Böses Ahnenden hinab, so daß der kunstfertige Jüngling ein jämmerliches Ende fand. An der nordöstlichen Ecke des Turmes, wo das geschehen, ist in die Mauer mehrere Ellen über dem Erdboden eine kleine eiserne Stange in das Gemäuer eingefügt, zum Zeichen, wie hoch das Blut des zerschmetterten Lehrjungen gespritzt ist.

---

295. Affe und Meerkatze am Brettspiel.(*)

(G. Hesekiel, Frau Schatz Regine I., S. 32.)

An der Nordwand des Ostchors im Naumburger Dome sieht man auf einem Pfeilersims einen Affen und eine Meerkatze, in Stein gehauen, an einem Schachbrett sitzen. Dieses Steinbildwerk ist durch folgende Begebenheit veranlaßt worden. In früheren Zeiten, als die Herrenfreiheit, d. h. derjenige Teil der Stadt Naumburg, der unter die Gerichtsbarkeit der Domherren gehörte, noch katholisch war, fürchteten nach Luthers Auftreten die einen und hofften die andern, auch die Herrenfreiheit werde evangelisch werden. Der Bischof von Naumburg aber war seiner Sache sehr sicher und sagte, die Herrenfreiheit werde katholisch bleiben und nicht evangelisch werden. Eher glaube er, daß sein Affe mit seiner Meerkatze im Brett Schach ziehen würden. Als darauf der Bischof nach Hause kam, da sah er den Affen mit der Meerkatze an der Schachtafel sitzen und beide Tiere eifrig ziehen. Da hat's denn auch nicht lange mehr gedauert, und die Herrenfreiheit ist evangelisch geworden.

---

296. Die Entstehung des Naumburger Kirschfestes.*

Zu der Zeit, wo die Böhmen aus Grimm über die zu Konstanz geschehene Verbrennung ihres Landsmannes Johann Huß unter dem Namen Hussiten fast alle Gegenden Deutschlands mit Feuer und Schwert heimsuchten, hatten sie auch einmal das thüringische Osterland zum Ziele ihrer Heerfahrt auserseehen. Furchtbar war das Schicksal der Landschaften, durch welche sie zogen, und der Städte, welche sie eroberten. Die Haut schauderte den Hörern bei der Kunde von den unmenschlichen Greueln, die die Hussiten an den Verteidigern und Bewohnern von Altenburg verübt, nachdem sie diese Stadt mit stürmender Hand genommen. Ein ganz ähnliches Schicksal schien Naumburg bevorzustehen, gegen welches der Hussitenfeldherr Prokop mit 60000 schlachterprobten Kriegern

im Anmarsche war. Da sank auch manchem sonst tapferen Manne der Mut. Zwar rief der Rat der Stadt die Bürger, und der Bischof seine Lehnsleute zu den Waffen; aber als die unabsehbaren Scharen der Feinde erschienen und die südlich der Stadt gelegenen Höhen weithin mit ihren Zelten bedeckten, da sank die Hoffnung auf Rettung immer tiefer. Man beschloß daher, einen Versuch zu machen, ob sich der feindliche Feldherr nicht zur Milde stimmen lasse. Die angesehensten Männer der Stadt und Abgesandte des Bischofs begaben sich in das Hussitische Lager und baten den Feldherrn, dessen Zelt oberhalb des jetzigen Bürgergartens an der Stelle aufgeschlagen war, welche jetzt ein mit drei Pappeln bepflanzter Hügel bezeichnet, keine Gewalt gegen die Stadt anwenden zu wollen; aber mit dem Bemerken, Naumburg müsse dafür büßen, daß sein Bischof für die Verurteilung des Gottesmannes Huß gestimmt habe, wurden sie barsch zurückgewiesen. Als nun die Abgesandten unverrichteter Sache wieder heimkamen, entstand einen Augenblick allgemeine Ratlosigkeit und Verzweiflung; aber bald ermannten sich die Bürger wieder, und man beschloß, bei dem nun zu erwartenden Sturme wenigstens Leben, Eigentum und Ehre so teuer als möglich zu verkaufen. Ehe es jedoch dazu kam, verfiel ein Schulmeister auf den Gedanken, ein nochmaliger Versuch, das harte Herz des feindlichen Feldherrn zu erweichen, könne nicht schaden, und riet den Bürgern, ihre Kinder ins feindliche Lager zu schicken, damit diese um Gnade flehten. Anfangs stieß der Vorschlag auf entschiedenen Widerspruch, namentlich wollten die Mütter ihre Lieblinge einer so großen Gefahr durchaus nicht preisgeben; aber die Vorstellung, daß es nach Erstürmung der Stadt ihnen auf alle Fälle viel schlimmer gehen würde, führte schließlich zur Annahme des Vorschlags. Mit weißen Sterbehemden angethan, einen Strick um den Hals, zogen die Kinder unter Führung des wackern Schulmeisters zur Stadt hinaus, und die betrübten Eltern sowie eine Abteilung bewaffneter Bürger gaben ihnen eine Strecke weit das Geleite; dann setzten jene ihren

Weg ohne Begleitung fort, während die angsterfüllten Mütter sich auf einem Anger vor dem Jacobsthore, der davon später den Namen Frauenplan empfing, aufstellten und mit ihren Augen den Zug verfolgten, um zu sehen, was aus ihren Kindern werden würde. — Staunend sahen die Feinde die wie arme Sünder gekleidete Schar sich nähern; und so wenig sie auch sonst gewohnt waren, Barmherzigkeit zu üben, diesmal thaten sie den friedlich Nahenden nichts zu leide und öffneten ihnen ihre Reihen. Hochaufhorchend vernahm Prokop die Meldung von der neuen Gesandtschaft und trat hinaus vor sein Zelt: da fielen die Kinder auf ihre Kniee, hoben ihre Hände empor und riefen, wie man es ihnen anbefohlen hatte, mit beweglicher Stimme: „Gnade, Gnade!" Diesem Angriffe auf sein Herz war der rauhe Prokop nicht gewachsen; eine versöhnliche Stimmung bemächtigte sich seiner, und was er sonst nie gethan: diesmal gewährte er Gnade, befahl den Kindern aufzustehen, unterhielt sich freundlich mit ihnen und hob sogar einige holdselige Mägdlein empor, um sie zu küssen. Dann traf er Anstalten, die Kinder, die sein Herz gerührt, zu bewirten. Aus den benachbarten Schotenfeldern und einer Kirschbaumpflanzung ließ er Schoten und Kirschen herbeiholen, und die schnell zutraulich gewordene Schar seiner kleinen Gäste ließ es sich vortrefflich munden; ja zuletzt ließ er sie beim Klange einer Trommel tanzen und freute sich ihrer Fröhlichkeit. Als sie aber dann abzogen, gebot er ihnen, grüne Reiser, die das nahe Buchholz reichlich darbot, in die Hände zu nehmen, bei der Heimkehr zu schwingen und, weil sie einen Sieg über die Hussiten davongetragen, dessen sich noch niemand rühmen könne, laut zu rufen: Hussiaca Victoria! Und so geschah es. Viel zu spät für die Angst ihrer zagenden Eltern kehrte endlich die jauchzende Schar, grüne Reiser schwingend und Victoria rufend, nach Naumburg heim, wo man sie mit Thränen der Freude empfing. Die Botschaft, welche sie mitbrachten, die Hussiten würden sofort abziehen, ohne irgend welchen Schaden zu thun, wurde anfangs nicht geglaubt, be-

stätigte sich aber zur Freude der Bürger bald, denn schon am andern Morgen waren die Zelte der Hussiten verschwunden und Naumburg vom Verderben errettet. Da beschloß man, um für ewige Zeiten das Andenken an die Begebenheit zu erhalten und den Errettern der Stadt sich dankbar zu erweisen, alljährlich den Kindern ein Fest zu geben. Das ist das berühmte Naumburger Kirschfest, welches zweimal zwei Tage lang gefeiert wird, damit Knaben und Mädchen gleichermaßen ihren vollen Anteil an der Festfreude erhalten. Noch jetzt empfangen die Kinder alljährlich zur Erinnerung an die Bewirtung ihrer Vorgänger durch Prokop Kirschen und „Zöpfchen“, ein Gebäck in Zopfform, auf Kosten des Stadtsäckels; ziehen dann festlich geschmückt — statt der Sterbehemden tragen jetzt die Mädchen weiße Kleider, statt des Strickes um den Hals einen Kranz im Haar — zur Kirche, wo sie über die Bedeutung des Festes belehrt werden, und von da mit Musik auf die gleich einem Heerlager mit Zelten bedeckte Vogelwiese, wo sie mit Armbrüsten und Stechvögeln hölzerne Adler abschießen und allerlei Kurzweil haben, von welcher der Ringeltanz der Knaben nach einem altertümlichen Trommelwirbel ein Hauptstück ausmacht. Dann ziehen sie unter Führung ihrer Lehrer über den Bürgergarten in das Buchholz und kehren von da, grüne Reiser schwingend, unter dem jetzt etwas veränderten Rufe: „Heisa, Victoria!“ auf den Festplatz oder in die Stadt zurück.

---

297. Der kopflose Reiter im Schimmelgrunde bei Bosau.*

Nicht weit von Zeitz liegt die aus einem Kloster hervorgegangene Domäne Bosau; ostwärts umgiebt dieselbe eine tiefe Schlucht, in welcher vor ein paar hundert Jahren folgendes geschehen ist.

Auf einem nahe gelegenen Gute diente ein junger Mann namens Friedrich als Hofmeister. Sein Herr setzte großes Vertrauen auf ihn und that recht daran, denn seines Dieners Treue war echt wie Gold. Nun hatte Friedrich in Burtschütz

eine Braut. Schon war der Hochzeitstag bestimmt und auch der gnädige Herr dazu geladen, der die Heirat gern sah, da kam plötzlich der böse Feind und säete Unkraut unter den Weizen. Niemand hat recht eigentlich erfahren, wie das zugegangen ist; aber aller Wahrscheinlichkeit nach hatte der Verwalter des Gutes, auf welchem Friedrich diente, von wütender Eifersucht getrieben, seinen sonst biedern Herrn durch allerlei Verleumdungen bestrickt, so daß derselbe sich plötzlich von dem wackern Friedrich betrogen glaubte, sei es nun, daß er ihn des Betruges oder wohl gar vertrauten Umganges mit seiner Gemahlin für schuldig hielt. Als am Morgen des Hochzeitstages Friedrich mit seiner Braut den Weg zur Kirche antrat, sprengte der Ritter mit gezogenem Degen auf seinem Schimmel dem Zuge in wildem Galopp entgegen und rief wütend: „Verräter, nicht ins Brautbett, sondern ins Grab sollst du steigen!“ Mit diesen Worten gab er seinem wilden Rosse die Sporen und sprengte in den Hochzeitszug, welcher wie Spreu auseinander stob. Auch das Brautpaar, welches sich nicht trennen wollte, suchte sich durch die Flucht zu retten, aber zwei gewaltige Sätze des Schimmels brachten die Unglücklichen fast zugleich unter seine Hufe, und beide wurden durch dieselben so schwer am Kopfe verletzt, daß sie auf der Stelle tot blieben. Zu spät riß der Mörder mit starker Hand das Roß zurück. Als er das Blut seiner Opfer strömen sah, lachte er gräßlich auf und jagte dann in toller Hast über die Leichen hinweg. Da begegnete ihm in dem erwähnten Grunde unerwartet sein Nachbar und Todfeind, der Herr von Techwitz. Von beleidigenden Worten kam es bald zu gezogenen Klingen, und das scharf geschliffene Schwert des Techwitzers traf mit wohlberechnetem Hiebe den Hals seines Gegners so gewaltig, daß der Kopf herunterflog und der Gaul, welcher nun keine Zügel mehr spürte, mit dem Toten, der starr in den Bügeln hing, in rasendem Galopp durch den Grund jagte. Am Fußsteige nach Techwitz hielt man das Tier auf, nahm die Leiche herab und brachte sie nach

Burtschütz. Der Techwitzer floh aus dem Lande, und nie hat man wieder etwas von ihm gehört. Der Mörder aber, den Gott so schnell gerichtet hatte, ist bis zum heutigen Tage dazu verdammt, bei Nacht kopflos auf seinem Schimmel durch den Schimmelgrund bis nach Techwitz und dann wieder zurück nach Burtschütz zu reiten, wo ihn viele Leute, die ihr Weg zur Nachtzeit durch die Schlucht führt, gesehen haben wollen.

XV. Gegend von Merseburg und Halle.

298. Der Merseburger Königshof.

(Brotuff, Merseburger Chronik I., 11. — Schmekel, Histor. topograph. Beschr. des Hochstifts Merseburg S. 113—115.)

In der unmittelbaren Nähe des Merseburger Schlosses lag vormals innerhalb des jetzigen Schloßgartens der sogenannte Königshof. Von diesem sagt Brotuff im elften Kapitel des ersten Buches seiner Merseburger Chronik, welche er im Jahre 1557 schrieb, folgendes: „Der Königshof ist eine grosse lange Schantze, mit einem auffgeworffenen Wahl von beyden seiten gegen Morgen und Abent, lieget zwischen dem newen Schlos und dem Kloster S. Petri, welchen Wahl oder Schantze Claudius Drusus Germanicus und das Römische Kriegsvolck vor alters, als sie allda in der besatzung der bezwungenen Provincien gelegen, gemacht; des orts denn auch die Römischen Kayser, wenn sie ire Reichstage zu Marsburg gehalten, ir Kriegsvolck darinn liegen gehabt. Darunter lieget eine Mühle, heist des Königs Mühle, die sol etwan (ehemals) zu des Königs Hofe, der alten Römischen Marsburg gehöret haben.“ Die nördlich von der Königsmühle liegende große Wiese heißt die Königswiese, und ein Teil von ihr gehört zur Königsmühle. Auch gab es vormals am nördlichen Ende der Zwingerbrücke, welche den Dom mit der Altenburg verbindet, ein nach dem Königshofe führendes Thor, welches den Namen Königsthor hatte und erst im vorigen Jahrhundert abgetragen worden

ist. Der Königshof wurde nach und nach in den jetzigen Schloßgarten verwandelt.

299. Die Schildkröten im Merseburger Dom.

(Kuhn und Schwarz, Norddeutsche Sagen No. 229.)

Als der Merseburger Dom gebaut wurde, fiel allemal über Nacht wieder ein, was bei Tage gebaut war, so daß man zuletzt meinte, das sei der Teufel, der den Bau der Kirche nicht leiden wolle. Allein man untersuchte doch alles erst genau noch einmal und — siehe da! — man fand unten im Fundament zwei ungeheure Schildkröten; diese nahm man heraus, und der Bau wurde nun glücklich vollendet. Die Schalen dieser Thiere aber hing man zum ewigen Andenken im Dome auf, und da hangen sie noch.

300. Tod des Domherrn zu Merseburg.

(Grimm, Deutsche Sagen No. 263)

Von langer Zeit her ward in der Stiftskirche zu Merseburg drei Wochen vor dem Absterben eines jeglichen Domherrn bei Nacht ein großer Tumult gehört, indem auf den Stuhl dessen, welcher sterben sollte, ein solcher Schlag geschah, als ob ein starker Mann aus allen Kräften mit geschlossener Faust einen gewaltsamen Streich thäte. Sobald solches die Wächter vernommen, deren etliche sowohl bei Tag als bei Nacht in der Kirche wachten und wegen der herrlichen Kleinodien, die darinnen vorhanden waren, die Runde machten, haben sie es gleich andern Tags hernach dem Kapitel angezeigt. Und solches ist dem Domherrn, dessen Stuhl der Schlag getroffen, eine persönliche Ladung gewesen, daß er in dreien Wochen an den blassen Reigen müßte.

301. Der Teufelstümpel bei Merseburg.

(Schmekel, Histor. topograph. Beschreibung d. Hochstifts Merseburg S. 264.)

Bei der Merseburger Vorstadt Neumarkt liegt der Teufelstümpel, welcher seinen Zufluß durch die Saale erhält, wenn

selbige ihre Ufer oberhalb der Stadt und des Neumarktes überschreitet. Seinen Namen hat dieser Tümpel wahrscheinlich deshalb erhalten, weil er in der Nähe der hier befindlichen steinernen Brücke eine ungeheure Tiefe hat. In früherer Zeit glaubten manche Leute sogar, daß er mit der Ostsee in unterirdischer Verbindung stünde.

---

302. Der Kaiserstein bei Reuschberg und die Erinnerungsstätten an die Hunnenschlacht.*

(Vgl. Schmekel, Hist. topogr. Beschr. des Hochstifts Merseburg S. 40—43.)

In dem Dorfe Reuschberg bei Merseburg zeigt man einen großen Stein, auf welchem die Spuren einer Menschenhand, eines Pferdehufes und einer Hundetrappe wahrzunehmen sind. An diesem Steine soll Kaiser Heinrich vor dem Beginn der Hunnenschlacht im Jahre 933 knieend sein Gebet verrichtet und den Herrn der Heerscharen um Sieg angefleht haben. Dann soll er sich erhoben und zuversichtlich gesagt haben: „So wahr als meine Hand auf diesem Steine sich abdrückt, so gewiß werden wir den Sieg davontragen.“ Und wirklich, der Stein war so weich, daß der Kaiser hineingreifen konnte und der Abdruck seiner Hand darauf verblieb.*)

Um das Dorf herum ziehen sich weitläufige, dreifache Schanzen, welche Hunnenschanzen heißen, weil sie von Heinrich zum Schutze gegen die Hunnen angelegt sein sollen. Bis zum Jahre 1846 waren dieselben noch vollständig erhalten, seitdem aber sind sie in Folge der neuen Flurteilung zumteil abgetragen worden, jedoch noch immer deutlich zu erkennen. Bei dem Dorfe Schkölen dagegen, eine halbe Meile östlich von Lützen bei einem Walde, welcher die Schkolzig hieß, sollen sich die Hunnen (Ungarn) verschanzt haben. Zwischen diesem

*) Anmerk. Weil diese Spuren durch das vom Winde zuweilen herübergewehte Soolwasser eines nahegelegenen Gradirhauses sehr litten, hatte man vor etwa zwanzig Jahren die Absicht, den Stein an einen andern Platz zu bringen. Ob dies geschehen ist, mögen Ortskundige feststellen.

schon in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts niedergeschlagenen Walde und dem Dorfe Schkölen befand sich nämlich vor etwa 70 Jahren noch eine hohe, runde Schanze, welche in ihrer Mitte eine geräumige, kesselartige Vertiefung hatte und Hunnenschanze genannt wurde, weil man annahm, sie sei von den Hunnen angelegt. Sie war so hoch, daß sie, wenn man von Lützen her auf sie zuging, das hinter ihr liegende Dorf Schkölen verdeckte. Doch auch sie hat man seit der neuen Flurteilung abzutragen begonnen.

Endlich erinnert an die Ungarnschlacht nach der Meinung des Volkes noch der sogenannte Leichenhügel mit dem Leichengarten bei Klein-Goddula unweit Keuschberg. Der erstere ist eine kleine Bodenerhebung etwa fünf Minuten rechts von dem Wege, der von Klein-Goddula nach Lützen führt; der letztere eine zumteil von Bäumen und Strauchwerk besetzte sumpfige Wiese, etwas weiter nach Lützen zu. An diesen beiden Orten sollen die in der Ungarnschlacht Gefallenen bestattet worden sein.

Am Jahrestage der Schlacht aber, als welchen man den 14. März bezeichnet, jagen nach der Meinung der Umwohner von beiden genannten Orten aus um Mitternacht große Scharen wilder Reiter über die Ebene und erfüllen die Luft mit Lärm und Geschrei.

Uebrigens soll König Heinrich nach der Schlacht die frühere Keuschberger Kirche haben erbauen lassen, welche auf dem Gottesacker stand, aber im Jahre 1824 niedergerissen worden ist. Wenigstens galt diese Kirche für die älteste im ganzen Merseburger Hochstifte. Der Kirchturm hatte ursprünglich zwei Spitzen, erhielt jedoch im Jahre 1488 noch eine dritte dazu. Ueber die beiden ersten Spitzen schrieb Johann Sorger, der von 1588—1636 Pastor in Keuschberg war, in das dasige Kirchenbuch: „Anno 1590 soll zu Dresden an Herzog Christians Tafel historice erwähnt worden sein, daß zu Keuschberg unter dem Kirchturme im Fundament zween Herzoge von Sachsen begraben wären, welche in der Schlacht allda umkommen; daher

soll der Turm auch mit zwei hohen Spitzen erbauet sein. Dieses referiret ein alter Trabant von Dresden, der deswegen beim Pfarrer allhier eingesprochen."

303. Die versunkene Burg bei Burgliebenau.*

Das Dörfchen Burg-Liebenau, eine Stunde nordöstlich von Merseburg auf dem linken Ufer der Elster gelegen, ist auf drei Seiten von prächtigem Hochwald eingeschlossen, auf der vierten aber umgeben es anmutige Wiesen und Felder. Die ganze Gegend ist eben, nur etwa zehn Minuten vom Dorfe findet sich nach Südosten zu mitten im Walde unweit der Elster eine mäßige Erhöhung, welche der Wall genannt wird, von einem ziemlich breiten und tiefen Graben ringförmig umgeben und mit Bäumen und Gestrüpp bewachsen. Auf dieser Anhöhe soll einstmals eine Burg gestanden haben. Jetzt freilich ist von Mauerresten, welche auf eine ehemals vorhandene Burg hindeuten könnten, auch nicht das Geringste mehr zu sehen, und nur der den Hügel umgebende Wallgraben läßt vermuten, daß er früher zur Verteidigung gedient hat. Von dieser Burg nun erzählt man sich folgendes. Vor langen Jahren bewohnte sie ein mächtiger Herr, dem die ganze Umgegend gehörte. Weit und breit war er wegen seines Reichtums bekannt; aber ebenso bekannt war seine Hartherzigkeit gegen die Armen und seine Barschheit gegen jedermann, so daß niemand mit ihm verkehren mochte. Als nun einmal an einem Frühlingsabend ein fürchterlicher Sturm, begleitet von heftigem Regen, brausend durch die Gipfel der alten Eichen zog, so daß sie unter seiner Gewalt ächzten, und zugleich auch die Wasser der Elster über ihre Ufer stiegen, mit denen der Luppe sich vereinigten und die ganze Umgegend überschwemmten, kam ein altes Mütterchen, von Wind und Wetter erschöpft, ins Schloß und bat den Burgherrn um ein Unterkommen für die Nacht. Er jedoch entgegnete, er habe keine Herberge für Gesindel; sie solle sich nur augenblicklich davon scheren. Als sie nun ihre

Bitte mit dem Bemerken wiederholte, sie sei der Gegend nicht kundig und wisse bei dem Steigen der Wasser nicht, wohin sie ihren Weg nehmen solle, da hetzte der unmenschliche Burgherr die Arme mit den Hunden hinaus in die Finsternis und den heulenden Sturm. Aber kaum hatte er das gethan, so verfiel er mit seinen Leuten in einen tiefen Schlaf, und die Burg fing an zu sinken und sank tiefer und tiefer, bis zuletzt auch von den Zinnen nichts mehr zu sehen war. Das alte Mütterchen war nämlich eine Fee gewesen, welche schon viel von der Hartherzigkeit des reichen Burgherrn gehört hatte und sich selbst einmal davon überzeugen wollte. Aus Zorn über die ihr widerfahrene Behandlung hatte diese die Burg verwünscht. Seitdem öffnet sich der Wall nur alle sieben Jahre in der Johannisnacht um zwölf Uhr; dann verlassen die Bewohner der Burg ihre unterirdische Behausung, und der Burgherr hält hoch zu Rosse, begleitet von einem prächtigen Gefolge, im Walde einen Umzug. Sobald aber der Glockenschlag Eins ertönt, kehren alle eilends wieder in die Burg zurück, deren Zugang sich dann hinter ihnen schließt. Doch kann ein Sonntagskind die Burg in der Stunde, wo sie offen ist, betreten und von dem Zauber befreien. Löst es die drei Aufgaben, welche ihm gestellt werden, so erhebt sich die Burg wieder über die Erde, und der Befreier erhält das anmutige Burgfräulein zur Gattin.

Vor vielen Jahren geschah es nun einmal, daß ein Wanderer sich im Walde verirrte und beim Hereinbruch der Nacht, ermüdet von der Anstrengung, sich auf dem Walle zum schlafen niederlegte. Um Mitternacht aber, als der Mond sein fahles Licht durch die Blätterkronen der alten Eichen sandte, erwachte er durch ein Knistern und Rauschen in den Büschen und sah den Jagdzug des Burgherrn in geringer Entfernung von sich vorüberziehen. Zu ihm aber trat das liebliche Burgfräulein mit wallendem, blondem Haar und sprach: „Komm, folge mir, denn in dir glaube ich unseren Retter gefunden zu haben; doch laß uns eilen, denn die Zeit ist kurz.“ Darauf führte sie ihn in die Burg, wo er die drei Aufgaben lösen sollte. Zunächst

wurde er zu einem Raben gebracht, welchen alle Burgbewohner in großen Ehren hielten; derselbe war zahm, bewegte sich überall frei herum und sprach Worte in einer fremden Sprache. Da sollte nun der Fremdling sagen, was diese Worte bedeuteten. Wirklich gelang ihm dies auch, und sofort hob sich die Burg ein Stück aus der Erde. Darauf sollte er einen gewaltigen Speer durch einen aufgehangenen, ziemlich engen Ring schleudern, und zuletzt ein großes Trinkhorn, ohne abzusetzen, bis auf den Grund leeren. So sehr er sich auch anstrengte: es war ihm nicht möglich, mit dem Speere das Ziel zu treffen; und während er sich noch damit abmühte, ertönte vom Turme der Glockenschlag Eins, worauf die Burg augenblicklich wieder versank und den Wanderer mit einschloß, welcher nun wie die anderen Bewohner in einen tiefen Schlaf verfiel. Erst sieben Jahre nachher, als die Burg abermals offen war und er nochmals, aber vergeblich, versucht hatte, die beiden letzten Arbeiten zu vollbringen, kam er eben noch zur rechten Zeit an die Oberwelt, ehe er aufs neue von ihr ausgeschlossen wurde. Seitdem ist es noch keinem gelungen, die Burg von dem Zauber zu befreien, und die Versunkenen warten noch ihres Retters. —

304. Der Berggeist.

(Kuhn und Schwarz, Norddeutsche Sagen No. 230.)

In den Kohlengruben bei Zscherben in der Nähe von Halle zeigt sich oft ein Berggeist, der trägt große Stulpstiefel, gelbe lederne Hosen und Blechhandschuhe, an denen vorn spitzige Haken befindlich sind, so daß, wenn er einem im Zorn eine Ohrfeige giebt, die Spuren davon ewig sichtbar bleiben.

305. Die Steinkreuze bei Bölberg.

(v. Dreyhaupt, Beschreibung des Saalkreises II., S. 882.)

Nahe beim Dorfe Bölberg unweit Halle stehen an der Straße drei alte steinerne Kreuze, unter welchen, wie man sagt,

drei Mühlbursche liegen, die sich daselbst geschlagen und einander mit den Mühläxten tot gehauen haben.

306. Der lange Stein bei Dölau.

(v. Dreyhaupt, Beschreibung des Saalkreises II., 895.)

In der Dölauer Mark steht nach Mitternacht zu in dem Feldschlage Guricke ein großer, langer, runder Stein aus Einem Stück, welcher inwendig hohl und über der Erde acht einhalbe Elle hoch ist, und unten neun Ellen, ganz oben aber drei einviertel Elle im Umfang hat; der heißt der lange Stein. Auf ihm soll zu heidnischen Zeiten nach uralter Ueberlieferung ein Götzenbild gestanden haben. Die nahe dabei gelegene Feldmark heißt Ostrau.

307. Der Teufelsstein bei Sennewitz.

(v. Dreyhaupt, Beschreibung des Saalkreises II., 958.)
(Sommer, Sagen No. 46.)

Etwa fünfzig Schritt von der Kirche des Dorfes Sennewitz nördlich von Halle liegt an einem Grubenrande ein großer Feldstein, welcher oben fünf Löcher wie von fünf Fingern hat, der heißt der Teufelsstein. Diesen hat der Teufel vom Petersberge aus nach der Kirche geworfen, um sie zu zerschmettern; der Wurf ist aber zu kurz geraten, und der Stein vor der Kirche niedergefallen. Die fünf Löcher darin sind die Spuren von des Teufels Krallen. Das eine große auf der einen Seite kommt vom Daumen, die übrigen weit kleineren von den Fingern; der kleine Finger hat sich am wenigsten tief eingedrückt. Der Stein war ungeheuer groß und fuhr tief in die Erde; die Spitze, welche hervorragt, ist kaum der zehnte Teil des Ganzen. Von der Erschütterung aber bekam die Kirche einen Riß, den man mehrere Jahrhunderte hindurch vergeblich zuzumauern suchte, denn immer wieder brach er auf. Erst in der neueren Zeit ist es gelungen, den Spalt zu füllen.

308. Der Basilisk an der Kirche zu Neutz.

(v. Dreyhaupt, Beschreibung des Saalkreises II., 936.)

An der Kirche zu Neutz bei Wettin findet man einen Basilisk mit Eiern und einem Spiegel dabei in Stein ausgehauen zum Gedächtnis folgender Begebenheit. Als man nämlich den Grund zur Neutzer Kirche grub, fand man einen Basilisk, der funfzehn Eier unter sich hatte. Nachdem derselbe bereits drei Männer durch seinen Blick getötet, hat man ihm einen Spiegel vorgehalten und so durch sich selbst den Tod gegeben.

309. Die Teufelsstufe.

(v. Dreyhaupt, Beschreibung des Saalkreises. II., S. 892.)

In der wüsten Feldmark Denitz zwischen Domnitz und Neutz bei Wettin liegt unweit der Mauertrümmer einer alten Kirche in der sogenannten güldenen Breite ein ziemlicher Feldstein, die Teufelsstufe genannt, von welchem nach uralter Ueberlieferung erzählt wird, der Teufel habe mit Skt. Peter gewettet, von diesem Steine eine Meile breit bis auf den Petersberg zu schreiten, habe dann den Schritt gemacht und den Stein zum Wahrzeichen hinterlassen.

310. Der Hesselborn bei Lebendorf.

(v. Dreyhaupt, Beschreibung des Saalkreises II., S. 915.)

Nahe bei dem Dorfe Lebendorf, welches eine Meile von Alsleben an der Halleschen Straße liegt, ist ein kleiner, gemauerter Brunnen mit sehr schönem, klarem und gesundem Wasser, der heißt der Hesselborn. Aus diesem soll sich Kaiser Otto I. auf einer Reise bei großer Hitze erquickt und dann gesagt haben, er habe nun neues Leben bekommen. Davon bekam das Dorf nachgehends den Namen Lebendorf.

Druck von Friedrich Klöppel in Eisleben.



